This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Nr 3513/16.

Stanford U[illegible]ries

№ 961.

CARL

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Elfter Band.

Französische Zustände. Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

MEH

PT 2301
A1
1861
v. 11-12

Französische Zustände

von

Heinrich Heine.

Vierter Theil.

Kunstberichte aus Paris.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers IX

Kunstberichte aus Paris.

Französische Maler.

Gemäldeausstellung von 1831 9
Ary Scheffer 12
Horace Vernet 23
Delacroix 29
Decamps 35
Lessore 45
Schnetz 46
L. Robert 48
Delaroche 62
Gemäldeausstellung von 1833 94
Gemäldeausstellung von 1843 119
Horace Vernet 122

Über die französische Bühne.

I. Ernst Raupach 131
II. Das deutsche und das französische Lustspiel . . . 144

Seite

III. Die Leidenschaft in der französischen Tragödie . 157
IV. Einwirkung des politischen Zustandes auf die Tragödiendichtung in Frankreich 168
V. Die Bedeutung Napoleon's für die französische Bühne 183
VI. Alexandre Dumas und Victor Hugo 195
VII. Die Schauspielkunst in England, Frankreich und Deutschland 211
VIII. Die Bühnendichter der Boulevards-Theater . . 225
IX. Die große Oper. Rossini und Meyerbeer . . . 236
X. Die Koncertvirtuosen. Berlioz, Liszt, Chopin . . 260
Anhang. George Sand 282

Musikalische Berichte aus Paris.

Spontini und Meyerbeer 311
Musikalische Saison von 1841.
Das gegenwärtige „Zeitalter der Musik." Liszt, l'Ami de Beethoven, Döhler, Vieuxtemps, Beriot, Artôt, Haumann, die Gebrüder Francō-Mendez, Batta, Mademoiselle Löwe, Meyerbeer 326
Der Karneval in Paris. Das Ballett und die Volkstänze 345
Rossini und Mendelssohn 356
Musikalische Saison von 1843.
1. Das Klaviervirtuosenthum. Der Violinist Sivori 365
2. Dreyschock, Villmers, Kalkbrenner & Sohn, Pixis, Eduard Wolf, Stephan Heller, Thalberg, Chopin, Opern-Novitäten, Konradin Kreutzer, der „alte Dessauer," Schindler 375

Seite

Musikalische Saison von 1844.

1. Berlioz, Mendelssohn, Hiller, Liszt, Döhler, Halle, Schad, Kontski, Mathias, Künstlerehen, Ole Bull, Sivori, Batta, Semmelmann, Ernst 396

2. Rossini, Halevy, Spontini, Meyerbeer, Madame Stolz, Mario und Grisi, Pauline Viardot, Auber und Scribe, Adam, die Polka 416

Spätere Notiz. Jenny Lind 432

Vorwort des Herausgebers.

Der Bericht über die Gemäldeausstellung von 1831 wurde zuerst im „Morgenblatt“ vom 27. Oktober bis 26. November desselben Jahres abgedruckt, und später, zugleich mit dem Bericht über die Ausstellung von 1833, unter dem Gesammttitel „Französische Maler,“ in den (1834 erschienenen) ersten Band des „Salon“ hinübergenommen. Den Bericht über die Gemäldeausstellung von 1843 entnahm ich den unter dem Titel „Lutetia“ gesammelten Korrespondenzberichten Heine's für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ (Vermischte Schriften, dritter Band), um demselben hier einen geeigneteren Platz anzuweisen. — In der französischen Ausgabe ist der Bericht über die Ausstellung von 1831 in dem Buche „De la France“ enthalten; der Bericht über die Ausstellung von 1833 fehlt; der-

jenige über die Ausstellung von 1843 findet sich in der „Lutèce“ den politischen Korrespondenzen angereiht.

Die Briefe „über die französische Bühne“ wurden zuerst 1837 im dritten Jahrgange von A. Lewald's „Theater-Revue,“ und später 1840 im vierten Bande des „Salon“ abgedruckt. In der französischen Ausgabe sind dieselben nach der älteren Fassung übersetzt und, mit Weglassung der beiden letzten Briefe, dem Buche „De la France“ einverleibt. Ich habe den bisher im ersten Bande der „Lutetia“ (Vermischte Schriften, zweiter Band) befindlichen Aufsatz über George Sand anhangsweise hinzugefügt.

Die „musikalischen Berichte aus Paris“ sind sämmtlich den in der „Lutetia“ („Lutèce“) gesammelten Korrespondenzberichten für die „Allgemeine Zeitung“ (Vermischte Schriften, zweiter und dritter Band) entnommen, und hier zum ersten Mal unter einer besonderen Rubrik aneinander gereiht. Nur die am Schlusse befindliche „spätere Notiz“ über Jenny Lind ist in der „Allgemeinen Zeitung“ nicht zum Abdruck gelangt.

Die eingeklammerten Ergänzungen aus der letztgenannten Zeitung finden sich im vorliegenden Bande auf den Seiten: 127, 282, 287—288, 312

— 313, 328, 332, 333, 338, 367, 372, 376, 382, 383, 384, 385—386, 400, 403—404, 405, 410, 412, 414, 417, 421, 424 und 431.

Aus dem „Morgenblatt“ von 1831 entlehnte ich die eingeklammerten Stellen auf den Seiten 32, 63, 73, 85 und 87.

Die eingeklammerten Stellen auf den Seiten 133—134, 149, 150, 154, 168—169, 177—182, 211—214, 222, 251—252, 256, 257, 262—263, 264, 265, 272—275 und 278—281 sind dem dritten Jahrgange der Lewald'schen „Theater-Revue“ entnommen.

Aus der französischen Ausgabe endlich habe ich folgende Stellen ergänzt:

S. 121 Herr August Leo,

S. 294 Ich wollte aussprechen — als wären sie Paganinis . . .

S. 311 lithographierten

S. 321 Er würde für ihn das Kostgeld — so gäbe man ihm die Douche.

S. 388 die Schwiegermutter des großen Giacomo Meyerbeer,

S. 407 ein Houdin,

S. 407 gratis

S. 418 und mehr als noth thut — Komponisten des Tages.

Französische Zustände.

Lutetia.

Berichte

über

Politik, Kunst und Volksleben.

Kunstberichte aus Paris.

Französische Maler.

Gemäldeausstellungen in Paris.

Gemäldeausſtellung von 1831.

(Geſchrieben im September und Oktober 1831.)

Der Salon iſt jetzt geſchloſſen, nachdem die Gemälde deſſelben ſeit Anfang Mai ausgeſtellt worden. Man hat ſie im Allgemeinen nur mit flüchtigen Augen betrachtet; die Gemüther waren anderwärts beſchäftigt und mit ängſtlicher Politik erfüllt. Was mich betrifft, der ich in dieſer Zeit zum erſten Male die Hauptſtadt beſuchte und von unzählig neuen Eindrücken befangen war, ich habe noch viel weniger, als Andere, mit der erforderlichen Geiſtesruhe die Säle des Louvres durchwandeln können. Da ſtanden ſie neben einander, an die dreitauſend, die hübſchen Bilder, die armen Kinder der Kunſt, denen die geſchäftige Menge nur das Almoſen eines gleichgültigen Blicks zuwarf. Mit ſtummen Schmerzen

bettelten sie um ein bischen Mitempfindung oder um Aufnahme in einem Winkelchen des Herzens. Vergebens! die Herzen waren von der Familie der eigenen Gefühle ganz angefüllt und hatten weder Raum noch Futter für jene Fremdlinge. Aber Das war es eben, die Ausstellung glich einem Waisenhause, einer Sammlung zusammengeraffter Kinder, die sich selbst überlassen gewesen und wovon keins mit dem anderen verwandt war. Sie bewegte unsere Seele, wie der Anblick unmündiger Hilflosigkeit und jugendlicher Zerrissenheit.

Welch verschiedenes Gefühl ergreift uns dagegen schon beim Eintritt in eine Galerie jener italiänischen Gemälde, die nicht als Findelkinder ausgesetzt worden in die kalte Welt, sondern an den Brüsten einer großen, gemeinsamen Mutter ihre Nahrung eingesogen und als eine große Familie, befriedet und einig, zwar nicht immer dieselben Worte, aber doch dieselbe Sprache sprechen.

Die katholische Kirche, die einst auch den übrigen Künsten eine solche Mutter war, ist jetzt verarmt und selber hilflos. Jeder Maler malt jetzt auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens giebt ihm den Stoff, die Palette giebt ihm die glänzendsten Farben, und die Lein-

wand ist geduldig. Dazu kommt noch, dass jetzt bei den französischen Malern die missverstandene Romantik grassiert, und nach ihrem Hauptprincip Jeder sich bestrebt, ganz anders als die Andern zu malen, oder, wie die kursierende Redensart heißt, seine Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen. Welche Bilder hiedurch manchmal zum Vorschein kommen, lässt sich leicht errathen.

Da die Franzosen jedenfalls viel gesunde Vernunft besitzen, so haben sie das Verfehlte immer richtig beurtheilt, das wahrhaft Eigenthümliche leicht erkannt, und aus einem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen leicht herausgefunden. Die Maler, deren Werke man am meisten besprach und als das Vorzüglichste pries, waren A. Scheffer, H. Vernet, Delacroix, Decamps, Lessore, Schnetz, Delaroche und Robert. Ich darf mich also darauf beschränken, die öffentliche Meinung zu referieren. Sie ist von der meinigen nicht sehr abweichend. Beurtheilung technischer Vorzüge oder Mängel will ich so viel als möglich vermeiden. Auch ist Dergleichen von wenig Nutzen bei Gemälden, die nicht in öffentlichen Galerien der Betrachtung ausgestellt bleiben, und noch weniger nützt es dem deutschen Berichtempfänger, der sie gar nicht gesehen. Nur Winke über das Stoffartige und die Bedeutung der

Gemälde mögen Letzterem willkommen sein. Als gewissenhafter Referent erwähne ich zuerst die Gemälde von

A. Scheffer.

Haben doch der Faust und das Gretchen dieses Malers im ersten Monat der Ausstellung die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, da die besten Werke von Delaroche und Robert erst späterhin aufgestellt wurden. Überdies, wer nie Etwas von Scheffer gesehen, wird gleich frappiert von seiner Manier, die sich besonders in der Farbengebung ausspricht. Seine Feinde sagen ihm nach, er male nur mit Schnupftaback und grüner Seife. Ich weiß nicht, wie weit sie ihm Unrecht thun. Seine braunen Schatten sind nicht selten sehr affektiert und verfehlen den in Rembrandt'scher Weise beabsichtigten Lichteffekt. Seine Gesichter haben meistens jene fatale Kouleur, die uns manchmal das eigene Gesicht verleiden konnte, wenn wir es, überwacht und verdrießlich, in jenen grünen Spiegeln erblickten, die man in alten Wirthshäusern, wo der Postwagen des Morgens stille hält, zu finden pflegt. Betrachtet man aber Scheffer's Bilder etwas näher und länger, so befreundet man sich mit seiner Weise, man findet die Behandlung des Ganzen sehr poe-

tiſch, und man ſieht, daſs aus den trübſinnigen Farben ein lichtes Gemüth hervorbricht, wie Sonnenſtrahlen aus Nebelwolken. Jene mürriſch gefegte, gewiſchte Malerei, jene todmüden Farben mit unheimlich vagen Umriſſen, ſind in den Bildern von Fauſt und Gretchen ſogar von gutem Effekt. Beide ſind lebensgroße Knieſtücke. Fauſt ſitzt in einem mittelalterthümlichen rothen Seſſel, neben einem mit Pergamentbüchern bedeckten Tiſche, der ſeinem linken Arm, worin ſein bloßes Haupt ruht, als Stütze dient. Den rechten Arm, mit der flachen Hand nach außen gekehrt, ſtemmt er gegen ſeine Hüfte. Gewand ſeifengrünlich blau. Das Geſicht faſt Profil und ſchnupftabacklich fahl; die Züge deſſelben ſtreng edel. Trotz der kranken Miſsfarbe, der gehöhlten Wangen, der Lippenwelkheit, der eingedrückten Zerſtörnis, trägt dieſes Geſicht dennoch die Spuren ſeiner ehemaligen Schönheit, und indem die Augen ihr holdwehmüthiges Licht darüber hingießen, ſieht es aus wie eine ſchöne Ruine, die der Mond beleuchtet.

Ja, dieſer Mann iſt eine ſchöne Menſchenruine; in den Falten über dieſen verwitterten Augbrauen brüten fabelhaft gelahrte Eulen, und hinter dieſer Stirne lauern böſe Geſpenſter; um Mitternacht öffnen ſich dort die Gräber verſtorbener Wünſche,

bleiche Schatten dringen hervor, und durch die öden Hirnkammern ſchleicht, wie mit gebundenen Füßen, Gretchen's Geiſt. Das iſt eben das Verdienſt des Malers, daſs er uns nur den Kopf eines Mannes gemalt hat, und daſs der bloße Anblick deſſelben uns die Gefühle und Gedanken mittheilt, die ſich in des Mannes Hirn und Herzen bewegen. Im Hintergrunde, kaum ſichtbar und ganz grün, widerwärtig grün gemalt, erkennt man auch den Kopf des Mephiſtopheles, des böſen Geiſtes, des Vaters der Lüge, des Fliegengotts, des Gottes der grünen Seife.

Gretchen iſt ein Seitenſtück von gleichem Werthe. Sie ſitzt ebenfalls auf einem gedämpft rothen Seſſel, das ruhende Spinnrad mit vollem Wocken zur Seite; in der Hand hält ſie ein aufgeſchlagenes Gebetbuch, worin ſie nicht lieſt und worin ein verblichen buntes Muttergottesbildchen hervortröſtet. Sie hält das Haupt geſenkt, ſo daſs die größere Seite des Geſichtes, das ebenfalls faſt Profil, gar ſeltſam beſchattet wird. Es iſt, als ob des Fauſtes nächtliche Seele ihren Schatten werfe über das Antlitz des ſtillen Mädchens. Die beiden Bilder hingen nahe neben einander, und es war um ſo bemerkbarer, daſs auf dem des Fauſtes aller Lichteffekt dem Geſichte gewidmet worden, daſs hingegen auf Gretchen's Bild weniger das Geſicht, und deſto mehr

deſſen Umriſſe beleuchtet ſind. Letzteres erhielt dadurch noch etwas unbeſchreibbar Magiſches. Gretchen's Mieder iſt ſaftig grün, ein ſchwarzes Käppchen bedeckt ihre Scheitel, aber ganz ſpärlich, und von beiden Seiten dringt ihr ſchlichtes, goldgelbes Haar um ſo glänzender hervor. Ihr Geſicht bildet ein rührend edles Oval, und die Züge ſind von einer Schönheit, die ſich ſelbſt verbergen möchte aus Beſcheidenheit. Sie iſt die Beſcheidenheit ſelbſt, mit ihren lieben blauen Augen. Es zieht eine ſtille Thräne über die ſchöne Wange, eine ſtumme Perle der Wehmuth. Sie iſt zwar Wolfgang Goethe's Gretchen, aber ſie hat den ganzen Friedrich Schiller geleſen, und ſie iſt viel mehr ſentimental als naiv, und viel mehr ſchwer idealiſch als leicht graciös. Vielleicht iſt ſie zu treu und zu ernſthaft, um graciös ſein zu können, denn die Grazie beſteht in der Bewegung. Dabei hat ſie etwas ſo Verläßliches, ſo Solides, ſo Reelles, wie ein barer Louisd'or, den man noch in der Taſche hat. Mit einem Wort, ſie iſt ein deutſches Mädchen, und wenn man ihr tief hineinſchaut in die melancholiſchen Veilchen, ſo denkt man an Deutſchland, an duftige Lindenbäume, an Hölty's Gedichte, an den ſteinernen Roland vor dem Rathhaus, an den alten Konrektor, an ſeine roſige Nichte, an das Forſthaus mit den Hirſchge-

weihen, an ſchlechten Taback und gute Geſellen, an Großmutters Kirchhofgeſchichten, an treuherzige Nachtwächter, an Freundſchaft, an erſte Liebe und allerlei andere ſüße Schnurrpfeifereien. — Wahrlich, Scheffer's Gretchen kann nicht beſchrieben werden. Sie hat mehr Gemüth als Geſicht. Sie iſt eine gemalte Seele. Wenn ich bei ihr vorüberging, ſagte ich immer unwillkürlich: „Liebes Kind!“

Leider finden wir Scheffer's Manier in allen ſeinen Bildern, und wenn ſie ſeinem Fauſt und Gretchen angemeſſen iſt, ſo miſsfällt ſie uns gänzlich bei Gegenſtänden, die eine heitere, klare, farbenglühende Behandlung erforderten, z. B. bei einem kleinen Gemälde, worauf tanzende Schulkinder. Mit ſeinen gedämpften, freudloſen Farben hat uns Scheffer nur einen Rudel kleiner Gnomen dargeſtellt. Wie bedeutend auch ſein Talent der Porträtirung iſt, ja, wie ſehr ich hier ſeine Originalität der Auffaſſung rühmen muſs, ſo ſehr widerſteht mir auch hier ſeine Farbengebung. Es gab aber ein Porträt im Salon, wofür eben die Scheffer'ſche Manier ganz geeignet war. Nur mit dieſen unbeſtimmten, gelogenen, geſtorbenen, charakterloſen Farben konnte der Mann gemalt werden, deſſen Ruhm darin beſteht, daſs man auf ſeinem Geſichte nie ſeine Gedanken leſen konnte, ja, daſs man immer das Gegen-

theil darauf las. Es iſt der Mann, dem wir hinten Fußtritte geben könnten, ohne daſs vorne das ſtereotype Lächeln von ſeinen Lippen ſchwände. Es iſt der Mann, der vierzehn falſche Eide geſchworen, und deſſen Lügentalente von allen aufeinander folgenden Regierungen Frankreichs benutzt wurden, wenn irgend eine tödliche Perfidie ausgeübt werden ſollte, ſo daſs er an jene alte Giftmiſcherin erinnert, an jene Locuſta, die wie ein frevelhaftes Erbſtück im Hauſe des Auguſtus lebte, und ſchweigend und ſicher dem einen Cäſar nach dem andern und dem einen gegen den andern zu Dienſte ſtand mit ihrem diplomatiſchen Tränklein *). Wenn ich vor dem Bilde des falſchen Mannes ſtand, den Scheffer ſo treu gemalt, dem er mit ſeinen Schierlingsfarben ſogar die vierzehn falſchen Eide ins Geſicht hinein gemalt, dann durchfröſtelte mich der Gedanke: Wem gilt wohl ſeine neueſte Miſchung in London?

Scheffer's Heinrich IV. und Ludwig Philipp I., zwei Reitergeſtalten in Lebensgröße, verdienen jedenfalls eine beſondere Erwähnung. Erſterer, le roi par droit de conquête et par droit de naissance, hat vor meiner Zeit gelebt; ich weiß nur, daſs er

*) Hier ſchließt dieſer Abſatz in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

einen Henri-quatre getragen, und ich kann nicht bestimmen, in wie weit er getroffen ist. Der Andere, le roi des barricades, le roi par la grâce du peuple souverain, ist mein Zeitgenosse, und ich kann urtheilen, ob sein Porträt ihm ähnlich sieht oder nicht*). Ich sah letzteres, ehe ich das Vergnügen hatte, Seine Majestät den König selbst zu sehen, und ich erkannte ihn dennoch nicht im ersten Augenblick. Ich sah ihn vielleicht in einem allzu sehr erhöhten Seelenzustande, nämlich am ersten Festtage der jüngsten Revolutionsfeier, als er durch die Straßen von Paris einherritt, in der Mitte der jubelnden Bürgergarde und der Juliusdekorierten, die Alle, wie wahnsinnig, die Parisienne und die Marseiller Hymne brüllten, auch mitunter die Carmagnole tanzten. Seine Majestät der König saß hoch zu Roß, halb wie ein gezwungener Triumphator, halb wie ein freiwillig Gefangener, der einen Triumphzug zieren soll; ein entthronter Kaiser ritt symbolisch oder auch prophetisch an seiner Seite; seine beiden jungen Söhne ritten ebenfalls neben ihm, wie blühende Hoffnungen, und seine

*) In den französischen Ausgaben fehlt die oben nachfolgende Stelle bis zu den Worten: „Das Bild ist ziemlich getroffen ꝛc.“

Der Herausgeber.

ſchwülſtigen Wangen glühten hervor aus dem Waldbunkel des großen Backenbarts, und ſeine ſüßlich grüßenden Augen glänzten vor Luſt und Verlegenheit. Auf dem Scheffer'ſchen Bilde ſieht er minder kurzweilig aus, ja faſt trübe, als ritte er eben über die Place de grève, wo ſein Vater geköpft worden; ſein Pferd ſcheint zu ſtraucheln. Ich glaube, auf dem Scheffer'ſchen Bilde iſt auch der Kopf nicht oben ſo ſpitz zulaufend, wie beim erlauchten Originale, wo dieſe eigenthümliche Bildung mich immer an das Volkslied erinnert:

Es ſteht eine Tann' im tiefen Thal,
Iſt unten breit und oben ſchmal.

Sonſt iſt das Bild ziemlich getroffen, ſehr ähnlich; doch dieſe Ähnlichkeit entdeckte ich erſt, als ich den König ſelbſt geſehen. Das ſcheint mir bedenklich, ſehr bedenklich für den Werth der ganzen Scheffer'ſchen Porträtmalerei.

Die Porträtmaler laſſen ſich nämlich in zwei Klaſſen eintheilen. Die Einen haben das wunderbare Talent, gerade diejenigen Züge aufzufaſſen und hinzumalen, die auch dem fremden Beſchauer eine Idee von dem darzuſtellenden Geſichte geben, ſo daſs er den Charakter des unbekannten Originals gleich begreift und letzteres, ſobald er deſſen anſichtig wird,

gleich wieder erkennt. Bei den alten Meistern, vornehmlich bei Holbein, Tizian und Vandyk finden wir solche Weise, und in ihren Porträten frappiert uns jene Unmittelbarkeit, die uns die Ähnlichkeit derselben mit den längstverstorbenen Originalen so lebendig zusichert. „Wir möchten darauf schwören, daſs diese Porträte getroffen sind!“ sagen wir dann unwillkürlich, wenn wir Galerien durchwandeln.

Eine zweite Weise der Porträtmalerei finden wir namentlich bei englischen und französischen Malern, die nur das leichte Wiedererkennen beabsichtigen, und nur jene Züge auf die Leinwand werfen, die uns das Gesicht und den Charakter des wohlbekannten Originals ins Gedächtnis zurückrufen. Diese Maler arbeiten eigentlich für die Erinnerung, und sie sind überaus beliebt bei wohlerzogenen Eltern und zärtlichen Eheleuten, die uns ihre Gemälde nach Tische zeigen, und uns nicht genug versichern können, wie gar niedlich der liebe Kleine getroffen war, ehe er die Würmer bekommen, oder wie sprechend ähnlich der Herr Gemahl ist, den wir noch nicht die Ehre haben zu kennen, und dessen Bekanntschaft uns noch bevorsteht, wenn er von der Braunschweiger Messe zurückkehrt.

Scheffer's „Leonore“ ist in Hinsicht der Farbengebung weit ausgezeichneter, als seine übrigen

Stücke. Die Geſchichte iſt in die Zeit der Kreuzzüge verlegt, und der Maler gewann dadurch Gelegenheit zu brillanteren Koſtümen und überhaupt zu einem romantiſchen Kolorit. Das heimkehrende Heer zieht vorüber, und die arme Leonore vermiſſt darunter ihren Geliebten. Es herrſcht in dem ganzen Bilde eine ſanfte Melancholie, Nichts läſſt den Spuk der künftigen Nacht vorausahnen. Aber ich glaube eben, weil der Maler die Scene in die fromme Zeit der Kreuzzüge verlegt hat, wird die verlaſſene Leonore nicht die Gottheit läſtern und der todte Reiter wird ſie nicht abholen. Die Bürger'ſche Leonore lebte in einer proteſtantiſchen, ſkeptiſchen Periode, und ihr Geliebter zog in den ſiebenjährigen Krieg, um Schleſien für den Freund Voltaire's zu erkämpfen. Die Scheffer'ſche Leonore lebte hingegen in einem katholiſchen, gläubigen Zeitalter, wo Hunderttauſende, begeiſtert von einem religiöſen Gedanken, ſich ein rothes Kreuz auf den Rock nähten und als Pilgerkrieger nach dem Morgenlande wanderten, um dort ein Grab zu erobern. Sonderbare Zeit! Aber, wir Menſchen, ſind wir nicht alle Kreuzritter, die wir mit allen unſeren mühſeligen Kämpfen am Ende nur ein Grab erobern? Dieſen Gedanken leſe ich auf dem edlen Geſichte des Ritters, der von ſeinem hohen Pferde herab ſo mitleidig auf die trauernde

Leonore niederſchaut. Dieſe lehnt ihr Haupt an die Schultern der Mutter. Sie iſt eine trauernde Blume, ſie wird welken, aber nicht läſtern. Das Scheffer'ſche Gemälde iſt eine ſchöne, muſikaliſche Kompoſition; die Farben klingen darin ſo heiter trübe, wie ein wehmüthiges Frühlingslied.

Die übrigen Stücke von Scheffer verdienen keine Beachtung*). Dennoch gewannen ſie vielen Beifall, während manch beſſeres Bild von minder ausgezeichneten Malern unbeachtet blieb. So wirkt der Name des Meiſters. Wenn Fürſten einen böhmiſchen Glasſtein am Finger tragen, wird man ihn für einen Diamanten halten, und trüge ein Bettler auch einen echten Diamantring, ſo würde man doch meinen, es ſei eitel Glas.

Die oben angeſtellte Betrachtung leitet mich auf

---

*) Statt des vorhergehenden Abſatzes, heißt es in dem älteſten Abdruck: „Scheffer's Leonore, die im vorbeiziehenden Heere ihren Wilhelm vermiſſt, verdient die wenigſte Beachtung. Die Legende iſt hier in die Zeit der Kreuzzüge verlegt, und das Koſtüm derſelben iſt dem Charakter des Stoffes nicht angemeſſen. Dies Stück hat dennoch vielen Beifall gewonnen, während manch beſſeres Bild ꝛc.“

Der Herausgeber.

Horace Vernet.

Der hat auch nicht mit lauter echten Steinen den diesjährigen Salon geschmückt. Das vorzüglichste seiner ausgestellten Gemälde war eine Judith, die im Begriff steht, den Holofernes zu tödten. Sie hat sich eben vom Lager desselben erhoben, ein blühend schlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften hastig geschürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt sie ein blassgelbes Unterkleid, dessen Ärmel von der rechten Schulter herunterfällt, und den sie mit der linken Hand, etwas metzgerhaft, und doch zugleich bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe streift; denn mit der rechten Hand hat sie eben das krumme Schwert gezogen gegen den schlafenden Holofernes. Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hostie. Ihr Kopf ist wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; schwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, sondern sich bäumen, furchtbar graciös. Das Gesicht ist etwas beschattet, und süße Wildheit, düstere Holdseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße

Grauſamkeit und die Lüſternheit der Rache; denn ſie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häſslichen Heiden. In der That, Dieſer iſt nicht ſonderlich liebreizend, aber im Grunde ſcheint er doch ein bon enfant zu ſein. Er ſchläft ſo gutmüthig in der Nachwonne ſeiner Beſeligung; er ſchnarcht vielleicht, oder, wie Luiſe ſagt, er ſchläft laut; ſeine Lippen bewegen ſich noch, als wenn ſie küſſten; er lag noch eben im Schoße des Glücks, oder vielleicht lag auch das Glück in ſeinem Schoße; und trunken von Glück und gewiſs auch von Wein, ohne Zwiſchenſpiel von Qual und Krankheit, ſendet ihn der Tod durch ſeinen ſchönſten Engel in die weiße Nacht der ewigen Vernichtung. Welch ein beneidenswerthes Ende! Wenn ich einſt ſterben ſoll, ihr Götter, laſſt mich ſterben wie Holofernes!

Iſt es Ironie von Horace Vernet, daſs die Strahlen der Frühſonne auf den Schlafenden, gleichſam verklärend, hereinbrechen, und daſs eben die Nachtlampe erliſcht?

Minder durch Geiſt, als vielmehr durch kühne Zeichnung und Farbengebung, empfiehlt ſich ein anderes Gemälde von Vernet, welches den jetzigen Papſt vorſtellt. Mit der goldenen dreifachen Krone auf dem Haupte, gekleidet mit einem goldgeſtickten weißen Gewande, auf einem goldenen Stuhle ſitzend,

wird der Knecht der Knechte Gottes in der Peterskirche herumgetragen. Der Papst selbst, obgleich rothwangig, sieht schwächlich aus, fast verbleichend in dem weißen Hintergrund von Weihrauchdampf und weißen Federwedeln, die über ihn hingehalten werden. Aber die Träger des päpstlichen Stuhles sind stämmige, charaktervolle Gestalten in karmoisinrothen Livréen, die schwarzen Haare herabfallend über die gebräunten Gesichter. Es kommen nur Drei davon zum Vorschein, aber sie sind vortrefflich gemalt. Dasselbe lässt sich rühmen von den Kapuzinern, deren Häupter nur, oder vielmehr deren gebeugte Hinterhäupter mit den breiten Tonsuren im Vordergrunde sichtbar werden. Aber eben die verschwimmende Unbedeutenheit der Hauptpersonen und das bedeutende Hervortreten der Nebenpersonen ist ein Fehler des Bildes. Letztere haben mich durch die Leichtigkeit, womit sie hingeworfen sind, und durch ihr Kolorit an den Paul Veronese erinnert. Nur der venezianische Zauber fehlt, jene Farbenpoesie, die, gleich dem Schimmer der Lagunen, nur oberflächlich ist, aber dennoch die Seele so wunderbar bewegt.

In Hinsicht der kühnen Darstellung und der Farbengebung, hat sich ein drittes Bild von Horace Vernet vielen Beifall erworben. Es ist die Arre-

tierung der Prinzen Condé, Conti und Longueville. Der Schauplatz ist eine Treppe des Palais-Royal, und die arretierten Prinzen steigen herab, nachdem sie eben, auf Befehl Annens von Österreich, ihre Degen abgegeben. Durch dieses Herabsteigen behält fast jede Figur ihren ganzen Umriß. Condé ist der Erste auf der untersten Stufe; er hält sinnend seinen Knebelbart in der Hand, und ich weiß, was er denkt. Von der obersten Stufe der Treppe kommt ein Officier herab, der die Degen der Prinzen unterm Arme trägt. Es sind drei Gruppen, die natürlich entstanden und natürlich zusammengehören. Nur wer eine sehr hohe Stufe in der Kunst erstiegen, hat solche Treppenideen*).

Zu den weniger bedeutenden Bildern von Horace Vernet gehört ein Camille Desmoulins, der im Garten des Palais-Royal auf eine Bank steigt und das Volk haranguiert. Mit der linken Hand reißt er ein grünes Blatt von einem Baume, in der rechten hält er eine Pistole. Armer Camille! dein Muth war nicht höher als diese Bank, und da wolltest du stehen bleiben, und du schautest dich um. „Vorwärts, immer vorwärts!“ ist aber das

*) Die nächsten zwei Absätze fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Zauberwort, das die Revolutionäre aufrecht erhalten kann; — bleiben sie stehen und schauen sie sich um, dann sind sie verloren, wie Eurydice, als sie, dem Saitenspiel des Gemahls folgend, nur einmal zurückschaute in die Greuel der Unterwelt. Armer Camille! armer Bursche! Das waren die lustigen Flegeljahre der Freiheit, als du auf die Bank sprangest und dem Despotismus die Fenster einwarfest und Laternenwitze rissest; der Spaß wurde nachher sehr trübe, die Füchse der Revolution wurden bemooste Häupter, denen die Haare zu Berge stiegen, und du hörtest schreckliche Töne neben dir erklingen, und hinter dir, aus dem Schattenreich, riefen dich die Geisterstimmen der Gironde, und du schautest dich um.

In Hinsicht der Kostüme von 1789 war dieses Bild ziemlich interessant. Da sah man sie noch, die gepuderten Frisuren, die engen Frauenkleider, die erst bei den Hüften sich bauschten, die buntgestreiften Fräcke, die kutscherlichen Oberröcke mit kleinen Kräglein, die zwei Uhrketten, die parallel über dem Bauche hängen, und gar jene terroristischen Westen mit breitaufgeschlagenen Klappen, die bei der republikanischen Jugend in Paris jetzt wieder in Mode gekommen sind und gilets à la Robespierre genannt werden. Robespierre selbst ist ebenfalls auf dem Bilde zu sehen, auffallend durch seine

ſorgfältige Toilette und ſein geſchniegeltes Weſen. In der That, ſein Äußeres war immer ſchmuck und blank, wie das Beil einer Guillotine; aber auch ſein Inneres, ſein Herz, war uneigennützig, unbeſtechbar und konſequent, wie das Beil einer Guillotine. Dieſe unerbittliche Strenge war jedoch nicht Gefühlloſigkeit, ſondern Tugend, gleich der Tugend des Junius Brutus, die unſer Herz verdammt und die unſere Vernunft mit Entſetzen bewundert. Robespierre hatte ſogar eine beſondere Vorliebe für Desmoulins, ſeinen Schulkameraden, den er hinrichten ließ, als dieſer Fanfaron de la liberté eine unzeitige Mäßigung predigte und ſtaatsgefährliche Schwächen beförderte. Während Camille's Blut auf der Grève floſs, floſſen vielleicht in einſamer Kammer die Thränen des Maximilian. Dies ſoll keine banale Redensart ſein. Unlängſt ſagte mir ein Freund, daſs ihm Bourdon de Loïſe erzählt habe, er ſei einſt in das Arbeitszimmer des Comité du Salut public gekommen, als dort Robespierre ganz allein, in ſich ſelbſt verſunken, über ſeinen Akten ſaß und bitterlich weinte.

Ich übergehe die übrigen, noch minder bedeutenden Gemälde von Horace Vernet, dem vielſeitigen Maler, der Alles malt, Heiligenbilder, Schlachten,

Still-Leben, Beſtien, Landſchaften, Porträte, Alles flüchtig, faſt pamphletartig.

Ich wende mich zu

Delacroix,

der ein Bild geliefert, vor welchem ich immer einen großen Volkshaufen ſtehen ſah, und das ich alſo zu denjenigen Gemälden zähle, denen die meiſte Aufmerkſamkeit zu Theil worden. Die Heiligkeit des Sujets erlaubt keine ſtrenge Kritik des Kolorits, welche vielleicht miſslich ausfallen könnte. Aber trotz etwaniger Kunſtmängel athmet in dem Bilde ein großer Gedanke, der uns wunderbar entgegenweht. Eine Volksgruppe während den Juliustagen iſt dargeſtellt, und in der Mitte, beinahe wie eine allegoriſche Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygiſchen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand, und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie ſchreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein ſchöner, ungeſtümer Leib, das Geſicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine ſeltſame Miſchung von Phryne, Poiſſarde und Freiheitsgöttin. Daſs ſie eigentlich Letztere bedeuten ſolle, iſt nicht ganz beſtimmt ausgedrückt, dieſe Figur ſcheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale

Bürde abwirft, darzustellen. Ich kann nicht umhin zu gestehen, diese Figur erinnert mich an jene peripatetischen Philosophinnen, an jene Schnell-Läuferinnen der Liebe oder Schnell-Liebende, die des Abends auf den Boulevards umherschwärmen; ich gestehe, daſs der kleine Schornsteincupido, der, mit einer Pistole in jeder Hand, neben dieser Gassen-Venus steht, vielleicht nicht allein von Ruſs beschmutzt ist; daſs der Pantheonskandidat, der todt am Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Kontremarken des Theaters gehandelt; daſs der Held, der mit seinem Schieſsgewehr hinstürmt, in seinem Gesichte die Galere und in seinem häſslichen Rock gewiſs noch den Duft des Assisenhofes trägt; — aber Das ist es eben, ein groſser Gedanke hat diese gemeinen Leute, diese crapule, geadelt und geheiligt und die entschlafene Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt.

Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, Der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne und wie groſs war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem groſsen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären

gerne aufgeſtanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgeſtiegen, um Bürger zu werden von Paris!*) Aber neidiſch, ängſtlich, wie ſie ſind, fürchteten ſie am Ende, daſs die Menſchen zu hoch und zu herrlich emporblühen möchten, und durch ihre willigen Prieſter ſuchten ſie „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn," und ſie ſtifteten die belgiſche Rebellion, das de Potter'ſche Viehſtück. Es iſt dafür geſorgt, daſs die Freiheitsbäume nicht in den Himmel hineinwachſen.

Auf keinem von allen Gemälden des Salons iſt ſo ſehr die Farbe eingeſchlagen, wie auf Delacroix' Julirevolution. Indeſſen, eben dieſe Abweſenheit von Firnis und Schimmer, dabei der Pulverdampf und Staub, der die Figuren wie graues Spinnweb bedeckt, das ſonnengetrocknete Kolorit, das gleichſam nach einem Waſſertropfen lechzt, alles Dieſes giebt dem Bilde eine Wahrheit, eine Weſenheit, eine Urſprünglichkeit, und man ahnt darin die wirkliche Phyſiognomie der Julitage**).

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Die nachfolgenden Abſätze bis zu der Überſchrift „Decamps" fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Unter den Beschauern waren so Manche, die damals entweder mitgestritten oder doch wenigstens zugesehen hatten, und Diese konnten das Bild nicht genug rühmen. „Matin," rief ein Epicier, „diese Gamins haben sich wie Riesen geschlagen!" Eine junge Dame meinte, auf dem Bilde fehle der polytechnische Schüler, wie man ihn sehe auf allen andern Darstellungen der Julirevolution, deren sehr viele, über vierzig Gemälde, ausgestellt waren. [Ein elsassischer Korporal sprach auf Deutsch zu seinem Kameraden: „Was ist doch die Malerei eine große Künstlichkeit! Wie treu ist das Alles abgebildet! Wie natürlich gemalt ist der Todte, der dort auf der Erde liegt! Man sollte drauf schwören, er lebt!"]

„Papa!" rief eine kleine Karlistin, „wer ist die schmutzige Frau mit der rothen Mütze?" *) — „Nun freilich," spöttelte der noble Papa mit einem

*) Der Anfang dieses Absatzes lautet in der ältesten Fassung: „Papa!" rief eine kleine Karlistin, „wer ist die häßliche Frau mit der rothen Mütze?" — „Nun, so gar häßlich ist sie nicht," spöttelte der noble Papa mit einem süßlich zerquetschten Lächeln; „sie sieht aus wie die schönste von den sieben Todsünden." — „Und sie ist so schmutzig," bemerkte die Kleine. — „Nun freilich, liebes Kind, ꝛc."

Der Herausgeber.

ſüßlich zerquetſchten Lächeln, „nun freilich, liebes Kind, mit der Reinheit der Lilien hat ſie Nichts zu ſchaffen. Es iſt die Freiheitsgöttin.“ — „Papa, ſie hat auch nicht einmal ein Hemd an.“ — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und iſt daher ſehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäſche tragen.“

Bei dieſen Worten zupfte der Mann ſeine Manſchetten etwas tiefer über die langen müßigen Hände, und ſagte zu ſeinem Nachbar: „Eminenz! wenn es den Republikanern heut an der Pforte Saint-Denis gelingt, daſs eine alte Frau von den Nationalgarden todtgeſchoſſen wird, dann tragen ſie die heilige Leiche auf den Boulevards herum, und das Volk wird raſend, und wir haben dann eine neue Revolution.“ — „Tant mieux!“ flüſterte die Eminenz, ein hagerer, zugeknöpfter Menſch, der ſich in weltliche Tracht vermummt, wie jetzt von allen Prieſtern in Paris geſchieht, aus Furcht vor öffentlicher Verhöhnung, vielleicht auch des böſen Gewiſſens halber; „tant mieux, Marquis! wenn nur recht viele Greuel geſchehen, damit das Maß wieder voll wird! Die Revolution verſchluckt dann wieder ihre eignen Anſtifter, beſonders jene eitlen Bankiers, die ſich, Gottlob! jetzt ſchon ruiniert haben.“ — „Ja, Eminenz, ſie wollten uns à tout prix

vernichten, weil wir sie nicht in unsere Salons aufgenommen; Das ist das Geheimnis der Julirevolution, und da wurde Geld vertheilt an die Vorstädter, und die Arbeiter wurden von den Fabrikherrn entlassen, und Weinwirthe wurden bezahlt, die umsonst Wein schenkten und noch Pulver hineinmischten, um den Pöbel zu erhitzen, et du reste, c'était le soleil!"

Der Marquis hat vielleicht Recht: es war die Sonne. Zumal im Monat Juli hat die Sonne immer am gewaltigsten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariser entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und sonnentrunken erhob sich dann das Volk von Paris gegen die morschen Bastillen und Ordonnanzen der Knechtschaft. Sonne und Stadt verstehen sich wunderbar, und sie lieben sich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabsteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der schönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küsst sie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der schönen Stadt Paris. Mit Recht hatte ein französischer Dichter*) den Vorschlag gemacht, das Julifest durch eine symbolische Vermäh-

*) „Mit Recht hatte Barthelemy, einer der tapfersten Dichter Frankreichs" ꝛc. steht in dem ältesten Abdruck.
Der Herausgeber.

lung zu feiern, und wie einſt der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bucentauro beſtiegen, um die herrſchende Venezia mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen, ſo ſolle alljährlich auf dem Baſtillenplatze die Stadt Paris ſich vermählen mit der Sonne, dem großen, flammenden Glücksſtern ihrer Freiheit. Caſimir Perier hat dieſen Vorſchlag nicht goutiert, er fürchtet den Polterabend einer ſolchen Hochzeit, er fürchtet die allzuſtarke Hitze einer ſolchen Ehe, und er bewilligt der Stadt Paris höchſtens eine morganatiſche Verbindung mit der Sonne.

Doch ich vergeſſe, daſs ich nur Berichterſtatter einer Ausſtellung bin. Als Solcher gelange ich jetzt zur Erwähnung eines Malers, der, indem er die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, zu gleicher Zeit mich ſelber ſo ſehr anſprach, daſs ſeine Bilder mir nur wie ein buntes Echo der eignen Herzensſtimme erſchienen, oder vielmehr, daſs die wahlverwandten Farbentöne in meinem Herzen wunderbar wiederklangen.

Decamps

heißt der Maler, der ſolchen Zauber auf mich ausübte. Leider habe ich eins ſeiner beſten Werke, das Hundehoſpital, gar nicht geſehen. Es war ſchon fortgenommen, als ich die Ausſtellung beſuchte.

Einige andere gute Stücke von ihm entgingen mir, weil ich sie aus der großen Menge nicht herausfinden konnte, ehe sie ebenfalls fortgenommen wurden. Ich erkannte aber gleich von selbst, daſs Decamps ein großer Maler sei, als ich zuerst ein kleines Bild von ihm sah, dessen Kolorit und Einfachheit mich seltsam frappierten. Es stellte nur ein türkisches Gebäude vor, weiß und hochgebaut, hie und da eine kleine Fensterluke, wo ein Türkengesicht hervorlauscht, unten ein stilles Wasser, worin sich die Kreidewände mit ihren röthlichen Schatten abspiegeln, wunderbar ruhig. Nachher erfuhr ich, daſs Decamps selbst in der Türkei gewesen, und daſs es nicht bloß sein originelles Kolorit war, was mich so sehr frappiert, sondern auch die Wahrheit, die sich mit getreuen und bescheidenen Farben in seinen Bildern des Orients ausspricht. Dieses geschieht ganz besonders in seiner „Patrouille.“ In diesem Gemälde erblicken wir den großen Hadji-Bei, Oberhaupt der Polizei zu Smyrna, der mit seinen Myrmidonen durch diese Stadt die Runde macht. Er sitzt schwammbauchig hoch zu Roſs, in aller Majestät seiner Insolenz, ein beleidigend arrogantes, unwissend stockfinsteres Gesicht, das von einem weißen Turban überschildet wird; in den Händen hält er das Scepter des absoluten Basto-

nadenthums, und neben ihm, zu Fuß, laufen neun getreue Vollſtrecker ſeines Willens quand même, haſtige Kreaturen mit kurzen magern Beinen und faſt thieriſchen Geſichtern, katzenhaft, ziegenböcklich, äffiſch, ja, eins derſelben bildet eine Moſaik von Hundeſchnauze, Schweinsaugen, Eſelsohren, Kalbslächeln und Haſenangſt. In den Händen tragen ſie nachläſſig Waffen, Piken, Flinten, die Kolben nach oben, auch Werkzeuge der Gerechtigkeitspflege, nämlich einen Spieß und ein Bündel Bambusſtöcke. Da die Häuſer, an denen der Zug vorbeikommt, kalkweiß ſind und der Boden lehmig gelb iſt, ſo macht es faſt den Effekt eines chineſiſchen Schattenſpiels, wenn man die dunkeln putzigen Figuren längs dem hellen Hintergrund und über einen hellen Vorgrund dahineilen ſieht. Es iſt lichte Abenddämmerung, und die ſeltſamen Schatten der magern Menſchen- und Pferdebeine verſtärken die barock magiſche Wirkung. Auch rennen die Kerls mit ſo drolligen Kapriolen, mit ſo unerhörten Sprüngen, auch das Pferd wirft die Beine ſo närriſch geſchwinde, daſs es halb auf dem Bauch zu kriechen und halb zu fliegen ſcheint — und das Alles haben einige hieſige Kritiker am meiſten getadelt und als Unnatürlichkeit und Karikatur verworfen.

Auch Frankreich hat ſeine ſtehenden Kunſtrecenſenten, die nach alten vorgefaſſten Regeln jedes neue Werk bekritteln, ſeine Oberkenner, die in den Ateliers herumſchnüffeln und Beifall lächeln, wenn man ihre Marotte kitzelt, und dieſe haben nicht ermangelt, über Decamps' Bild ihr Urtheil zu fällen. Ein Herr Jal, der über jede Ausſtellung eine Broſchüre ediert, hat ſogar nachträglich im Figaro jenes Bild zu ſchmähen geſucht, und er meint die Freunde desſelben zu perſifflieren, wenn er ſcheinbar demüthigſt geſteht, „er ſei nur ein Menſch, der nach Verſtandesbegriffen urtheile, und ſein armer Verſtand könne in dem Decamps'ſchen Bilde nicht das große Meiſterwerk ſehen, das von jenen Überſchwänglichen, die nicht bloß mit dem Verſtande erkennen, darin erblickt wird." Der arme Schelm, mit ſeinem armen Verſtande! er weiß nicht, wie richtig er ſich ſelbſt gerichtet! Dem armen Verſtande gebührt wirklich niemals die erſte Stimme, wenn über Kunſtwerke geurtheilt wird, eben ſo wenig als er bei der Schöpfung derſelben jemals die erſte Rolle geſpielt hat. Die Idee des Kunſtwerks ſteigt aus dem Gemüthe, und dieſes verlangt bei der Phantaſie die verwirklichende Hilfe. Die Phantaſie wirft ihm dann alle ihre Blumen entgegen, verſchüttet faſt die Idee, und würde ſie eher tödten als beleben, wenn nicht der

Verstand heranhinkte, und die überflüssigen Blumen bei Seite schöbe, oder mit seiner blanken Gartenschere abmähte. Der Verstand übt nur Ordnung, so zu sagen: die Polizei, im Reiche der Kunst. Im Leben ist er meistens ein kalter Kalkulator, der unsere Thorheiten addiert; ach! manchmal ist er nur der Fallitenbuchhalter des gebrochenen Herzens, der das Deficit ruhig ausrechnet.

Der große Irrthum besteht immer darin, dass der Kritiker die Frage aufwirft: Was soll der Künstler? Viel richtiger wäre die Frage: Was will der Künstler? oder gar: Was muss der Künstler? Die Frage: Was soll der Künstler? entstand durch jene Kunstphilosophen, die, ohne eigene Poesie, sich Merkmale der verschiedenen Kunstwerke abstrahierten, nach dem Vorhandenen eine Norm für alles Zukünftige feststellten, und Gattungen schieden, und Definitionen und Regeln ersannen. Sie wussten nicht, dass alle solche Abstraktionen nur allenfalls zur Beurtheilung des Nachahmervolks nützlich sind, dass aber jeder Originalkünstler und gar jedes neue Kunstgenie nach seiner eigenen mitgebrachten Ästhetik beurtheilt werden muss. Regeln und sonstige alte Lehren sind bei solchen Geistern noch viel weniger anwendbar. Für junge Riesen, wie Menzel sagt, giebt es keine Fechtkunst, denn sie schlagen ja doch alle Paraden durch.

Jeder Genius muſs ſtudiert und nur nach Dem beurtheilt werden, was er ſelbſt will. Hier gilt nur die Beantwortung der Fragen: hat er die Mittel, ſeine Idee auszuführen? Hat er die richtigen Mittel angewendet? Hier iſt feſter Boden. Wir modeln nicht mehr an der fremden Erſcheinung nach unſern ſubjektiven Wünſchen, ſondern wir verſtändigen uns über die gottgegebenen Mittel, die dem Künſtler zu Gebote ſtehen bei der Veranſchaulichung ſeiner Idee. In den recitierenden Künſten beſtehen dieſe Mittel in Tönen und Worten. In den darſtellenden Künſten beſtehen ſie in Farben und Formen. Töne und Worte, Farben und Formen, das Erſcheinende überhaupt, ſind jedoch nur Symbole der Idee, Symbole, die in dem Gemüthe des Künſtlers aufſteigen, wenn es der heilige Weltgeiſt bewegt, ſeine Kunſtwerke ſind nur Symbole, wodurch er andern Gemüthern ſeine eigenen Ideen mittheilt. Wer mit den wenigſten und einfachſten Symbolen das Meiſte und Bedeutendſte ausſpricht, Der iſt der größte Künſtler.

Es dünkt mir aber des höchſten Preiſes werth, wenn die Symbole, womit der Künſtler ſeine Idee ausſpricht, abgeſehen von ihrer innern Bedeutſamkeit, noch außerdem an und für ſich die Sinne erfreuen, wie Blumen eines Selams, die, abgeſehen von ihrer geheimen Bedeutung, auch an und für

ſich blühend und lieblich ſind und verbunden zu einem ſchönen Strauße. Iſt aber ſolche Zuſammenſtimmung immer möglich? Iſt der Künſtler ſo ganz willensfrei bei der Wahl und Verbindung ſeiner geheimnisvollen Blumen? Oder wählt und verbindet er nur, was er muſs? Ich bejahe dieſe Frage einer myſtiſchen Unfreiheit. Der Künſtler gleicht jener ſchlafwandelnden Prinzeſſin, die des Nachts in den Gärten von Bagdad mit tiefer Liebesweisheit die ſonderbarſten Blumen pflückte und zu einem Selam verband, deſſen Bedeutung ſie gar nicht mehr wuſſte, als ſie erwachte. Da ſaß ſie nun des Morgens in ihrem Harem, und betrachtete den nächtlichen Strauß und ſann darüber nach, wie über einen vergeſſenen Traum, und ſchickte ihn endlich dem geliebten Kalifen. Der feiſte Eunuch, der ihn überbrachte, ergötzte ſich ſehr an den hübſchen Blumen, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Harun Alraſchid aber, der Beherrſcher der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, der Beſitzer des Salomoniſchen Rings, Dieſer erkannte gleich den Sinn des ſchönen Straußes, ſein Herz jauchzte vor Freude, und er küſſte jede Blume, und er lachte, daſs ihm die Thränen herabliefen in den langen Bart.

Ich bin kein Nachfolger des Propheten, und beſitze auch nicht den Ring Salomonis, und habe

auch keinen langen Bart, aber ich darf dennoch behaupten, daſs ich den ſchönen Selam, den uns Decamps aus dem Morgenlande mitgebracht, noch immer beſſer verſtehe, als alle Eunuchen mitſammt ihrem Kislar-Aga, dem großen Oberkenner, dem vermittelnden Zwiſchenläufer im Harem der Kunſt. Das Geſchwätze ſolcher verſchnittenen Kennerſchaft wird mir nachgerade unerträglich, beſonders die herkömmlichen Redensarten und der wohlgemeinte gute Rath für junge Künſtler, und gar das leidige Verweiſen auf die Natur und wieder die liebe Natur.

In der Kunſt bin ich Supernaturaliſt. Ich glaube, daſs der Künſtler nicht alle ſeine Typen in der Natur auffinden kann, ſondern daſs ihm die bedeutendſten Typen, als eingeborene Symbolik eingeborner Ideen, gleichſam in der Seele geoffenbart werden. Ein neuerer Äſthetiker, welcher „italiäniſche Forſchungen“ geſchrieben, hat das alte Princip von der Nachahmung der Natur wieder mundgerecht zu machen geſucht, indem er behauptete: der bildende Künſtler müſſe alle ſeine Typen in der Natur finden. Dieſer Äſthetiker hat, indem er ſolchen oberſten Grundſatz für die bildenden Künſte aufſtellte, an eine der urſprünglichſten dieſer Künſte gar nicht gedacht, nämlich an die Architektur, deren Typen man jetzt in Waldlauben und Felſengrotten nach-

träglich hineingefabelt, die man aber gewiſs dort nicht zuerſt gefunden hat. Sie lagen nicht in der äußern Natur, ſondern in der menſchlichen Seele.

Dem Kritiker, der im Decamps'ſchen Bilde die Natur vermiſſt, und die Art, wie das Pferd des Hadji-Bei die Füße wirft und wie ſeine Leute laufen, als unnaturgemäß tadelt, Dem kann der Künſtler getroſt antworten: daſs er ganz märchentreu gemalt und ganz nach innerer Traumanſchauung. In der That, wenn dunkle Figuren auf hellen Grund gemalt werden, erhalten ſie ſchon dadurch einen viſionären Ausdruck, ſie ſcheinen vom Boden abgelöſt zu ſein, und verlangen daher vielleicht etwas unmaterieller, etwas fabelhaft luftiger behandelt zu werden. Die Miſchung des Thieriſchen mit dem Menſchlichen in den Figuren auf dem Decamps'ſchen Bilde iſt noch außerdem ein Motiv zu ungewöhnlicher Darſtellung; in ſolcher Miſchung ſelbſt liegt jener uralte Humor, den ſchon die Griechen und Römer in unzähligen Miſsgebilden auszuſprechen wuſſten, wie wir mit Ergötzen ſehen auf den Wänden von Herkulanum und bei den Statuen der Satyrn, Centauren u. ſ. w. Gegen den Vorwurf der Karikatur ſchützt aber den Künſtler der Einklang ſeines Werks, jene deliciöſe Farbenmuſik,

die zwar komiſch, aber doch harmoniſch klingt, der Zauber ſeines Kolorits. Karikaturmaler ſind ſelten gute Koloriſten, eben jener Gemüthszerriſſenheit wegen, die ihre Vorliebe zur Karikatur bedingt. Die Meiſterſchaft des Kolorits entſpringt ganz eigentlich aus dem Gemüthe des Malers, und iſt abhängig von der Einfachheit ſeiner Gefühle. Auf Hogarth's Originalgemälden in der Nationalgalerie zu London ſah ich Nichts als bunte Kleckſe, die gegen einander losſchrieen, eine Emeute von grellen Farben.

Ich habe vergeſſen zu erwähnen, daſs auf dem Decamps'ſchen Bilde auch einige junge Frauenzimmer, unverſchleierte Griechinnen, am Fenſter ſitzen und den drolligen Zug vorüberfliegen ſehen. Ihre Ruhe und Schönheit bildet mit demſelben einen ungemein reizenden Kontraſt. Sie lächeln nicht; dieſe Impertinenz zu Pferde mit dem nebenherlaufenden Hundegehorſam iſt ihnen ein gewohnter Anblick, und wir fühlen uns dadurch um ſo wahrhafter verſetzt in das Vaterland des Abſolutismus.

Nur der Künſtler, der zugleich Bürger eines Freiſtaats iſt, konnte mit heiterer Laune dieſes Bild malen. Ein Anderer, als ein Franzoſe, hätte ſtärker und bitterer die Farben aufgetragen, er hätte etwas Berliner-Blau hineingemiſcht, oder wenigſtens etwas

grüne Galle, und der Grundton der Perſifflage wäre verfehlt worden*).

Damit mich dieſes Bild nicht noch länger feſthält, wende ich mich raſch zu einem Gemälde, worauf der Name

Leſſore

zu leſen war, und das durch ſeine wunderbare Wahrheit und durch einen Luxus von Beſcheidenheit und Einfachheit Jeden anzog. Man ſtutzte, wenn man vorbeiging. „Der kranke Bruder," iſt es im Katalog verzeichnet. In einer ärmlichen Dachſtube, auf einem ärmlichen Bette, liegt ein ſiecher Knabe und ſchaut mit flehenden Augen nach einem roh hölzernen Krucifixe, das an der kahlen Wand befeſtigt iſt. Zu ſeinen Füßen ſitzt ein anderer Knabe, niedergeſchlagenen Blicks, bekümmert und traurig. Sein kurzes Jäckchen und ſeine Höschen ſind zwar reinlich, aber vielfältig geflickt und von ganz grobem Tuche. Die gelbe wollene Decke auf dem Bette, und weniger die Möbel, als vielmehr der Mangel derſelben, zeugen von banger Dürftigkeit. Dem Stoffe ganz anpaſſend iſt die Behandlung. Dieſe erinnert

*) Dieſer Abſatz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

zumeiſt an die Bettelbilder des Murillo. Scharfgeſchnittene Schatten, gewaltige, feſte, ernſte Striche, die Farben nicht geſchwinde hingefegt, ſondern ruhig-kühn aufgelegt, ſonderbar gedämpft und dennoch nicht trübe; den Charakter der ganzen Behandlung bezeichnet Shakſpeare mit den Worten: „the modesty of nature.“ Umgeben von brillanten Gemälden mit glänzenden Prachtrahmen, muſſte dieſes Stück um ſo mehr auffallen, da der Rahmen alt und von angeſchwärztem Golde war, ganz übereinſtimmend mit Stoff und Behandlung des Bildes. Solchermaßen konſequent in ſeiner ganzen Erſcheinung und kontraſtierend mit ſeiner ganzen Umgebung, machte dieſes Gemälde einen tiefen melancholiſchen Eindruck auf jeden Beſchauer, und erfüllte die Seele mit jenem unnennbaren Mitleid, das uns zuweilen ergreift, wenn wir aus dem erleuchteten Saal einer heitern Geſellſchaft plötzlich hinaustreten auf die dunkle Straße, und von einem zerlumpten Mitgeſchöpfe angeredet werden, das über Hunger und Kälte klagt. Dieſes Bild ſagt Viel mit wenigen Strichen, und noch Viel mehr erregt es in unſerer Seele.

Schnetz

iſt ein bekannterer Name. Ich erwähne ihn aber nicht mit ſo großem Vergnügen, wie den vorhergehenden,

der bis jetzt wenig in der Kunstwelt genannt worden. Vielleicht weil die Kunstfreunde schon bessere Werke von Schnetz gesehen, gewährten sie ihm viele Auszeichnung, und in Berücksichtigung derselben muss ich ihm auch in diesem Bericht einen Sperrsitz gönnen. Er malt gut, ist aber nach meinen Ansichten kein guter Maler. Sein großes Gemälde im diesjährigen Salon, italiänische Landleute, die vor einem Madonnabilde um Wunderhilfe flehen, hat vortreffliche Einzelnheiten, besonders ein starrkrampfbehafteter Knabe ist vortrefflich gezeichnet, große Meisterschaft bekundet sich überall im Technischen; doch das ganze Bild ist mehr redigiert als gemalt, die Gestalten sind deklamatorisch in Scene gesetzt, und es ermangelt innerer Anschauung, Ursprünglichkeit und Einheit. Schnetz bedarf zu vieler Striche, um Etwas zu sagen, und was er alsdann sagt, ist zum Theil überflüssig. Ein großer Künstler wird zuweilen, eben so wohl wie ein mittelmäßiger, etwas Schlechtes geben, aber niemals giebt er etwas Überflüssiges. Das hohe Streben, das große Wollen mag bei einem mittelmäßigen Künstler immerhin achtungswerth sein, in seiner Erscheinung kann es jedoch sehr unerquicklich wirken. Eben die Sicherheit, womit er fliegt, gefällt uns so sehr bei dem hochfliegenden Genius; wir erfreuen uns seines hohen

Flugs, je mehr wir von der gewaltigen Kraft seiner Flügel überzeugt sind, und vertrauungsvoll schwingt sich unsere Seele mit ihm hinauf in die reinste Sonnenhöhe der Kunst. Ganz anders ist uns zu Muthe bei jenen Theatergenien, wo wir die Bindfäden erblicken, woran sie hinaufgezogen werden, so dass wir, jeden Augenblick den Sturz befürchtend, ihre Erhabenheit nur mit zitterndem Unbehagen betrachten. Ich will nicht entscheiden, ob die Bindfäden, woran Schnetz schwebt, zu dünn sind, oder ob sein Genie zu schwer ist, nur so Viel kann ich versichern, dass er meine Seele nicht erhoben hat, sondern herabgedrückt.

Ähnlichkeit in den Studien und in der Wahl der Stoffe hat Schnetz mit einem Maler, der oft deßhalb mit ihm zusammen genannt wird, der aber in der diesjährigen Ausstellung nicht bloß ihn, sondern auch, mit wenigen Ausnahmen, alle seine Kunstgenossen überflügelt und auch, als Beurkundung der öffentlichen Anerkenntnis, bei der Preisvertheilung das Officierskreuz der Ehrenlegion erhalten hat.

L. Robert

heißt dieser Maler. „Ist er ein Historienmaler oder ein Genremaler?“ höre ich die deutschen Zunftmeister fragen. Leider kann ich hier diese Frage

nicht umgehen, ich muß mich über jene unverſtändigen Ausdrücke etwas verſtändigen, um den größten Miſsverſtändniſſen ein für alle Mal vorzubeugen. Jene Unterſcheidung von Hiſtorie und Genre iſt ſo ſinnverwirrend, daſs man glauben ſollte, ſie ſei eine Erfindung der Künſtler, die am babyloniſchen Thurme gearbeitet haben. Indeſſen iſt ſie von ſpäterem Datum. In den erſten Perioden der Kunſt gab es nur Hiſtorienmalerei, nämlich Darſtellungen aus der heiligen Hiſtorie. Nachher hat man die Gemälde, deren Stoffe nicht bloß der Bibel, der Legende, ſondern auch der profanen Zeitgeſchichte und der heidniſchen Götterfabel entnommen wurden, ganz ausdrücklich mit dem Namen Hiſtorienmalerei bezeichnet, und zwar im Gegenſatze zu jenen Darſtellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die namentlich in den Niederlanden aufkamen, wo der proteſtantiſche Geiſt die katholiſchen und mythologiſchen Stoffe ablehnte, wo für letztere vielleicht weder Modelle, noch Sinn jemals vorhanden waren, und wo doch ſo viele ausgebildete Maler lebten, die Beſchäftigung wünſchten, und ſo viele Freunde der Malerei, die gerne Gemälde kauften. Die verſchiedenen Manifeſtationen des gewöhnlichen Lebens wurden alsdann verſchiedene „Genres.“

Sehr viele Maler haben den Humor des bürgerlichen Kleinlebens bedeutſam dargeſtellt, doch die

technische Meisterschaft wurde leider die Hauptsache. Alle diese Bilder gewinnen aber für uns ein historisches Interesse; denn wenn wir die hübschen Gemälde des Mieris, des Netscher, des Jan Steen, des Van Dow, des Van der Werff u. s. w. betrachten, offenbart sich uns wunderbar der Geist ihrer Zeit, wir sehen, so zu sagen, dem sechzehnten Jahrhundert in die Fenster und erlauschen damalige Beschäftigungen und Kostüme. In Hinsicht der letztern waren die niederländischen Maler ziemlich begünstigt, die Bauerntracht war nicht unmalerisch, und die Kleidung des Bürgerstandes war bei den Männern eine allerliebste Verbindung von niederländischer Behaglichkeit und spanischer Grandezza, bei den Frauen eine Mischung von bunten Allerweltsgrillen und einheimischem Phlegma. Z. B. Mynheer mit dem burgundischen Sammtmantel und dem bunten Ritterbarett hatte eine irdene Pfeife im Munde; Myfrow trug schwere schillernde Schleppenkleider von venezianischem Atlas, brüsseler Kanten, afrikanische Straußfedern, russisches Pelzwerk, westöstliche Pantoffeln, und hielt im Arm eine andalusische Mandoline oder ein braunzottiges Hondchen von saardamer Race; der aufwartende Mohrenknabe, der türkische Teppich, die bunten Papageien, die fremdländischen Blumen, die großen

Silber- und Goldgeschirre mit getriebenen Arabesken, Dergleichen warf auf das holländische Käseleben sogar einen orientalischen Märchenschimmer.

Als die Kunst, nachdem sie lange geschlafen, in unserer Zeit wieder erwachte, waren die Künstler in nicht geringer Verlegenheit ob der darzustellenden Stoffe. Die Sympathie für Gegenstände der heiligen Historie und der Mythologie war in den meisten Ländern Europa's gänzlich erloschen, sogar in katholischen Ländern, und doch schien das Kostüm der Zeitgenossen gar zu unmalerisch, um Darstellungen aus der Zeitgeschichte und aus dem gewöhnlichen Leben zu begünstigen. Unser moderner Frack hat wirklich so etwas Grundprosaisches, dass er nur parodistisch in einem Gemälde zu gebrauchen wäre*).

*) Hier folgt in dem ältesten Abdruck die Stelle: „Noch unlängst stritt ich deßhalb mit einem Philosophen aus Berlin, einer Stadt in Preußen, welcher mir die mystische Bedeutsamkeit des Fracks und die naturhistorische Poesie seiner Form erklären wollte. Er erzählte mir folgenden Mythos: Der erste Mensch sei nicht unanständig kleidlos, sondern ganz eingenäht in einen Schlafrock erschaffen worden, und als nachher aus seiner Rippe das Weib entstand, sei auch vorn aus seinem Schlafrock ein großes Stück geschnitten worden, welches dem Weibe als Schürze dienen musste, so dass der Schlafrock durch jenen Ausschnitt ein Frack wurde und dieser in der weiblichen Schürze seine natürliche Ergänzung fand.

Die Maler, die ebenfalls dieſer Meinung ſind, haben ſich daher nach maleriſcheren Koſtümen umgeſehen. Die Vorliebe für ältere geſchichtliche Stoffe mag hiedurch beſonders befördert worden ſein, und wir finden in Deutſchland eine ganze Schule, der es freilich nicht an Talenten gebricht, die aber unabläſſig bemüht iſt, die heutigſten Menſchen mit den heutigſten Gefühlen in die Garderobe des katholiſchen und feudaliſtiſchen Mittelalters, in Kutten und Harniſche, einzukleiden. Andere Maler haben ein anderes Auskunftsmittel verſucht; zu ihren Darſtellungen wählten ſie Volksſtämme, denen die heranbrängende Civiliſation noch nicht ihre Originalität und ihre Nationaltracht abgeſtreift. Daher die Scenen aus dem Tyroler Gebirge, die wir auf den Gemälden der Münchener Maler ſo oft ſehen. Dieſes Gebirge liegt ihnen ſo nahe, und das Koſtüm ſeiner Bewohner iſt maleriſcher, als das unſerer Dandies. Daher auch jene freudigen Darſtellungen aus dem italiäniſchen Volksleben, das ebenfalls den

---

Trotz dieſer ſchönen Entſtehung des Fracks und ſeiner poetiſchen Bedeutung einer Ergänzung der Geſchlechter, kann ich mich doch nicht mit ſeiner Form befreunden; auch die Maler theilen mit mir dieſe Abneigung, und ſie haben ſich nach maleriſcheren Koſtümen umgeſehen."

Der Herausgeber.

meiſten Malern ſehr nahe iſt, wegen ihres Aufenthaltes in Rom, wo ſie jene idealiſche Natur und jene uredle Menſchenformen und maleriſche Koſtüme finden, wonach ihr Künſtlerherz ſich ſehnt.

Robert, Franzoſe von Geburt, in ſeiner Jugend Kupferſtecher, hat ſpäterhin eine Reihe Jahre in Rom gelebt, und zu der eben erwähnten Gattung, zu Darſtellungen aus dem italiäniſchen Volksleben, gehören die Gemälde, die er dem diesjährigen Salon geliefert. Er iſt alſo ein Genremaler, höre ich die Zunftmeiſter ausſprechen, und ich kenne eine Frau Hiſtorienmalerin, die jetzt über ihn die Naſe rümpft. Ich kann aber jene Benennung nicht zugeben, weil es im alten Sinne keine Hiſtorienmalerei mehr giebt. Es wäre gar zu vag, wenn man dieſen Namen für alle Gemälde, die einen tiefen Gedanken ausſprechen, in Anſpruch nehmen wollte und ſich dann bei jedem Gemälde herumſtritte, ob ein Gedanke darin iſt; ein Streit, wobei am Ende Nichts gewonnen wird, als ein Wort. Vielleicht, wenn es in ſeiner natürlichſten Bedeutung, nämlich für Darſtellungen aus der Weltgeſchichte, gebraucht würde, wäre dieſes Wort, Hiſtorienmalerei, ganz bezeichnend für eine Gattung, die jetzt ſo üppig emporwächſt und deren Blüthe ſchon erkennbar iſt in den Meiſterwerken von Delaroche.

Doch ehe ich Letzteren beſonders beſpreche, erlaube ich mir noch einige flüchtige Worte über die Robert'ſchen Gemälde. Es ſind, wie ich ſchon angedeutet, lauter Darſtellungen aus Italien, Darſtellungen, die uns die Holdſeligkeit dieſes Landes aufs wunderbarſte zur Anſchauung bringen. Die Kunſt, lange Zeit die Zierde von Italien, wird jetzt der Cicerone ſeiner Herrlichkeit, die ſprechenden Farben des Malers offenbaren uns ſeine geheimſten Reize, ein alter Zauber wird wieder mächtig, und das Land, das uns einſt durch ſeine Waffen und ſpäter durch ſeine Worte unterjochte, unterjocht uns jetzt durch ſeine Schönheit. Ja, Italien wird uns immer beherrſchen, und Maler, wie Robert, feſſeln uns wieder an Rom.

Wenn ich nicht irre, kennt man ſchon durch Lithographie die Pifferari von Robert, die jetzt zur Ausſtellung gekommen ſind und jene Pfeifer aus den albaniſchen Gebirgen vorſtellen, welche um Weihnachtzeit nach Rom kommen, vor den Marienbildern muſicieren und gleichſam der Muttergottes ein heiliges Ständchen bringen. Dieſes Stück iſt beſſer gezeichnet, als gemalt, es hat etwas Schroffes, Trübes, Bologneſiſches, wie etwa ein kolorierter Kupferſtich. Doch bewegt es die Seele, als

hörte man die naiv fromme Musik, die eben von jenen albanischen Gebirgshirten gepfiffen wird.

Minder einfach, aber vielleicht noch tiefsinniger ist ein anderes Bild von Robert, worauf man eine Leiche sieht, die unbedeckt nach italiänischer Sitte von der barmherzigen Brüderschaft zu Grabe getragen wird. Letztere, ganz schwarz vermummt, in der schwarzen Kappe nur zwei Löcher für die Augen, die unheimlich herauslugen, schreitet dahin wie ein Gespensterzug. Auf einer Bank im Vordergrunde, dem Beschauer entgegen, sitzt der Vater, die Mutter und der junge Bruder des Verstorbenen. Ärmlich gekleidet, tiefbekümmert, gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen sitzt der alte Mann in der Mitte zwischen dem Weibe und dem Knaben. Er schweigt; denn es giebt keinen größeren Schmerz in dieser Welt, als den Schmerz eines Vaters, wenn er, gegen die Sitte der Natur, sein Kind überlebt. Die gelb bleiche Mutter scheint verzweiflungsvoll zu jammern. Der Knabe, ein armer Tölpel, hat ein Brot in den Händen, er will davon essen, aber kein Bissen will ihm munden ob des unbewussten Mitkummers, und um so trauriger ist seine Miene. Der Verstorbene scheint der älteste Sohn zu sein, die Stütze und Zierde der Familie, korinthische Säule des Hauses, und jugendlich blühend, anmuthig und

fast lächelnd liegt er auf der Bahre, so dass in diesem Gemälde das Leben trüb, häßlich und traurig, der Tod aber unendlich schön erscheint, ja anmuthig und fast lächelnd.

Der Maler, der so schön den Tod verklärt, hat jedoch das Leben noch weit herrlicher darzustellen gewusst; sein großes Meisterwerk: „Die Schnitter," ist gleichsam die Apotheose des Lebens; beim Anblick desselben vergisst man, dass es ein Schattenreich giebt, und man zweifelt, ob es irgendwo herrlicher und lichter sei, als auf dieser Erde. „Die Erde ist der Himmel, und die Menschen sind heilig, durchgöttert," Das ist die große Offenbarung, die mit seligen Farben aus diesem Bilde leuchtet*). Das Pariser Publikum hat dieses gemalte Evangelium besser aufgenommen, als wenn der heilige Lukas es geliefert hätte. Die Pariser haben jetzt gegen Letztern sogar ein allzu ungünstiges Vorurtheil.

Eine öde Gegend der Romagna im italiänisch blühendsten Abendlichte erblicken wir auf dem Robert'schen Gemälde. Der Mittelpunkt desselben ist ein Bauerwagen, der von zwei großen, mit schwe-

*) Der Schluss dieses Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

ren Ketten geſchirrten Büffeln gezogen wird und mit einer Familie von Landleuten beladen iſt, die eben Halt machen will. Rechts ſitzen Schnitterinnen neben ihren Garben und ruhen aus von der Arbeit, während ein Dudelſackpfeifer muſiciert und ein luſtiger Geſell zu dieſen Tönen tanzt, ſeelenvergnügt, und es iſt, als hörte man die Melodie und die Worte:

Damigella, tutta bella,
Versa, versa il bel vino!

Links kommen ebenfalls Weiber mit Fruchtgarben, jung und ſchön, Blumen, belaſtet mit Ähren; auch kommen von derſelben Seite zwei junge Schnitter, wovon der Eine etwas wollüſtig ſchmachtend mit zu Boden geſenktem Blick einherſchwankt, der Andere aber, mit aufgehobener Sichel, in die Höhe jubelt. Zwiſchen den beiden Büffeln des Wagens ſteht ein ſtämmiger, braunbruſtiger Burſche, der nur der Knecht zu ſein ſcheint und ſtehend Sieſte hält. Oben auf dem Wagen, an der einen Seite, liegt weich gebettet der Großvater, ein milder, erſchöpfter Greis, der aber vielleicht geiſtig den Familienwagen lenkt; an der anderen Seite erblickt man deſſen Sohn, einen kühn ruhigen, männlichen Mann, der mit unter-

geschlagenem Beine auf dem Rücken des einen Büffels sitzt und das sichtbare Zeichen des Herrschers, die Peitsche, in den Händen hat; etwas höher auf dem Wagen, fast erhaben, steht das junge schöne Eheweib des Mannes, ein Kind im Arm, eine Rose mit einer Knospe, und neben ihr steht eine eben so hold blühende Jünglingsgestalt, wahrscheinlich der Bruder, der die Leinwand der Zeltstange eben entfalten will. Da das Gemälde, wie ich höre, jetzt gestochen wird und vielleicht schon nächsten Monat als Kupferstich nach Deutschland reist, so erspare ich mir jede weitere Beschreibung. Aber ein Kupferstich wird eben so wenig, wie irgend eine Beschreibung, den eigentlichen Zauber des Bildes aussprechen können. Dieser besteht im Kolorit. Die Gestalten, die sämmtlich dunkler sind als der Hintergrund, werden durch den Wiederschein des Himmels so himmlisch beleuchtet, so wunderbar, daſs sie an und für sich in freudigst hellen Farben erglänzen, und dennoch alle Kontouren sich streng abzeichnen. Einige Figuren scheinen Porträt zu sein. Doch der Maler hat nicht, in der dumm ehrlichen Weise mancher seiner Kollegen, die Natur nachgepinselt und die Gesichter diplomatisch genau abgeschrieben, sondern, wie ein geistreicher Freund bemerkte, Robert hat die Gestalten, die ihm die Natur geliefert, erst in

ſein Gemüth aufgenommen, und wie die Seelen im Fegfeuer, die dort nicht ihre Individualität, ſondern ihre irdiſchen Schlacken einbüßen, ehe ſie ſelig hinaufſteigen in den Himmel, ſo wurden jene Geſtalten in der glühenden Flammentiefe des Künſtlergemüthes ſo fegfeurig gereinigt und geläutert, daſs ſie verklärt emporſtiegen in den Himmel der Kunſt, wo ebenfalls ewiges Leben und ewige Schönheit herrſcht, wo Venus und Maria niemals ihre Anbeter verlieren, wo Romeo und Julie nimmer ſterben, wo Helena ewig jung bleibt und Hekuba wenigſtens nicht älter wird.

In der Farbengebung des Robert'ſchen Bildes erkennt man das Studium des Raphael. An Dieſen erinnert mich ebenfalls die architektoniſche Schönheit der Gruppierung. Auch einzelne Geſtalten, namentlich die Mutter mit dem Kinde, ähneln den Figuren auf den Gemälden des Raphael, und zwar aus ſeiner Vorfrühlingsperiode, wo er noch die ſtrengen Typen des Perugino, zwar ſonderbar treu, aber doch holdſelig gemildert, wiedergab.

Es wird mir nicht einfallen, zwiſchen Robert und dem größten Maler der katholiſchen Weltzeit eine Parallele zu ziehen. Aber ich kann doch nicht umhin, ihre Verwandtſchaft zu geſtehen. Es iſt indeſſen nur eine materielle Formenverwandtſchaft,

nicht eine geistige Wahlverwandtschaft. Raphael ist ganz getränkt von katholischem Christenthum, einer Religion, die den Kampf des Geistes mit der Materie, oder des Himmels mit der Erde ausspricht, eine Unterdrückung der Materie beabsichtigt, jeden Protest derselben eine Sünde nennt, und die Erde vergeistigen oder vielmehr die Erde dem Himmel aufopfern möchte. Robert gehört aber einem Volke an, worin der Katholicismus erloschen ist. Denn, beiläufig gesagt, der Ausdruck der Charte, dass der Katholicismus die Religion der Mehrheit des Volkes sei, ist nur eine französische Galanterie gegen Notre Dame de Paris, die ihrerseits wieder mit gleicher Höflichkeit die drei Farben der Freiheit auf dem Haupte trägt, eine Doppelheuchelei, wogegen die rohe Menge etwas unförmlich protestierte, als sie jüngst die Kirchen demolierte und die Heiligenbilder in der Seine schwimmen lehrte. Robert ist ein Franzose, und er, wie die meisten seiner Landsleute, huldigt unbewusst einer noch verhüllten Doktrin, die von einem Kampfe des Geistes mit der Materie Nichts wissen will, die dem Menschen nicht die sichern irdischen Genüsse verbietet und dagegen desto mehr himmlische Freuden ins Blaue hinein verspricht, die den Menschen vielmehr schon auf dieser Erde beseligen möchte, und die sinnliche Welt eben

ſo heilig achtet wie die geiſtige; denn „Gott iſt Alles, was da iſt.“ Robert's Schnitter ſind daher nicht nur ſündenlos, ſondern ſie kennen keine Sünde, ihr irdiſches Tagwerk iſt Andacht, ſie beten beſtändig, ohne die Lippen zu bewegen, ſie ſind ſelig ohne Himmel, verſöhnt ohne Opfer, rein ohne beſtändiges Abwaſchen, ganz heilig. Daher, wenn auf katholiſchen Bildern nur die Köpfe, als der Sitz des Geiſtes, mit einem Heiligenſchein umſtrahlt ſind und die Vergeiſtigung dadurch ſymboliſiert wird, ſo ſehen wir dagegen auf dem Robert'ſchen Bilde auch die Materie verheiligt, indem hier der ganze Menſch, der Leib eben ſo gut wie der Kopf, vom himmliſchen Lichte, wie von einer Glorie, umfloſſen iſt.

Aber der Katholicismus iſt im neuen Frankreich nicht bloß erloſchen, ſondern er hat hier auch nicht einmal einen rückwirkenden Einfluſs auf die Kunſt, wie in unſerm proteſtantiſchen Deutſchland, wo er durch die Poeſie, die jeder Vergangenheit inwohnt, eine neue Geltung gewonnen. Es iſt vielleicht bei den Franzoſen ein ſtiller Nachgrimm, der ihnen die katholiſchen Traditionen verleidet, während für alle andern Erſcheinungen der Geſchichte ein gewaltiges Intereſſe bei ihnen auftaucht. Dieſe Bemerkung kann ich durch eine Thatſache beweiſen,

die sich eben wieder durch jene Bemerkung erklären lässt. Die Zahl der Gemälde, worauf christliche Geschichten, sowohl des alten Testaments als des neuen, sowohl der Tradition als der Legende, dargestellt sind, ist im diesjährigen Salon so gering, dass manche Unter-Unterabtheilung einer weltlichen Gattung weit mehr Stücke geliefert, und wahrhaftig bessere Stücke. Nach genauer Zählung finde ich unter den dreitausend Nummern des Katalogs nur neunundzwanzig jener heiligen Gemälde verzeichnet, während allein schon derjenigen Gemälde, worauf Scenen aus Walter Scott's Romanen dargestellt sind, über dreißig gezählt werden. Ich kann also, wenn ich von französischer Malerei rede, gar nicht missverstanden werden, wenn ich die Ausdrücke „historische Gemälde" und „historische Schule" in ihrer natürlichsten Bedeutung gebrauche.

Delaroche

ist der Chorführer einer solchen Schule. Dieser Maler hat keine Vorliebe für die Vergangenheit selbst, sondern für ihre Darstellung, für die Veranschaulichung ihres Geistes, für Geschichtschreibung mit Farben. Diese Neigung zeigt sich jetzt bei dem größten Theile der französischen Maler; der Salon war erfüllt mit Darstellungen aus der Geschichte,

und die Namen Deveria, Steuben und Johannot verdienen hier die ausgezeichnetste Erwähnung. [Auch in den Schwesterkünsten herrscht eine solche Neigung, zumal in der poetischen Literatur der Franzosen, wo Victor Hugo ihr am glänzendsten huldigt. Die neuesten Fortschritte der Franzosen in der Wissenschaft der Geschichte und ihre großen Leistungen in der wirklichen Geschichtschreibung sind daher keine isolierten Erscheinungen.]

Delaroche, der große Historienmaler, hat vier Stücke zur diesjährigen Ausstellung geliefert. Zwei derselben beziehen sich auf die französische, die zwei andern auf die englische Geschichte. Die beiden ersten sind gleich kleinen Umfangs, fast wie sogenannte Kabinettstücke, und sehr figurenreich und pittoresk. Das eine stellt den Kardinal Richelieu vor, „der sterbekrank von Tarascon die Rhone hinauffährt und selbst, in einem Kahne, der hinter seinem eigenen Kahne befestigt ist, den Cinq-Mars und den de Thou nach Lyon führt, um sie dort köpfen zu lassen.“ Zwei Kähne, die hintereinander fahren, sind zwar eine unkünstlerische Konception, doch ist sie hier mit vielem Geschick behandelt. Die Farbengebung ist glänzend, ja blendend, und die Gestalten schwimmen fast im strahlenden Abendgold. Dieses kontrastiert um so wehmüthiger mit dem Geschick, dem die drei

Hauptfiguren entgegenfahren. Die zwei blühenden Jünglinge werden zur Hinrichtung geſchleppt, und zwar von einem ſterbenden Greiſe. Wie buntgeſchmückt auch dieſe Kähne ſind, ſo ſchiffen ſie doch hinab ins Schattenreich des Todes. Die herrlichen Goldſtrahlen der Sonne ſind nur Scheidegrüße, es iſt Abendzeit, und ſie muſs ebenfalls untergehen; ſie wird nur noch einen blutrothen Lichtſtreif über die Erde werfen, und dann iſt Alles Nacht.

Eben ſo farbenglänzend und in ſeiner Bedeutung eben ſo tragiſch iſt das hiſtoriſche Seitenſtück, das ebenfalls einen ſterbenden Kardinal-Miniſter, den Mazarin, darſtellt. Er liegt in einem bunten Prachtbette, in der bunteſten Umgebung von luſtigen Hofleuten und Dienerſchaft, die mit einander ſchwazzen und Karten ſpielen und umherſpazieren, lauter farbenſchillernde, überflüſſige Perſonen, am überflüſſigſten für einen Mann, der auf dem Todbette liegt. Hübſche Koſtüme aus der Zeit der Fronde, noch nicht überladen mit Goldtroddeln, Stickereien, Bändern und Spitzen, wie in Ludwig's XIV. ſpäterer Prachtzeit, wo die letzten Ritter ſich in hoffähige Kavaliere verwandelten, ganz in der Weiſe, wie auch das Schlachtſchwert ſich allmählich verfeinerte, bis es endlich ein alberner Galanteriedegen wurde. Die Trachten auf dem Gemälde, wovon ich ſpreche,

ſind noch einfach, Rock und Koller erinnern noch an das urſprüngliche Kriegshandwerk des Adels, auch die Federn auf dem Hute ſind noch keck und bewegen ſich noch nicht ganz nach dem Hofwind. Die Haare der Männer wallen noch in natürlichen Locken über die Schulter, und die Damen tragen die witzige Friſur à la Sevigné. Die Kleider der Damen melden indeſs ſchon einen Übergang in die langſchleppende, weitaufgebauſchte Abgeſchmacktheit der ſpäteren Periode. Die Korſetts ſind aber noch naiv zierlich, und die weißen Reize quellen daraus hervor, wie Blumen aus einem Füllhorn. Es ſind lauter hübſche Damen auf dem Bilde, lauter hübſche Hofmaſken; auf den Geſichtern lächelnde Liebe, und vielleicht grauer Trübſinn im Herzen, die Lippen unſchuldig, wie Blumen, und dahinter ein böſes Zünglein, wie die kluge Schlange. Tändelnd und ziſchelnd ſitzen drei dieſer Damen, neben ihnen ein feinöhriger, ſpitzäugiger Prieſter mit lauſchender Naſe, vor der linken Seite des Krankenbettes. Vor der rechten Seite ſitzen drei Chevaliers und eine Dame, die Karten ſpielen, wahrſcheinlich Landsknecht, ein ſehr gutes Spiel, das ich ſelbſt in Göttingen geſpielt und worin ich einmal ſechs Thaler gewonnen. Ein edler Hofmann in einem dunkelvioletten, rothbekreuzten Sammetmantel ſteht in der

Mitte des Zimmers und macht die kratzfüßigste Verbeugung. Am rechten Ende des Gemäldes ergehen sich zwei Hofdamen und ein Abbé, welcher der Einen ein Papier zu lesen giebt, vielleicht ein Sonett von eigner Fabrik, während er nach der Andern schielt. Diese spielt hastig mit ihrem Fächer, dem luftigen Telegraphen der Liebe. Beide Damen sind allerliebste Geschöpfe, die Eine morgenröthlich blühend wie eine Rose, die Andere etwas dämmerungssüchtig, wie ein schmachtender Stern. Im Hintergrund des Gemäldes sitzt ebenfalls schwazzendes Hofgesinde und erzählt einander vielleicht allerlei Staatsunterrocksgeheimnisse oder wettet vielleicht, dass der Mazarin in einer Stunde todt sei. Mit Diesem scheint es wirklich zu Ende zu gehen; sein Gesicht ist leichenblass, sein Auge gebrochen, seine Nase bedenklich spitz, in seiner Seele erlischt allmählich jene schmerzliche Flamme, die wir Leben nennen, in ihm wird es dunkel und kalt, der Flügelschlag des nächtlichen Engels berührt schon seine Stirne; — in diesem Augenblick wendet sich zu ihm die spielende Dame und zeigt ihm ihre Karten und scheint ihn zu fragen, ob sie mit ihrem Koeur trumpfen soll?

Die zwei andern Gemälde von Delaroche geben Gestalten aus der englischen Geschichte. Sie sind

in Lebensgröße und einfacher gemalt. Das eine zeigt die beiden Prinzen im Tower, die Richard III. ermorden läſſt. Der junge König und ſein jüngerer Bruder ſitzen auf einem alterthümlichen Ruhebette, und gegen die Thüre des Gefängniſſes läuft ihr kleines Hündchen, das durch Bellen die Ankunft der Mörder zu verrathen ſcheint. Der junge König, noch halb Knabe und ſchon halb Jüngling, iſt eine überaus rührende Geſtalt. Ein gefangener König, wie Sterne ſo richtig fühlt, iſt ſchon an und für ſich ein wehmüthiger Gedanke; und hier iſt der gefangene König noch beinahe ein unſchuldiger Knabe, und hilflos preisgegeben einem tückiſchen Mörder. Trotz ſeines zarten Alters, ſcheint er ſchon Viel gelitten zu haben; in ſeinem bleichen, kranken Antlitz liegt ſchon tragiſche Hoheit, und ſeine Füße, die mit ihren langen, blauſammtnen Schnabelſchuhen vom Lager herabhängen und doch nicht den Boden berühren, geben ihm gar ein gebrochen Anſehen, wie das einer geknickten Blume. Alles Das iſt, wie geſagt, ſehr einfach, und wirkt deſto mächtiger*). Ach! es hat mich noch um ſo mehr bewegt, da ich in dem Antlitz des unglücklichen Prinzen die lieben Freundesaugen entdeckte, die mir ſo oft zugelächelt, und mit noch

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

lieberen Augen so lieblich verwandt waren. Wenn ich vor dem Gemälde des Delaroche stand, kam es mir immer ins Gedächtnis, wie ich einst auf einem schönen Schlosse im theuren Polen vor dem Bilde des Freundes stand und mit seiner holden Schwester von ihm sprach und ihre Augen heimlich verglich mit den Augen des Freundes. Wir sprachen auch von dem Maler des Bildes, der kurz vorher gestorben, und wie die Menschen dahinsterben, einer nach dem andern — Ach! der liebe Freund selbst ist jetzt todt, erschossen bei Praga, die holden Lichter der schönen Schwester sind ebenfalls erloschen, ihr Schloß ist abgebrannt, und es wird mir einsam ängstlich zu Muthe, wenn ich bedenke, daß nicht bloß unsere Lieben so schnell aus der Welt verschwinden, sondern sogar von dem Schauplatz, wo wir mit ihnen gelebt, keine Spur zurückbleibt, als hätte Nichts davon existiert, als sei Alles nur ein Traum.

Indessen noch weit schmerzlichere Gefühle erregt das andere Gemälde von Delaroche, das eine andere Scene aus der englischen Geschichte darstellt. Es ist eine Scene aus jener entsetzlichen Tragödie, die auch ins Französische übersetzt worden ist und so viele Thränen gekostet hat diesseits und jenseits des Kanals, und die auch den deutschen Zuschauer

so tief erschüttert. Auf dem Gemälde sehen wir die beiden Helden des Stücks, den Einen als Leiche im Sarge, den Andern in voller Lebenskraft und den Sargdeckel aufhebend, um den todten Feind zu betrachten. Oder sind es etwa nicht die Helden selbst, sondern nur Schauspieler, denen vom Direktor der Welt ihre Rolle vorgeschrieben war, und die vielleicht, ohne es zu wissen, zwei kämpfende Principien tragierten? Ich will sie hier nicht nennen, die beiden feindseligen Principien, die zwei großen Gedanken, die sich vielleicht schon in der schaffenden Gottesbrust befehdeten, und die wir auf diesem Gemälde einander gegenüber sehen, das eine schmählich verwundet und verblutend, in der Person von Karl Stuart, das andere keck und siegreich, in der Person von Oliver Cromwell.

In einem von den dämmernden Sälen Whitehall's, auf dunkelrothen Sammetstühlen, steht der Sarg des enthaupteten Königs, und davor steht ein Mann, der mit ruhiger Hand den Deckel aufhebt und den Leichnam betrachtet. Jener Mann steht dort ganz allein, seine Figur ist breit untersetzt, seine Haltung nachlässig, sein Gesicht bäurisch ehrenfest. Seine Tracht ist die eines gewöhnlichen Kriegers, puritanisch schmucklos; eine lang herabhängende dunkelbraune Sammtweste; darunter eine gelbe Leder-

jacke; Reiterſtiefel, die ſo hoch heraufgehen, daſs die ſchwarze Hoſe kaum zum Vorſchein kommt; quer über die Bruſt ein ſchmutziggelbes Degengehänge, woran ein Degen mit Glockengriff; auf den kurzgeſchnittenen dunkeln Haaren des Hauptes ein ſchwarzer aufgekrämpter Hut mit einer rothen Feder; am Halſe ein übergeſchlagenes weißes Kräglein, worunter noch ein Stück Harniſch ſichtbar wird; ſchmutzige gelblederne Handſchuhe; in der einen Hand, die nahe am Degengriffe liegt, ein kurzer, ſtützender Stock, in der andern Hand der erhobene Deckel des Sarges, worin der König liegt.

Die Todten haben überhaupt einen Ausdruck im Geſichte, wodurch der Lebende, den man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erſcheint; denn ſie übertreffen ihn immer an vornehmer Leidenſchaftsloſigkeit und vornehmer Kälte. Das fühlen auch die Menſchen, und aus Reſpekt vor dem höheren Todtenſtande tritt die Wache ins Gewehr und präſentiert, wenn eine Leiche vorübergetragen wird, und ſei es auch die Leiche des ärmſten Flickſchneiders. Es iſt daher leicht begreiflich, wie ſehr dem Oliver Cromwell ſeine Stellung ungünſtig iſt bei jeder Vergleichung mit dem todten Könige. Dieſer, verklärt von dem eben erlittenen Martyrthume, geheiligt von der Majeſtät des Unglücks, mit dem

koſtbaren Purpur am Halſe, mit dem Kuſs der Melpomene auf den weißen Lippen, bildet den herabdrückendſten Gegenſatz zu der rohen, der lebendigen Puritanergeſtalt. Auch mit der äußeren Bekleidung derſelben kontraſtieren tiefſchneidend bedeutſam die letzten Prachtſpuren der gefallenen Herrlichkeit, das reiche grünſeidene Kiſſen im Sarge, die Zierlichkeit des blendendweißen Leichenhemds, garniert mit Brabanter Spitzen.

Welchen großen Weltſchmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgeſprochen! Da liegt ſie, die Herrlichkeit des Königthums, einſt Troſt und Blüthe der Menſchheit, elendiglich verblutend. Englands Leben iſt ſeitdem bleich und grau, und die entſetzte Poeſie floh den Boden, den ſie ehemals mit ihren heiterſten Farben geſchmückt. Wie tief empfand ich Dieſes, als ich einſt um Mitternacht an dem fatalen Fenſter von Whitehall vorbeiging und die jetzige kaltfeuchte Proſa von England mich durchfröſtelte! Warum war aber meine Seele nicht von eben ſo tiefen Gefühlen ergriffen, als ich jüngſt zum erſten Male über den entſetzlichen Platz ging, wo Ludwig XVI. geſtorben? Ich glaube, weil Dieſer, als er ſtarb, kein König mehr war, weil er, als ſein Haupt fiel, ſchon vorher die Krone verloren hatte. König Karl verlor aber die Krone nur

mit dem Haupte ſelbſt. Er glaubte an dieſe Krone, an ſein abſolutes Recht; er kämpfte dafür, wie ein Ritter, kühn und ſchlank; er ſtarb adelig ſtolz, proteſtierend gegen die Geſetzlichkeit ſeines Gerichts, ein wahrer Märtyrer des Königthums von Gottes Gnaden. Der arme Bourbon verdient nicht dieſen Ruhm, ſein Haupt war ſchon durch eine Jakobinermütze entkönigt; er glaubte nicht mehr an ſich ſelber, er glaubte feſt an die Kompetenz ſeiner Richter, er betheuerte nur ſeine Unſchuld; er war wirklich bürgerlich tugendhaft, ein guter, nicht ſehr magerer Hausvater; ſein Tod hat mehr einen ſentimentalen als einen tragiſchen Charakter, er erinnert allzu ſehr an Auguſt Lafontaine's Familienromane — Eine Thräne für Ludwig Capet, einen Lorber für Karl Stuart*)!

„Un plagiat infame d'un crime étranger" ſind die Worte, womit der Vicomte Chateaubriand jene trübe Begebenheit bezeichnet, die einſt am 21. Januar auf der Place de la Concorde ſtattfand. Er macht den Vorſchlag, auf dieſer Stelle eine Fontaine zu errichten, deren Waſſer aus einem großen Becken von ſchwarzem Marmor hervorſprudeln, um

*) Die nächſten drei Abſätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

abzuwaſchen — „ihr wiſſt wohl, was ich meine,“ ſetzt er pathetiſch geheimnisvoll hinzu. Der Tod Ludwig's XVI. iſt überhaupt das beflorte Paradepferd, worauf der edle Vicomte ſich beſtändig herumtummelt; ſeit Jahr und Tag exploitiert er die Himmelfahrt des Sohns des heiligen Ludwigs, und eben die raffinierte Giftdürſtigkeit, womit er dabei deklamiert, und ſeine weitgeholten Trauerwitze zeugen von keinem wahren Schmerze. Am allerfatalſten iſt es, wenn ſeine Worte wiederhallen aus den Herzen des Faubourg Saint-Germain, wenn dort die alten Emigrantenkoterien mit heuchleriſchen Seufzern noch immer über Ludwig XVI. jammern, als wären ſie ſeine eigentlichen Angehörigen, als habe er eigentlich ihnen zugehört, als wären ſie beſonders bevorrechtet, ſeinen Tod zu betrauern. Und doch iſt dieſer Tod ein allgemeines Weltunglück geweſen, das den geringſten Tagelöhner eben ſo gut betraf, wie den höchſten Ceremonienmeiſter der Tuilerien, und das jedes fühlende Menſchenherz mit unendlichem Kummer erfüllen muſſte. O, der feinen Sippſchaft! ſeit ſie nicht mehr unſere [legitimſten] Freuden uſurpieren kann, uſurpiert ſie unſere [legitimſten] Schmerzen.

Es iſt vielleicht an der Zeit, einerſeits das allgemeine Volksrecht ſolcher Schmerzen zu vindicieren,

damit ſich das Volk nicht einreden laſſe, nicht ihm gehörten die Könige, ſondern einigen Auserwählten, die das Privilegium haben, jedes königliche Miſsgeſchick als ihr eigenes zu bejammern; andererſeits iſt es vielleicht an der Zeit, jene Schmerzen laut auszuſprechen, da es jetzt wieder einige eiskluge Staatsgrübler giebt, einige nüchterne Bacchanten der Vernunft, die in ihrem logiſchen Wahnſinn uns alle Ehrfurcht, die das uralte Sakrament des Königthums gebietet, aus der Tiefe unſerer Herzen herausdiſputieren möchten. Indeſſen, die trübe Urſache jener Schmerzen nennen wir keineswegs ein Plagiat, noch viel weniger ein Verbrechen, und am allerwenigſten infam; wir nennen ſie eine Schickung Gottes. Würden wir doch die Menſchen zu hoch ſtellen und zugleich zu tief herabſetzen, wenn wir ihnen ſo viel Rieſenkraft und zugleich ſo viel Frevel zutrauten, daſs ſie aus eigener Willkür jenes Blut vergoſſen hätten, deſſen Spuren Chateaubriand mit dem Waſſer ſeines ſchwarzen Waſchbeckens vertilgen will.

Wahrlich, wenn man die derzeitigen Zuſtände erwägt und die Bekenntniſſe der überlebenden Zeugen einſammelt, ſo ſieht man, wie wenig der freie Menſchenwille bei dem Tode Ludwig's XVI. vorwaltete. Mancher, der gegen den Tod ſtimmen

wollte, that das Gegentheil, als er die Tribüne beſtiegen und von dem dunkeln Wahnſinn der politiſchen Verzweiflung ergriffen wurde. Die Girondiſten fühlten, daſs ſie zu gleicher Zeit ihr eigenes Todesurtheil ausſprachen. Manche Reden, die bei dieſer Gelegenheit gehalten wurden, dienten nur zur Selbſtbetäubung. Der Abbé Sieyes, angeekelt von dem widerwärtigen Geſchwätze, ſtimmte ganz einfach für den Tod, und als er von der Tribüne herabgeſtiegen, ſagte er zu ſeinem Freunde: „J'ai voté la mort sans phrase.“ Der böſe Leumund aber miſsbrauchte dieſe Privatäußerung; dem mildeſten Menſchen ward als parlamentariſch das Schreckenswort „la mort sans phrase“ aufgebürdet, und es ſteht jetzt in allen Schulbüchern, und die Jungen lernen's auswendig. Wie man mir allgemein verſichert, Beſtürzung und Trauer herrſchte am 21. Januar in ganz Paris, ſogar die wüthendſten Jakobiner ſchienen von ſchmerzlichem Miſsbehagen niedergedrückt. Mein gewöhnlicher Kabriolettführer, ein alter Sanskülotte, erzählte mir, als er den König ſterben ſah, ſei ihm zu Muthe geweſen, „als würde ihm ſelber ein Glied abgeſägt.“ Er ſetzte hinzu: „Es hat mir im Magen weh gethan, und ich hatte den ganzen Tag einen Abſcheu vor Speiſen.“ Auch meinte er, „der alte Veto“ habe

ſehr unruhig ausgeſehen, als wolle er ſich zur Wehr ſetzen. So Viel iſt gewiſs, er ſtarb nicht ſo groß-artig wie Karl I., der erſt ruhig ſeine lange proteſtierende Rede hielt, wobei er ſo beſonnen blieb, daſs er die umſtehenden Edelleute einige Male erſuchte, das Beil nicht zu betaſten, damit es nicht ſtumpf werde. Der geheimnisvoll verlarvte Scharfrichter von Whitehall wirkte ebenfalls ſchauerlich poetiſcher, als Samſon mit ſeinem nackten Geſichte. Hof und Henker hatten die letzte Maſke fallen laſſen, und es war ein proſaiſches Schauſpiel. Vielleicht hätte Ludwig eine lange chriſtliche Verzeihungsrede gehalten, wenn nicht die Trommel bei den erſten Worten ſchon ſo gerührt worden wäre, daſs man kaum ſeine Unſchuldserklärung gehört hat. Die erhabenen Himmelfahrtsworte, die Chateaubriand und ſeine Genoſſen beſtändig paraphraſieren: „Fils de Saint Louis, monte au ciel!“ dieſe Worte ſind auf dem Schafotte gar nicht geſprochen worden, ſie paſſen gar nicht zu dem nüchternen Werkeltagscharakter des guten Edgeworth, dem ſie in den Mund gelegt werden, und ſie ſind die Erfindung eines damaligen Journaliſten, Namens Charles Hiſs, der ſie denſelben Tag drucken ließ. Dergleichen Berichtigung iſt freilich ſehr unnütz; dieſe Worte ſtehen jetzt ebenfalls in allen Kompendien, ſie ſind

schon längst auswendig gelernt, und die arme Schuljugend müsste noch obendrein auswendig lernen, dass diese Worte nie gesprochen worden.

Es ist nicht zu leugnen, dass Delaroche absichtlich durch sein ausgestelltes Bild zu geschichtlichen Vergleichungen aufforderte, und, wie zwischen Ludwig XVI. und Karl I., wurden auch zwischen Cromwell und Napoleon beständig Parallelen gezogen. Ich darf aber sagen, dass Beiden Unrecht geschah, wenn man sie mit einander verglich. Denn Napoleon blieb frei von der schlimmsten Blutschuld (die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nur ein Meuchelmord *)); Cromwell aber sank nie so tief, dass er sich von einem Priester zum Kaiser salben ließ und, ein abtrünniger Sohn der Revolution, die gekrönte Vetterschaft der Cäsaren erbuhlte. In dem Leben des Einen ist ein Blutfleck, in dem Leben des Andern ist ein Ölfleck. Wohl fühlten sie aber Beide die geheime Schuld. Dem Bonaparte, der ein Washington von Europa werden konnte, und nur dessen Napoleon ward, ihm ist nie wohl geworden in seinem kaiserlichen Purpurmantel **); ihn

*) Der eingeklammerte Satz fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) Der Anfang dieses Satzes fehlt in der (von Henri Julia besorgten) neuesten französischen Ausgabe; auch sind

verfolgte die Freiheit, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, sogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität, schreckte sie ihn vom Lager; und dann sah man ihn hastig umherrennen in den hallenden Gemächern der Tuilerien, und er schalt und tobte; und wenn er dann des Morgens bleich und müde in den Staatsrath kam, so klagte er über Ideologie, und wieder Ideologie, und sehr gefährliche Ideologie, und Corvisart schüttelte das Haupt.

Wenn Cromwell ebenfalls nicht ruhig schlafen konnte und des Nachts ängstlich in Whitehall umherlief, so war es nicht, wie fromme Kavaliere meinten, ein blutiges Königsgespenst, was ihn verfolgte, sondern die Furcht vor den leiblichen Rächern seiner Schuld; er fürchtete die materiellen Dolche der Feinde, und deßhalb trug er unter dem Wamms immer einen Harnisch, und er wurde immer mißtrauischer, und endlich gar, als das Büchlein erschien: „Tödten ist kein Mord," da hat Oliver Cromwell nie mehr gelächelt.

Wenn aber die Vergleichung des Protektors und des Kaisers wenig Ähnlichkeiten bietet, so ist

---

in den vorhergehenden und nachfolgenden Sätzen daselbst einige Ausdrücke etwas abgeschwächt.

Der Herausgeber.

die Ausbeute deſto reicher bei den Parallelen zwiſchen den Fehlern der Stuart's und der Bourbonen überhaupt, und zwiſchen den Reſtaurationsperioden in beiden Ländern. Es iſt faſt eine und dieſelbe Untergangsgeſchichte. Auch dieſelbe Quaſilegitimität der neuen Dynaſtie iſt vorhanden, wie einſt in England. Im Foyer des Jeſuitismus werden ebenfalls wieder, wie einſt, die heiligen Waffen geſchmiedet, die alleinſeligmachende Kirche ſeufzt und intriguiert ebenfalls für das Kind des Mirakles, und es fehlt nur noch, daſs der franzöſiſche Prätendent, ſo wie einſt der engliſche, nach dem Vaterlande zurückkehre. Immerhin, mag er kommen! Ich prophezeie ihm das entgegengeſetzte Schickſal Saul's, der ſeines Vaters Eſel ſuchte und eine Krone fand: — der junge Heinrich wird nach Frankreich kommen und eine Krone ſuchen, und er findet hie nur die Eſel ſeines Vaters.

Was die Beſchauer des Cromwell am meiſten beſchäftigte, war die Entzifferung ſeiner Gedanken bei dem Sarge des todten Karl. Die Geſchichte berichtet dieſe Scene nach zwei verſchiedenen Sagen. Nach der einen habe Cromwell des Nachts, bei Fackelſchein, ſich den Sarg öffnen laſſen, und erſtarrten Leibs und verzerrten Angeſichts ſei er lange davor ſtehen geblieben, wie ein ſtummes Steinbild. Nach

sehr unruhig ausgesehen, als wolle er sich zur Wehr setzen. So Viel ist gewiss, er starb nicht so groß-artig wie Karl I., der erst ruhig seine lange protestierende Rede hielt, wobei er so besonnen blieb, dass er die umstehenden Edelleute einige Male ersuchte, das Beil nicht zu betasten, damit es nicht stumpf werde. Der geheimnisvoll verlarvte Scharfrichter von Whitehall wirkte ebenfalls schauerlich poetischer, als Samson mit seinem nackten Gesichte. Hof und Henker hatten die letzte Maske fallen lassen, und es war ein prosaisches Schauspiel. Vielleicht hätte Ludwig eine lange christliche Verzeihungsrede gehalten, wenn nicht die Trommel bei den ersten Worten schon so gerührt worden wäre, dass man kaum seine Unschuldserklärung gehört hat. Die erhabenen Himmelfahrtsworte, die Chateaubriand und seine Genossen beständig paraphrasieren: „Fils de Saint Louis, monte au ciel!“ diese Worte sind auf dem Schafotte gar nicht gesprochen worden, sie passen gar nicht zu dem nüchternen Werkeltagscharakter des guten Edgeworth, dem sie in den Mund gelegt werden, und sie sind die Erfindung eines damaligen Journalisten, Namens Charles Hiss, der sie denselben Tag drucken ließ. Dergleichen Berichtigung ist freilich sehr unnütz; diese Worte stehen jetzt ebenfalls in allen Kompendien, sie sind

ſchon längſt auswendig gelernt, und die arme Schuljugend müſſte noch obendrein auswendig lernen, daſs dieſe Worte nie geſprochen worden.

Es iſt nicht zu leugnen, daſs Delaroche abſichtlich durch ſein ausgeſtelltes Bild zu geſchichtlichen Vergleichungen aufforderte, und, wie zwiſchen Ludwig XVI. und Karl I., wurden auch zwiſchen Cromwell und Napoleon beſtändig Parallelen gezogen. Ich darf aber ſagen, daſs Beiden Unrecht geſchah, wenn man ſie mit einander verglich. Denn Napoleon blieb frei von der ſchlimmſten Blutſchuld (die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nur ein Meuchelmord*); Cromwell aber ſank nie ſo tief, daſs er ſich von einem Prieſter zum Kaiſer ſalben ließ und, ein abtrünniger Sohn der Revolution, die gekrönte Vetterſchaft der Cäſaren erbuhlte. In dem Leben des Einen iſt ein Blutfleck, in dem Leben des Andern iſt ein Ölfleck. Wohl fühlten ſie aber Beide die geheime Schuld. Dem Bonaparte, der ein Waſhington von Europa werden konnte, und nur deſſen Napoleon ward, ihm iſt nie wohl geworden in ſeinem kaiſerlichen Purpurmantel**); ihn

*) Der eingeklammerte Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) Der Anfang dieſes Satzes fehlt in der (von Henri Julia beſorgten) neueſten franzöſiſchen Ausgabe; auch ſind

verfolgte die Freiheit, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, sogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität, schreckte sie ihn vom Lager; und dann sah man ihn hastig umherrennen in den hallenden Gemächern der Tuilerien, und er schalt und tobte; und wenn er dann des Morgens bleich und müde in den Staatsrath kam, so klagte er über Ideologie, und wieder Ideologie, und sehr gefährliche Ideologie, und Corvisart schüttelte das Haupt.

Wenn Cromwell ebenfalls nicht ruhig schlafen konnte und des Nachts ängstlich in Whitehall umherlief, so war es nicht, wie fromme Kavaliere meinten, ein blutiges Königsgespenst, was ihn verfolgte, sondern die Furcht vor den leiblichen Rächern seiner Schuld; er fürchtete die materiellen Dolche der Feinde, und deßhalb trug er unter dem Wamms immer einen Harnisch, und er wurde immer mißtrauischer, und endlich gar, als das Büchlein erschien: „Tödten ist kein Mord," da hat Oliver Cromwell nie mehr gelächelt.

Wenn aber die Vergleichung des Protektors und des Kaisers wenig Ähnlichkeiten bietet, so ist

---

in den vorhergehenden und nachfolgenden Sätzen daselbst einige Ausdrücke etwas abgeschwächt.

Der Herausgeber.

die Ausbeute deſto reicher bei den Parallelen zwiſchen den Fehlern der Stuart's und der Bourbonen überhaupt, und zwiſchen den Reſtaurationsperioden in beiden Ländern. Es iſt faſt eine und dieſelbe Untergangsgeſchichte. Auch dieſelbe Quaſilegitimität der neuen Dynaſtie iſt vorhanden, wie einſt in England. Im Foyer des Jeſuitismus werden ebenfalls wieder, wie einſt, die heiligen Waffen geſchmiedet, die alleinſeligmachende Kirche ſeufzt und intriguiert ebenfalls für das Kind des Mirakles, und es fehlt nur noch, daſs der franzöſiſche Prätendent, ſo wie einſt der engliſche, nach dem Vaterlande zurückkehre. Immerhin, mag er kommen! Ich prophezeie ihm das entgegengeſetzte Schickſal Saul's, der ſeines Vaters Eſel ſuchte und eine Krone fand: — der junge Heinrich wird nach Frankreich kommen und eine Krone ſuchen, und er findet hie nur die Eſel ſeines Vaters.

Was die Beſchauer des Cromwell am meiſten beſchäftigte, war die Entzifferung ſeiner Gedanken bei dem Sarge des todten Karl. Die Geſchichte berichtet dieſe Scene nach zwei verſchiedenen Sagen. Nach der einen habe Cromwell des Nachts, bei Fackelſchein, ſich den Sarg öffnen laſſen, und erſtarrten Leibs und verzerrten Angeſichts ſei er lange davor ſtehen geblieben, wie ein ſtummes Steinbild. Nach

einer anderen Sage öffnete er den Sarg bei Tage, betrachtete ruhig den Leichnam und sprach die Worte: „Er war ein starkgebauter Mann, und er hätte noch lange leben können.“ Nach meiner Ansicht hat Delaroche diese demokratischere Legende im Sinne gehabt. Im Gesichte seines Cromwell ist durchaus kein Erstaunen oder Verwundern oder sonstiger Seelensturm ausgedrückt; im Gegentheil, den Beschauer erschüttert diese grauenhafte, entsetzliche Ruhe im Gesichte des Mannes. Da steht sie, die gefestete, erdsichere Gestalt, „brutal wie eine Thatsache,“ gewaltig ohne Pathos, dämonisch natürlich, wunderbar ordinär, verfehmt und zugleich gefeit, und da betrachtet sie ihr Werk, fast wie ein Holzhacker, der eben eine Eiche gefällt hat. Er hat sie ruhig gefällt, die große Eiche, die einst so stolz ihre Zweige verbreitete über England und Schottland, die Königseiche, in deren Schatten so viele schöne Menschengeschlechter geblüht, und worunter die Elfen der Poesie ihre süßesten Reigen getanzt; — er hat sie ruhig gefällt mit dem unglückseligen Beil, und da liegt sie zu Boden mit all ihrem holden Laubwerk und mit der unverletzten Krone — Unglückseliges Beil!

„Do you not think, Sir, that the guillotine is a great improvement?“ Das waren die gequäkten Worte, womit ein Britte, der hinter mir

ſtand, die Empfindungen unterbrach, die ich eben niedergeſchrieben und die ſo wehmüthig meine Seele erfüllten, während ich Karl's Halswunde auf dem Bilde von Delaroche betrachtete. Sie iſt etwas allzu grell blutig gemalt. Auch iſt der Deckel des Sarges ganz verzeichnet und giebt dieſem das Anſehen eines Violinkaſtens. Im Übrigen iſt aber das Bild ganz unübertrefflich meiſterhaft gemalt, mit der Feinheit des Vandyck und mit der Schattenkühnheit des Rembrandt; es erinnert mich namentlich an die republikaniſchen Kriegergeſtalten auf dem großen hiſtoriſchen Gemälde des Letztern, die Nachtwache, die ich im Trippenhuis zu Amſterdam geſehen.

Der Charakter des Delaroche, ſowie des größten Theils ſeiner Kunſtgenoſſen, nähert ſich überhaupt am meiſten der flämiſchen Schule; nur daſs die franzöſiſche Grazie etwas zierlich leichter die Gegenſtände behandelt und die franzöſiſche Eleganz hübſch oberflächlich darüber hinſpielt. Ich möchte daher den Delaroche einen graciöſen, eleganten Niederländer nennen.

An einem andern Orte werde ich vielleicht die Geſpräche berichten, die ich ſo oft vor ſeinem Cromwell vernahm. Kein Ort gewährte eine beſſere Gelegenheit zur Belauſchung der Volksgefühle und

Tagesmeinungen. Das Gemälde hing in der großen Tribüne am Eingang der langen Galerie, und daneben hing Robert's eben so bedeutsames Meisterwerk, gleichsam tröstend und versöhnend. In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergestalt, der entsetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beschauer erschütterte und alle politischen Leidenschaften in ihm aufwühlte, so ward seine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren schönen Ähren heimkehrend zum Erntefest der Liebe und des Friedens, im klarsten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zeitkampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unsern Füßen; hören wir hier noch das Rasen des Sturmes, der die Welt niederzureißen droht; sehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutströme einschlürft, so dass grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: so sehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig sicher die Erde stehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römische Universaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaisern und Lastern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geschichte sehen, die sich so närrisch

herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödsinnig stillsteht, und dann wieder unbeholfen hastig aufspringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeschichte nennen: so sehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geschichte, die dennoch genug Raum hat auf einem mit Büffeln bespannten Wagen; eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende, die sich ewig wiederholt und so einfach ist wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geschichte, die der Dichter beschreibt und deren Archiv in jedem Menschenherzen zu finden ist: — die Geschichte der Menschheit!

Wahrlich, wohlthuend und heilsam war es, dass Robert's Gemälde dem Gemälde des Delaroche zur Seite gestellt worden. Manchmal, wenn ich den Cromwell lange betrachtet und mich ganz in ihn versenkt hatte, dass ich fast seine Gedanken hörte, einsilbig harsche Worte, verdrießlich hervorgebrummt und gezischt im Charakter jener englischen Mundart, die dem fernen Grollen des Meeres und dem Schrillen der Sturmvögel gleicht: dann rief mich heimlich wieder zu sich der stille Zauber des Nebengemäldes, und mir war, als hörte ich lächelnden Wohllaut, als hörte ich Toskana's süße Sprache

von römiſchen Lippen erklingen, und meine Seele wurde beſänftigt und erheitert*).

Ach! wohl thut es Noth, daſs die liebe, unverwüſtliche, melodiſche Geſchichte der Menſchheit unſere Seele tröſte in dem miſstönenden Lärm der Weltgeſchichte. Ich höre in dieſem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, dieſen miſstönenden Lärm, dieſes ſinnverwirrende Getöſe; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen; ein empörtes Menſchenmeer mit wahnſinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt ſich durch die Gaſſen das Volk von Paris und heult: „Warſchau iſt gefallen! Unſere Avantgarde iſt gefallen! Nieder mit den Miniſtern! Krieg den Ruſſen! Tod den Preußen!“ — Es wird mir ſchwer, ruhig am Schreibtiſche ſitzen zu bleiben und meinen armen Kunſtbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung, zu Ende zu ſchreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, ſo wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, ſo daſs alle meine Kunſtideen zerquetſcht

*) Von den nächſten fünf Abſätzen, die in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe fehlen, finden ſich die beiden erſten und der fünfte Abſatz noch in der älteſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

werden; oder ich bekomme einen Bajonettſtich in die linke Seite, wo jetzt das Herz ſchon von ſelber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache geſetzt als fremder Unruhſtörer.

Bei ſolchem Lärm verwirren und verſchieben ſich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Geſichte entgegen, faſt mit Angſt in dem wilden Auge. Mirakulöſe verändert ſich das Bild des Papſtes von Vernet; der alte ſchwächliche Statthalter Chriſti ſieht auf einmal ſo jung und geſund aus und erhebt ſich lächelnd auf ſeinem Seſſel, und es iſt, als ob ſeine ſtarken Träger das Maul aufſperrten zu einem Te deum laudamus. [Der junge engliſche Prinz ſinkt zu Boden, und ſterbend ſieht er mich an mit den wohlbekannten Freundesblicken, mit jener ſchmerzlichen Innigkeit, die den Polen eigen iſt.] Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Geſicht und verwandelt ſich plötzlich, und wenn ich genauer hinſchaue, ſo liegt kein König, ſondern das ermordete Polen in dem ſchwarzen Sarge, und davor ſteht nicht mehr Cromwell, ſondern der Zar von Rußland, eine adlige, reiche Geſtalt, ganz ſo herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin geſehen, als er neben dem König von Preußen auf dem Balkone ſtand und Dieſem die Hand küſſte.

Dreißigtauſend ſchauluſtige Berliner jauchzten Hurrah! und ich dachte in meinem Herzen: Gott ſei uns Allen gnädig! Ich kannte ja das ſarmatiſche Sprichwort: „Die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muſs man küſſen.“ — —*)

Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte ſich auch hier an die linke Hand küſſen laſſen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichſten Feinde des Vaterlandes ſo begegnet, wie es Pflicht und Gewiſſen verlangten. Haben ſich dieſe Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, ſo muſſten ſie auch ſeine Marken ſichern gegen das herandrängende Ruſsland. Die Ruſſen ſind ein braves Volk, und ich will ſie gern achten und lieben; aber ſeit dem Falle Warſchau's, der letzten Schutzmauer, die uns

*) Die oben nachfolgende Stelle lautete, von Cenſurſtrichen arg verſtümmelt, im älteſten Abdruck: „— — — — — — — — — Ach, Deutſchlands rechte Hand war gelähmt, lahm geküſſt, und unſere beſte Schutzmauer fiel, unſere Avantgarde fiel, das muthige Polen liegt im Sarge, und wenn uns jetzt der Zar wieder beſucht, dann iſt an uns die Reihe, ihm die Hand zu küſſen — Gott ſei uns Allen gnädig!

„Da hier nicht mehr von Königsmord — — — — — — — — — — — — — — die Rede iſt, ſo will ich alle weitere Erörterung übergehen und zu meinem eigentlichen Thema zurückkehren.“ Der Herausgeber.

von ihnen getrennt, sind sie unseren Herzen so nahe gerückt, daſs mir Angst wird.

Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zar von Rusſland wieder besucht, dann ist an uns die Reihe, ihm die Hand zu küssen — Gott sei uns Allen gnädig!

Gott sei uns Allen gnädig! Unsere letzte Schutzmauer ist gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unsere Freunde liegen zu Boden, der römische Großpfaffe erhebt sich boshaft lächelnd, und die siegende Aristokratie steht triumphierend an dem Sarge des Volksthums.

Ich höre, Delaroche malt jetzt ein Seitenstück zu seinem Cromwell, einen Napoleon auf Sankt Helena, und er wählt den Moment, wo Sir Hudson Lowe die Decke aufhebt von dem Leichnam jenes großen Repräsentanten der Demokratie*).

Zu meinem Thema zurückkehrend, hätte ich hier noch manchen wackern Maler zu rühmen, [z. B. die beiden Seemaler Gudin und Isabey, so wie auch einige ausgezeichnete Darsteller des gewöhnlichen Lebens, den geistreichen Destouches und den witzigen Pigal;] aber trotz des besten Willens ist es mir dennoch unmöglich, ihre stillen Verdienste ruhig aus-

*) Hier schließt dieser Aufsatz in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

einander zu ſetzen, denn da draußen ſtürmt es wirklich zu laut, und es iſt unmöglich, die Gedanken zuſammen zu faſſen, wenn ſolche Stürme in der Seele wiederhallen. Iſt es doch in Paris ſogar an ſogenannt ruhigen Tagen ſehr ſchwer, das eigene Gemüth von den Erſcheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunſt auch in Paris mehr als anderswo blüht, ſo werden wir doch in ihrem Genuſſe jeden Augenblick geſtört durch das rohe Geräuſch des Lebens; die ſüßeſten Töne der Paſta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothſchrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Robert's Farbenluſt eingeſchlürft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein Goethe'ſcher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuſs zu gelangen, und wie ſehr Einem gar die Kunſtkritik erſchwert wird, Das fühle ich eben in dieſem Augenblick. Ich vermochte geſtern dennoch an dieſem Berichte weiter zu ſchreiben, nachdem ich einmal unterdeſſen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todblaſſen Menſchen vor Hunger und Elend niederfallen ſah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt an den Boulevards von Europa — dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des

Kritikers von Thränen getrübt werden, ist auch sein Urtheil Wenig mehr werth.

Mit Recht klagen die Künstler in dieser Zeit der Zwietracht, der allgemeinen Befehdung. Man sagt, die Malerei bedürfe des friedlichen Ölbaums in jeder Hinsicht. Die Herzen, die ängstlich lauschen, ob nicht die Kriegstrompete erklingt, haben gewiss nicht die gehörige Aufmerksamkeit für die süße Musik. Die Oper wird mit tauben Ohren gehört, das Ballett sogar wird nur theilnahmlos angeglotzt. „Und daran ist die verdammte Julirevolution Schuld," seufzen die Künstler, und sie verwünschen die Freiheit und die leidige Politik, die Alles verschlingt, so dass von ihnen gar nicht mehr die Rede ist.

Wie ich höre — aber ich kann's kaum glauben — wird sogar in Berlin nicht mehr vom Theater gesprochen, und der Morning Chronicle, der gestern berichtet, dass die Reformbill im Unterhause durchgegangen sei, erzählt bei dieser Gelegenheit, dass der Doktor Raupach sich jetzt in Baden-Baden befinde und über die Zeit jammere, weil sein Kunsttalent dadurch zu Grunde gehe.

Ich bin gewiss ein großer Verehrer des Doktor Raupach, ich bin immer ins Theater gegangen, wenn die „Schülerschwänke," oder die „Sieben Mädchen in Uniform," oder „Das Fest der Handwerker,"

oder sonst ein Stück von ihm gegeben wurde; aber ich kann doch nicht leugnen, daſs der Untergang Warschau's mir weit mehr Kummer macht, als ich vielleicht empfinden würde, wenn der Doktor Raupach mit seinem Kunsttalente unterginge. O Warschau! Warschau! nicht für einen ganzen Wald von Raupachen hätte ich dich hingegeben!

Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethe's anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muſs zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deſshalb, wie alle welken Überreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch, und nicht die Zeitbewegung selbst, ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müſste ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Parteistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isoliertes Kunstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die groſsen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke

waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und ſie ſelbſt waren ganze Männer, deren Perſönlichkeit eben ſo gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michel Angelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie dieſe zu ihren griechiſchen und katholiſchen Tempeln paſſten, ſo ſtanden jene Künſtler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; ſie trennten nicht ihre Kunſt von der Politik des Tages, ſie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeiſterung, die ſich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeſchylus hat die Perſer mit derſelben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen ſie gefochten, und Dante ſchrieb ſeine Komödie nicht als ſtehender Kommiſſionsdichter, ſondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang ſeines Talentes, ſondern über den Untergang der Freiheit.

Indeſſen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunſt gebären, die mit ihr ſelbſt in begeiſtertem Einklang ſein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die ſogar eine neue Technik, die von der ſeitherigen verſchieden, hervorbringen muſs. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die ſelbſttrunkenſte Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die

gottfreie Persönlichkeit mit all ihrer Lebensluſt ſich geltend machen, was doch immer erſprießlicher iſt, als das todte Scheinweſen der alten Kunſt.

Oder hat es überhaupt mit der Kunſt und mit der Welt ſelbſt ein trübſeliges Ende? Jene überwiegende Geiſtigkeit, die ſich jetzt in der europäiſchen Literatur zeigt, iſt ſie vielleicht ein Zeichen von nahem Abſterben, wie bei Menſchen, die in der Todesſtunde plötzlich hellſehend werden und mit verbleichenden Lippen die überſinnlichſten Geheimniſſe ausſprechen? Oder wird das greiſe Europa ſich wieder verjüngen, und die dämmernde Geiſtigkeit ſeiner Künſtler und Schriftſteller iſt nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, ſondern das ſchaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das ſinnige Wehen eines neuen Frühlings?

Die diesjährige Ausſtellung hat durch manches Bild jene unheimliche Todesfurcht abgewieſen und die beſſere Verheißung bekundet. Der Erzbiſchof von Paris erwartet alles Heil von der Cholera, von dem Tode; ich erwarte es von der Freiheit, von dem Leben. Darin unterſcheidet ſich unſer Glauben. Ich glaube, daſs Frankreich aus der Herzenstiefe ſeines neuen Lebens auch eine neue Kunſt hervorathmen wird. Auch dieſe ſchwere Aufgabe wird von den Franzoſen gelöſt werden, von den Franzoſen,

dieſem leichten, flatterhaften Volke, das wir ſo gerne mit einem Schmetterling vergleichen.

Aber der Schmetterling iſt auch ein Sinnbild der Unſterblichkeit der Seele und ihrer ewigen Verjüngung.

Gemäldeausſtellung von 1833*).

Als ich im Sommer 1831 nach Paris kam, war ich doch über Nichts mehr verwundert, als über die damals eröffnete Gemäldeausſtellung, und obgleich die wichtigſten politiſchen und religiöſen Revolutionen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, zuerſt über die große Revolution zu ſchreiben, die hier im Reiche der Kunſt ſtattgefunden, und als deren bedeutſamſte Erſcheinung der erwähnte Salon zu betrachten war.

Nicht minder, als meine übrigen Landsleute, hegte auch ich die ungünſtigſten Vorurtheile gegen

*) Dieſer Bericht fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

die französische Kunst, namentlich gegen die französische Malerei, deren letzte Entwicklungen mir ganz unbekannt geblieben. Es hat aber auch eine eigene Bewandtnis mit der Malerei in Frankreich. Auch sie folgte der socialen Bewegung und ward endlich mit dem Volke selber verjüngt. Doch geschah Dieses nicht so unmittelbar, wie in den Schwesterkünsten Musik und Poesie, die schon vor der Revolution ihre Umwandlung begonnen.

Herr Louis de Maynard, welcher in der Europe littéraire über den diesjährigen Salon eine Reihe Artikel geliefert, welche zu dem Interessantesten gehören, was je ein Franzose über Kunst geschrieben, hat sich in Betreff obiger Bemerkung mit folgenden Worten ausgesprochen, die ich,. so weit es bei der Lieblichkeit und Grazie des Ausdrucks möglich ist, getreu wiedergebe:

„In derselben Weise, wie die gleichzeitige Politik und die Literatur, beginnt auch die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts; in derselben Weise erreichte sie eine gewisse vollendete Entfaltung; und sie brach auch zusammen denselben Tag, als Alles in Frankreich zusammengebrochen. Sonderbares Zeitalter, welches mit einem lauten Gelächter bei dem Tode Ludwig's XIV. anfängt und in den Armen des Scharfrichters endigt, „des Herrn

Scharfrichters“ wie Madame Dubarry ihn nannte. O, dieſes Zeitalter, welches Alles verneinte, Alles verſpöttelte, Alles entweihte und an Nichts glaubte, war eben deſshalb um ſo tüchtiger zu dem großen Werke der Zerſtörung, und es zerſtörte, ohne im mindeſten Etwas wieder aufbauen zu können, und es hatte auch keine Luſt dazu.

„Indeſſen, die Künſte, wenn ſie auch derſelben Bewegung folgen, folgen ſie ihr doch nicht mit gleichem Schritte. So iſt die Malerei im achtzehnten Jahrhundert zurückgeblieben. Sie hat ihre Crebillon hervorgebracht, aber keine Voltaire, keine Diderot. Beſtändig im Solde der vornehmen Gönnerſchaft, beſtändig im unterröcklichen Schutze der regierenden Maitreſſen, hat ſich ihre Kühnheit und ihre Kraft allmählich aufgelöſt, ich weiß nicht wie. Sie hat in all ihrer Ausgelaſſenheit nie jenen Ungeſtüm, nie jene Begeiſterung bekundet, die uns fortreißt und blendet und für den ſchlechten Geſchmack entſchädigt. Sie wirkt miſsbehaglich mit ihren froſtigen Spielereien, mit ihren welken Kleinkünſten im Bereiche eines Boudoirs, wo ein nettes Zierdämchen, auf dem Sopha hingeſtreckt, ſich leichtſinnig fächert. Favart mit ſeinen Eglées und Zulmas iſt wahrheitlicher, als Watteau und Boucher mit ihren koketten Schäferinnen und idylliſchen Abbés.

Favart, wenn er ſich auch lächerlich machte, ſo meinte er es doch ehrlich. Die Maler jenes Zeitalters nahmen am wenigſten Theil an Dem, was ſich in Frankreich vorbereitete. Der Ausbruch der Revolution überraſchte ſie im Negligé. Die Philoſophie, die Politik, die Wiſſenſchaft, die Literatur, jede durch einen beſonderen Mann repräſentiert, waren ſie ſtürmiſch, wie eine Schar Trunkenbolde, auf ein Ziel losgeſtürmt, das ſie nicht kannten; aber je näher ſie demſelben gelangten, deſto beſänftigter wurde ihr Fieber, deſto ruhiger wurde ihr Antlitz, deſto ſicherer wurde ihr Gang. Jenes Ziel, welches ſie noch nicht kannten, mochten ſie wohl dunkel ahnen; denn im Buche Gottes hatten ſie leſen können, daſs alle menſchlichen Freuden mit Thränen endigen. Und, ach! ſie kamen von einem zu wüſten, jauchzenden Gelag, als daſs ſie nicht zu dem Ernſteſten und Schrecklichſten gelangen muſſten. Wenn man die Unruhe betrachtet, wovon ſie in dem ſüßeſten Rauſche dieſer Orgie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen beängſtigt worden, ſo ſollte man glauben, das Schafott, das all dieſe tolle Luſt endigen ſollte, habe ihnen ſchon von ferne zugewinkt, wie das dunkle Haupt eines Geſpenſtes.

„Die Malerei, welche ſich damals von der ernſthaften ſocialen Bewegung entfernt gehalten, ſei

es nun, weil sie von Wein und Weibern ermattet war, oder sei es auch, weil sie ihre Mitwirkung für fruchtlos hielt, genug, sie hat sich bis zum letzten Augenblick dahingeschleppt zwischen ihren Rosen, Moschusdüften und Schäferspielen. Vien und einige Andere fühlten wohl, dass man sie zu jedem Preis daraus emporziehen müsse, aber sie wussten nicht, was man alsdann damit anfangen sollte. Lesueur, den der Lehrer David's sehr hochachtete, konnte keine neue Schule hervorbringen. Er musste Dessen wohl eingeständig sein. In eine Zeit geschleudert, wo auch alles geistige Königthum in die Gewalt eines Marat und eines Robespierre gerathen, war David in derselben Verlegenheit, wie jene Künstler. Wissen wir doch, dass er nach Rom ging, und dass er eben so Vanlooisch heimkehrte, wie er abgereist war. Erst später, als das griechisch-römische Alterthum gepredigt wurde, als Publicisten und Philosophen auf den Gedanken geriethen, man müsse zu den literarischen, socialen und politischen Formen der Alten zurückkehren, erst alsdann entfaltete sich sein Geist in all seiner angeborenen Kühnheit, und mit gewaltiger Hand zog er die Kunst aus der tändelnden, parfümierten Schäferei, worin sie versunken, und er erhob sie in die ernsten Regionen des antiken Heldenthums. Die Reaktion war unbarmherzig,

wie jede Reaktion, und David betrieb ſie bis zum Äußerſten. Es begann durch ihn ein Terrorismus auch in der Malerei.“

Über David's Schaffen und Wirken iſt Deutſchland hinlänglich unterrichtet. Unſere franzöſiſchen Gäſte haben uns während der Kaiſerzeit oft genug von dem großen David unterhalten. Ebenfalls von ſeinen Schülern, die ihn, jeder in ſeiner Weiſe, fortgeſetzt, von Gerard, Gros, Girodet und Guerin, haben wir vielfach reden hören. Weniger weiß man bei uns von einem andern Manne, deſſen Name ebenfalls mit einem G anfängt, und welcher, wenn auch nicht der Stifter, doch der Eröffner einer neuen Malerſchule in Frankreich. Das iſt Gericault.

Von dieſer neuen Malerſchule habe ich in den vorſtehenden Blättern unmittelbar Kunde gegeben. Indem ich die beſten Stücke des Salon von 1831 beſchrieben, lieferte ich auch zu gleicher Zeit eine Charakteriſtik der neuen Meiſter. Jener Salon war nach dem allgemeinen Urtheil der außerordentlichſte, den Frankreich je geliefert, und er bleibt denkwürdig in den Annalen der Kunſt. Die Gemälde, die ich einer Beſchreibung würdigte, werden ſich Jahrhunderte erhalten, und mein Wort iſt vielleicht ein nützlicher Beitrag zur Geſchichte der Malerei.

Von jener unermeſslichen Bedeutung des Salon von 1831 habe ich mich dieſes Jahr vollauf überzeugen können, als die Säle des Louvre, welche während zwei Monat geſchloſſen waren, ſich den erſten April wieder öffneten, und uns die neueſten Produkte der franzöſiſchen Kunſt entgegen grüßten. Wie gewöhnlich, hatte man die alten Gemälde, welche die Nationalgalerie bilden, durch ſpaniſche Wände verdeckt, und an letzteren hingen die neuen Bilder, ſo daſs zuweilen hinter den gothiſchen Abgeſchmacktheiten eines neuromantiſchen Malers gar lieblich die mythologiſchen alt-italiäniſchen Meiſterwerke hervorlauſchten. Die ganze Ausſtellung glich einem Codex palimpsestus, wo man ſich über den neubarbariſchen Text um ſo mehr ärgerte, wenn man wuſſte, welche griechiſche Götterpoeſie damit überſudelt worden.

Wohl gegen viertehalbtauſend Gemälde waren ausgeſtellt, und es befand ſich darunter faſt kein einziges Meiſterſtück. War Das die Folge einer allzu großen Ermüdung nach einer allzu großen Aufregung? Beurkundete ſich in der Kunſt der National-Katzenjammer, den wir jetzt, nachdem der übertolle Freiheitsrauſch verdampft, auch im politiſchen Leben der Franzoſen bemerken? War die diesjährige Ausſtellung nur ein buntes Gähnen, nur ein

farbiges Echo der diesjährigen Kammer? Wenn der Salon von 1831 noch von der Sonne des Julius durchglüht war, so tröpferte in dem Salon 1833 noch der trübe Regen des Junius. Die beiden gefeierten Helden des vorigen Salon, Delaroche und Robert, traten diesmal gar nicht in die Schranken, und die übrigen Maler, die ich früher gerühmt, gaben dies Jahr nichts Vorzügliches. Mit Ausnahme eines Bildes von Tony Johannot, einem Deutschen, hat kein einziges Gemälde dieses Salons mich gemüthlich angesprochen. Herr Scheffer gab wieder eine Margarethe, die von großen Fortschritten im Technischen zeugte, aber doch nicht Viel bedeütete. Es war dieselbe Idee, glühender gemalt und frostiger gedacht. Auch Horace Vernet gab wieder ein großes Bild, worauf jedoch nur schöne Einzelheiten. Decamps hat sich wohl über den Salon und sich selber lustig machen wollen, und er gab meistens Affenstücke; darunter ein ganz vortrefflicher Affe, der ein Historienbild malt. Das deutschchristlich lang herabhängende Haar desselben mahnte mich ergötzlich an überrheinische Freunde.

Am meisten besprochen und durch Lob und Widerspruch gefeiert wurde dieses Jahr Herr Ingres. Er gab zwei Stücke; das eine war das Porträt einer jungen Italiänerin, das andere war das

Porträt des Herrn Bertin l'ainé, eines alten Franzosen.

Wie Ludwig Philipp im Reiche der Politik, so war Herr Ingres dieses Jahr König im Reiche der Kunst. Wie Jener in den Tuilerien, so herrschte Dieser im Louvre. Der Charakter des Herrn Ingres ist ebenfalls Zustemilieu, er ist nämlich ein Zustemilieu zwischen Mieris und Michelangelo. In seinen Gemälden findet man die heroische Kühnheit des Mieris und die feine Farbengebung des Michelangelo.

In demselben Maße, wie die Malerei in der diesjährigen Ausstellung wenig Begeisterung zu erregen vermochte, hat die Skulptur sich um so glänzender gezeigt, und sie lieferte Werke, worunter viele zu den höchsten Hoffnungen berechtigten und eins sogar mit den besten Erzeugnissen dieser Kunst wetteifern konnte. Es ist der Kain des Herrn Etex. Es ist eine Gruppe von symmetrischer, ja monumentaler Schönheit, voll antediluvianischem Charakter, und doch zugleich voller Zeitbedeutung. Kain mit Weib und Kind, schicksalergeben, gedankenlos brütend, eine Versteinerung trostloser Ruhe. Dieser Mann hat seinen Bruder getödtet in Folge eines Opferzwistes, eines Religionstreits. Ja, die Reli-

gion hat den erſten Brudermord verurſacht, und ſeitdem trägt ſie das Blutzeichen auf der Stirne.

Ich werde auf den Kain von Etex ſpäterhin zurückkommen, wenn ich von dem außerordentlichen Aufſchwung zu reden habe, den wir in unſerer Zeit bei den Bildhauern noch weit mehr als bei den Malern bemerken. Der Spartakus und der Theſeus, welche beide jetzt im Tuileriengarten aufgeſtellt ſind, erregen jedesmal, wenn ich dort ſpazieren gehe, meine nachdenkende Bewunderung. Nur ſchmerzt es mich zuweilen, wenn es regnet, daſs ſolche Meiſterſtücke unſerer modernen Kunſt ſo ganz und gar der freien Luft ausgeſetzt ſtehen. Der Himmel iſt hier nicht ſo mild wie in Griechenland, und auch dort ſtanden die beſſeren Werke nie ſo ganz ungeſchützt gegen Wind und Wetter, wie man gewöhnlich meint. Die beſſeren waren wohlgeſchirmt, meiſtens in Tempeln. Bis jetzt hat jedoch die Witterung den neuen Statuen in den Tuilerien wenig geſchadet, und es iſt ein heiterer Anblick, wenn ſie blendend weiß aus dem friſchgrünen Kaſtanienlaub hervorgrüßen. Dabei iſt es hübſch anzuhören, wenn die Bonnen den kleinen Kindern, die dort ſpielen, manchmal erklären, was der marmorne nackte Mann bedeutet, der ſo zornig ſein Schwert in der Hand hält, oder was Das für ein ſonderbarer Kauz iſt,

der auf seinem menschlichen Leib einen Ochsenkopf trägt, und den ein anderer nackter Mann mit einer Keule niederschlägt; der Ochsenmensch, sagen sie, hat viele kleine Kinder gefressen. Junge Republikaner, die vorübergehen, pflegen auch wohl zu bemerken, daſs der Spartakus sehr bedenklich nach den Fenstern der Tuilerien hinaufschielt, und in der Gestalt des Minotaurus sehen sie das Königthum. Andere Leute tadeln auch wohl an dem Theseus die Art, wie er die Keule schwingt, und sie behaupten: wenn er damit zuschlüge, würde er unfehlbar sich selber die Hand zerschmettern. Dem sei aber, wie ihm wolle, bis jetzt sieht das Alles noch sehr gut aus. Jedoch nach einigen Wintern werden diese vortrefflichen Statuen schon verwittert und brüchig sein, und Moos wächst dann an dem Schwerte des Spartakus, und friedliche Insektenfamilien nisten zwischen dem Ochsenkopfe des Minotaurus und der Keule des Theseus, wenn Diesem nicht gar unterdessen die Hand mitsammt der Keule abgebrochen ist.

Da hier doch so viel unnützes Militär gefüttert werden muſs, so sollte der König in den Tuilerien neben jede Statue eine Schildwache stellen, die, wenn es regnet, einen Regenschirm darüber ausspannt. Unter dem bürgerköniglichen Regenschirm

würde dann im wahren Sinne des Wortes die Kunst geschützt sein.

Allgemein ist die Klage der Künstler über die allzu große Sparsamkeit des Königs. Als Herzog von Orleans, heißt es, habe er die Künste eifriger beschützt. Man murrt, er bestelle verhältnismäßig zu wenig Bilder und zahle dafür verhältnismäßig zu wenig Geld. Er ist jedoch, mit Ausnahme des Königs von Baiern, der größte Kunstkenner unter den Fürsten. Sein Geist ist vielleicht jetzt zu sehr politisch befangen, als dass er sich mit Kunstsachen so eifrig wie ehemals beschäftigen könnte. Wenn aber seine Vorliebe für Malerei und Skulptur etwas abgekühlt, so hat sich seine Neigung für Architektur fast bis zur Wuth gesteigert. Nie ist in Paris so Viel gebaut worden, wie jetzt auf Betrieb des Königs geschieht. Überall Anlagen zu neuen Bauwerken und ganz neuen Straßen. An den Tuilerien und dem Louvre wird beständig gehämmert. Der Plan zu der neuen Bibliothek ist das Großartigste, was sich denken läßt. Die Magdalenenkirche, der alte Tempel des Ruhms, ist seiner Vollendung nahe. An dem großen Gesandtschaftspalaste, den Napoleon an der rechten Seite der Seine aufführen wollte, und der nur zur Hälfte fertig geworden, so dass er wie Trümmer einer Riesenburg aussieht, an die-

ſem ungeheuren Werke wird jetzt weiter gebaut. Dabei erheben ſich wunderbar koloſſale Monumente auf den öffentlichen Plätzen. Auf dem Baſtillenplatz erhebt ſich der große Elephant, der nicht übel die bewuſſte Kraft und die gewaltige Vernunft des Volks repräſentiert. Auf der Place de la Concorde ſehen wir ſchon in hölzerner Abbildung den Obelisk des Luxor; in einigen Monaten ſteht dort das ägyptiſche Original und dient als Denkſtein des ſchauerlichen Ereigniſſes, das einſt am 21. Januar auf dieſem Orte ſtatt fand. Wie viel' tauſendjährige Erfahrungen uns dieſer hieroglyphenbedeckte Bote aus dem Wunderland Ägypten mitbringen mag, ſo hat doch der junge Laternenpfahl, der auf der Place de la Concorde ſeit fünfzig Jahren ſteht, noch viel merkwürdigere Dinge erlebt, und der alte rothe urheilige Rieſenſtein wird vor Entſetzen erblaſſen und zittern, wenn mal in einer ſtillen Winternacht jener frivol franzöſiſche Laternenpfahl zu ſchwatzen beginnt und die Geſchichte des Platzes erzählt, worauf ſie beide ſtehen.

Das Bauweſen iſt die Hauptleidenſchaft des Königs, und dieſe kann vielleicht die Urſache ſeines Sturzes werden. Ich fürchte, trotz allen Verſprechungen werden ihm die Forts détachés nicht aus dem Sinne kommen; denn bei dieſem Projekte können

ſeine Lieblingswerkzeuge, Kelle und Hammer, angewendet werden, und das Herz klopft ihm vor Freude, wenn er an einen Hammer denkt. Dieſes Klopfen übertäubt vielleicht einſt die Stimme ſeiner Klugheit, und, ohne es zu ahnen, wird er von ſeinen Lieblingslaunen beſchwatzt, wenn er jene Forts für ſein einziges Heil und ihre Errichtung für leicht ausführbar hält. Durch das Medium der Architektur gelangen wir daher vielleicht in die größten Bewegungen der Politik. In Beziehung auf jene Forts und auf den König ſelbſt will ich hier ein Fragment aus einem Memoire mittheilen, das ich vorigen Juli geſchrieben:

„Das ganze Geheimnis der revolutionären Parteien beſteht darin, daſs ſie die Regierung nicht mehr angreifen wollen, ſondern von Seiten derſelben irgend einen großen Angriff abwarten, um thatſächlichen Widerſtand zu leiſten. Eine neue Inſurrektion kann daher in Paris nicht ausbrechen ohne den beſondern Willen der Regierung, die erſt durch irgend eine bedeutende Thorheit die Veranlaſſung geben muſs. Gelingt die Inſurrektion, ſo wird Frankreich ſogleich zu einer Republik erklärt, und die Revolution wälzt ſich über ganz Europa, deſſen alte Inſtitutionen alsdann, wo nicht zertrümmert, doch wenigſtens ſehr erſchüttert werden. Miſslingt die Inſurrektion, ſo beginnt hier eine unerhört furcht-

bare Reaktion, die alsdann in den Nachbarländern mit der gewöhnlichen Ungeschicklichkeit nachgeäfft wird, und dann ebenfalls manche Umgestaltung des Bestehenden hervorbringen kann. Auf jeden Fall wird die Ruhe Europa's gefährdet durch Alles, was die hiesige Regierung gegen die Interessen der Revolution Außerordentliches unternimmt, durch jede Feindseligkeit, die sie gegen die Parteien der Revolution ausübt. Da nun der Wille der hiesigen Regierung ganz ausschließlich der Wille des Königs ist, so ist die Brust Ludwig Philipp's die eigentliche Pandorabüchse, die alle Übel enthält, die sich auf einmal über diese Erde ergießen können. Leider ist es nicht möglich, auf seinem Gesichte die Gedanken seines Herzens zu lesen; denn in der Verstellungskunst scheint die jüngere Linie eben so sehr Meister zu sein, wie die ältere. Kein Schauspieler auf dieser Erde hat sein Gesicht so sehr in seiner Gewalt, keiner weiß so meisterhaft seine Rolle durchzuspielen, wie unser Bürgerkönig. Er ist vielleicht einer der geschicktesten, geistvollsten und muthigsten Menschen Frankreichs; und doch hat er, als es galt, die Krone zu gewinnen, sich ein ganz harmloses, spießbürgerliches, zaghaftes Ansehen zu geben gewusst, und die Leute, die ihn ohne viel' Umstände auf den Thron setzten, glauben gewiss, ihn mit noch weit weniger

Umſtänden wieder davon herunterwerfen zu können. Diesmal hat das Königthum die blödſinnige Rolle des Brutus geſpielt. Daher ſollten die Franzoſen eigentlich über ſich ſelber, und nicht über den Ludwig Philipp lachen, wenn ſie jene Karikaturen anſehen, wo Letzterer mit ſeinem weißen Filzhut und großen Regenſchirm dargeſtellt wird. Beides waren Requiſiten, und, wie die Poignées de main, gehörten ſie zu ſeiner Rolle. Der Geſchichtſchreiber wird ihm einſt das Zeugnis geben, daſs er dieſe gut ausgeführt hat; dieſes Bewuſſtſein kann ihn tröſten über die Satiren und Karikaturen, die ihn zur Zielſcheibe ihres Witzes gewählt. „Die Menge ſolcher Spottblätter und Zerrbilder wird täglich größer, und überall an den Mauern der Häuſer ſieht man groteske Birnen. Noch nie iſt ein Fürſt in ſeiner eignen Hauptſtadt ſo ſehr verhöhnt worden, wie Ludwig Philipp. Aber er denkt: „Wer zuletzt lacht, lacht am beſten; ihr werdet die Birne nicht freſſen, die Birne friſſt euch.“ Gewiſs, er fühlt alle Beleidigungen, die man ihm zufügt; denn er iſt ein Menſch. Er iſt auch nicht von ſo gnädiger Lammsnatur, daſs er ſich nicht dafür rächen möchte; er iſt ein Menſch, aber ein ſtarker Menſch, der ſeinen augenblicklichen Unmuth bezwingen kann und ſeiner Leidenſchaft zu gebieten weiß. Wenn die Stunde

kommt, die er für die rechte hält, dann wird er losſchlagen; erſt gegen die innern Feinde, hernach gegen die äußern, die ihn noch weit empfindlicher beleidigt haben. Dieſer Mann iſt Alles fähig, und wer weiß, ob er nicht einſt jenen Handſchuh, der von allen möglichen Poignées de main ſo ſchmutzig geworden, der ganzen heiligen Alliance als Fehdehandſchuh hinwirft. Es fehlt ihm wahrhaft nicht an fürſtlichem Selbſtgefühl. Ihn, den ich kurz nach der Juliusrevolution mit Filzhut und Regenſchirm ſah, wie verändert erblickte ich ihn plötzlich am ſechſten Junius voriges Jahr, als er die Republikaner bezwang. Es war nicht mehr der gutmüthige, ſchwammbäuchige Spießbürger, das lächelnde Fleiſchgeſicht; ſogar ſeine Korpulenz gab ihm plötzlich ein würdiges Anſehen, er warf das Haupt ſo kühn in die Höhe, wie es jemals irgend einer ſeiner Vorfahren gethan, er erhob ſich in dickſter Majeſtät, jedes Pfund ein König. Als er aber dennoch fühlte, daſs die Krone auf ſeinem Haupte noch nicht ganz feſt ſaß und noch manches ſchlechte Wetter eintreten könnte, wie ſchnell hatte er wieder den alten Filzhut aufgeſtülpt und ſeinen Regenſchirm zur Hand genommen! Wie bürgerlich, einige Tage nachher bei der großen Revue, begrüßte er wieder Gevatter Schneider und Schuſter, wie gab

er wieder rechts und links die herzlichſten Poignées de main, und nicht bloß mit der Hand, ſondern auch mit den Augen, mit den lächelnden Lippen, ja ſogar mit dem Backenbart! Und dennoch, dieſer lächelnde, grüßende, bittende, flehende gute Mann trug damals in ſeiner Bruſt vierzehn Forts détachés.

„Dieſe Forts ſind jetzt Gegenſtand der bedenklichſten Fragen, und die Löſung derſelben kann furchtbar werden und den ganzen Erdkreis erſchüttern. Das iſt wieder der Fluch, der die klugen Leute ins Verderben ſtürzt, ſie glauben klüger zu ſein, als ganze Völker, und doch hat die Erfahrung gezeigt, daſs die Maſſen immer richtig geurtheilt, und, wo nicht die ganzen Pläne, doch immer die Abſichten ihrer Machthaber errathen. Die Völker ſind allwiſſend, alldurchſchauend; das Auge des Volks iſt das Auge Gottes. So hat das franzöſiſche Volk mitleidig die Achſel gezuckt, als die Regierung ihm landesväterlichſt vorheuchelte: ſie wolle Paris befeſtigen, um es gegen die heilige Alliance vertheidigen zu können. Jeder fühlte, daſs nur Ludwig Philipp ſich ſelber befeſtigen wollte gegen Paris. Es iſt wahr, der König hat Gründe genug, Paris zu fürchten, die Krone glüht ihm auf dem Haupte und verſengt ihm das Toupet, ſo lange die große Flamme

noch lodert in Paris, dem Foyer der Revolution. Aber warum gesteht er Dieses nicht ganz offen? Warum gebärdet er sich noch immer als einen treuen Wächter dieser Flamme? Ersprießlicher wäre vielleicht für ihn das offene Bekenntnis an die Gewürzkrämer und sonstige Parteigenossen: daſs er für sie und sich selber nicht stehen könne, so lange er nicht gänzlich Herr von Paris, daſs er deſshalb die Hauptstadt mit vierzehn Forts umgebe, deren Kanonen jeder Emeute gleich von oben herab Stillschweigen gebieten würden. Offenes Eingeständnis, daſs es sich um seinen Kopf und alle Zustemilieu-Köpfe handle, hätte vielleicht gute Wirkung hervorgebracht. Aber jetzt sind nicht bloß die Parteien der Opposition, sondern auch die Boutiquiers und die meisten Anhänger des Zustemilieu-Systems ganz verdrießlich über die Forts détachés, und die Presse hat ihnen hinlänglich die Gründe auseinander gesetzt, weſshalb sie verdrießlich sind. Die meisten Boutiquiers sind nämlich jetzt der Meinung, Ludwig Philipp sei ein ganz vortrefflicher König, er sei werth, daſs man Opfer für ihn bringe, ja sich manchmal für ihn in Gefahr setze, wie am 5. und 6. Junius, wo sie ihrer 40,000 Mann, in Gemeinschaft mit 20,000 Mann Linientruppen, gegen mehrere hundert Republikaner ihr Leben gewagt haben; keineswegs

jedoch ſei Ludwig Philipp werth, daſs man, um ihn zu behalten, bei ſpäteren bedeutenderen Emeuten ganz Paris, alſo ſich ſelber nebſt Weib und Kind und ſämmtlichen Boutiken, in die Gefahr ſetzt, von vierzehn Höhen herab zu Grunde geſchoſſen zu werden. Man ſei ja, meinen ſie übrigens, ſeit fünfzig Jahren an alle möglichen Revolutionen gewöhnt, man habe ſich ganz darauf einſtudiert, bei geringen Emeuten zu intervenieren, damit die Ruhe gleich wieder hergeſtellt wird, bei größeren Inſurrektionen ſich gleich zu unterwerfen, damit ebenfalls die Ruhe gleich wieder hergeſtellt wird. Auch die Fremden, meinen ſie, die reichen Fremden, die in Paris ſo viel Geld verzehren, hätten jetzt eingeſehen, daſs eine Revolution für jeden ruhigen Zuſchauer ungefährlich, daſs Dergleichen mit großer Ordnung, ſogar mit großer Artigkeit ſtattfinde, dergeſtalt, daſs es für einen Ausländer noch ein beſonderes Amüſement ſei, eine Revolution in Paris zu erleben. Umgäbe man aber Paris mit Forts détachés, ſo würde die Furcht, daſs man eines frühen Morgens zu Grunde geſchoſſen werden könne, die Ausländer, die Provinzialen, und nicht bloß die Fremden, ſondern auch viele hier anſäſſige Rentiers aus Paris verſcheuchen; man würde dann weniger Zucker, Pfeffer und Pomade verkaufen und geringere Hausmiethe

gewinnen; kurz, Handel und Gewerbe würden zu Grunde gehn. Die Epiciers, die solcherweise für den Zins ihrer Häuser, für die Kunden ihrer Boutiken und für sich selbst und ihre Familien zittern, sind daher Gegner eines Projektes, wodurch Paris eine Festung wird, wodurch Paris nicht mehr das alte heitere, sorglose Paris bleibt. Andere, die zwar zum Justemilieu gehören, aber den liberalen Principien der Revolution nicht entsagt haben und solche Principien noch immer mehr lieben, als den Ludwig Philipp: Diese wollen das Bürgerkönigthum vielmehr durch Institutionen, als durch eine Art von Bauwerken geschützt sehen, die allzu sehr an die alte feudalistische Zeit erinnern, wo der Inhaber der Citadelle die Stadt nach Willkür beherrschen konnte. Ludwig Philipp, sagen sie, sei bis jetzt noch ein treuer Wächter der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, die man durch so viel Blut erkämpft; aber er sei ein Mensch, und im Menschen wohne immer ein geheimes Gelüste nach absoluter Herrschaft. Im Besitz der Forts détachés könne er ungeahndet nach Willkür jede Laune befriedigen; er sei alsdann weit unumschränkter, als es die Könige vor der Revolution jemals sein mochten; Diese hätten nur einzelne Unzufriedene in die Bastille setzen können, Ludwig Philipp aber umgäbe die ganze Stadt mit Bastillen,

er embaſtilliere ganz Paris. Ja, wenn man auch der edlen Geſinnung des jetzigen Königs ganz ſicher wäre, ſo könne man doch nicht für die Geſinnungen ſeiner Nachfolger Bürge ſtehen, noch viel weniger für die Geſinnungen aller Derjenigen, die ſich durch Liſt oder Zufall einſt in den Beſitz jener Forts détachés ſetzen und alsdann Paris nach Willkür beherrſchen könnten. Weit wichtiger noch, als dieſe Einwürfe, war eine andere Beſorgnis, die ſich von allen Seiten kundgab und ſogar Diejenigen erſchütterte, die bis jetzt weder gegen, noch für die Regierung, ja nicht einmal für oder gegen die Revolution Partei genommen. Sie betraf das höchſte und wichtigſte Intereſſe des ganzen Volks, die Nationalunabhängigkeit. Trotz aller franzöſiſchen Eitelkeit, die nie gern an 1814 und 1815 zurückdenkt, muſſte man ſich doch heimlich geſtehen, daſs eine dritte Invaſion nicht ſo ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit läge, daſs die Forts détachés nicht bloß den Alliierten kein allzu großes Hindernis ſein würden, wenn ſie Paris einnehmen wollten, ſondern daſs ſie eben dieſer Forts ſich bemächtigen könnten, um Paris für ewige Zeiten in Zaum zu halten, oder wo nicht gar für immer in den Grund zu ſchießen. Ich referiere hier nur die Meinung der Franzoſen, die ſich für überzeugt halten, daſs einſt bei der

Invaſion die fremden Truppen ſich wieder von Paris entfernten, weil ſie keinen Stützpunkt gegen die große Einwohnermaſſe gefunden, und daſs jetzt die Fürſten in der Tiefe ihrer Herzen nichts Sehnlicheres wünſchen, als Paris, das Foyer der Revolution, von Grund aus zu zerſtören — —“

Sollte jetzt wirklich das Projekt der Forts détachés für immer aufgegeben ſein? Das weiß nur der Gott, der in die Nieren der Könige ſchaut.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daſs uns vielleicht der Parteigeiſt verblendet und der König wirklich die gemeinnützigſten Abſichten hegt und ſich nur gegen die heilige Alliance barrikadieren will. Es iſt aber unwahrſcheinlich. Die heilige Alliance hat tauſend Gründe, vielmehr den Ludwig Philipp zu fürchten, und noch außerdem einen allerwichtigſten Hauptgrund, ſeine Erhaltung zu wünſchen. Denn erſtens iſt Ludwig Philipp der mächtigſte Fürſt in Europa, ſeine materiellen Kräfte werden verzehnfacht durch die ihnen inwohnende Beweglichkeit, und zehnfach, ja hundertfach ſtärker noch ſind die geiſtigen Mittel, worüber er nöthigenfalls gebieten könnte; und ſollten dennoch die vereinigten Fürſten den Sturz dieſes Mannes bewirken, ſo hätten ſie ſelber die mächtigſte und vielleicht letzte Stütze des Königthums in Europa umgeſtürzt. Ja, die Fürſten

ſollten dem Schöpfer der Kronen und Throne tagtäglich auf ihren Knieen dafür danken, daſs Ludwig Philipp König von Frankreich iſt. Schon haben ſie einmal die Thorheit begangen, den Mann zu tödten, der am gewaltigſten die Republikaner zu bändigen vermochte, den Napoleon. O, mit Recht nennt ihr euch Könige von Gottes Gnaden! Es war eine beſondere Gnade Gottes, daſs er den Königen noch einmal einen Mann ſchickte, der ſie rettete, als wieder der Jakobinismus die Axt in Händen hatte und das alte Königthum zu zertrümmern drohte; tödten die Fürſten auch dieſen Mann, ſo kann ihnen Gott nicht mehr helfen. Durch die Sendung des Napoleon Bonaparte und des Ludwig Philipp Orleans, dieſer zwei Mirakel, hat er dem Königthum zweimal ſeine Rettung angeboten. Denn Gott iſt vernünftig und ſieht ein, daſs die republikaniſche Regierungsform ſehr unpaſſend, unerſprießlich und unerquicklich iſt für das alte Europa. Und auch ich habe dieſe Einſicht. Aber wir können vielleicht Beide Nichts ausrichten gegen die Verblendung der Fürſten und Demagogen. Gegen die Dummheit kämpfen wir Götter ſelbſt vergebens.

Ja, es iſt meine heiligſte Überzeugung, daſs das Republikenthum unpaſſend, unerſprießlich und unerquicklich wäre für die Völker Europa's, und

gar unmöglich für die Deutschen. Als, in blinder Nachäffung der Franzosen, die deutschen Demagogen eine deutsche Republik predigten, und nicht bloß die Könige, sondern auch das Königthum selbst, die letzte Garantie unserer Gesellschaft, mit wahnsinniger Wuth zu verlästern und zu schmähen suchten, da hielt ich es für Pflicht, mich auszusprechen, wie es in vorstehenden Blättern in Beziehung auf den 21. Januar geschehen ist. Obgleich mir seit dem 28. Junius des vorigen Jahrs mein Monarchismus etwas sauer gemacht wird, so habe ich doch jene Äußerungen bei diesem erneuerten Druck nicht ausscheiden wollen. Ich bin stolz darauf, daſs ich einst den Muth besessen, weder durch Liebkosung und Intrigue, noch durch Drohung mich fortreißen zu lassen in Unverstand und Irrsal. Wer nicht so weit geht, als sein Herz ihn drängt und die Vernunft ihm erlaubt, ist eine Memme; wer weiter geht, als er gehen wollte, ist ein Sklave.

Gemäldeausstellung von 1843.

Paris, den 7. Mai 1843.

Die Gemäldeausstellung erregt dieses Jahr ungewöhnliches Interesse, aber es ist mir unmöglich, über die gepriesenen Vorzüglichkeiten dieses Salons nur ein halbweg vernünftiges Urtheil zu fällen. Bis jetzt empfand ich nur ein Mißbehagen sonder Gleichen, wenn ich die Gemächer des Louvre durchwandelte. Diese tollen Farben, die alle zu gleicher Zeit auf mich loskreischen, dieser bunte Wahnwitz, der mich von allen Seiten angrinst, diese Anarchie in goldnen Rahmen, macht auf mich einen peinlichen, fatalen Eindruck. Ich quäle mich vergebens, dieses Chaos im Geiste zu ordnen und den Gedanken der Zeit darin zu entdecken, oder auch nur den verwandtschaftlichen Charakterzug, wodurch diese Ge-

mälde ſich als Produkte unſrer Gegenwart kundgeben. Alle Werke einer und derſelben Periode haben nämlich einen ſolchen Charakterzug, das Malerzeichen des Zeitgeiſtes. Z. B. auf der Leinwand des Watteaux, oder des Boucher, oder des Vanloo, ſpiegelt ſich ab das graciöſe gepuderte Schäferſpiel, die geſchminkte, tändelnde Leerheit, das ſüßliche Reifrockglück des herrſchenden Pompadourthums, überall hellfarbig bebänderte Hirtenſtäbe, nirgends ein Schwert. In entgegengeſetzter Weiſe ſind die Gemälde des David und ſeiner Schüler nur das farbige Echo der republikaniſchen Tugendperiode, die in den imperialiſtiſchen Kriegsruhm überſchlägt, und wir ſehen hier eine forcierte Begeiſterung für das marmorne Modell, einen abſtrakten froſtigen Verſtandesrauſch, die Zeichnung korrekt, ſtreng, ſchroff, die Farbe trüb, hart, unverdaulich: Spartanerſuppen. Was wird ſich aber unſern Nachkommen, wenn ſie einſt die Gemälde der heutigen Maler betrachten, als die zeitliche Signatur offenbaren? Durch welche gemeinſame Eigenthümlichkeiten werden ſich dieſe Bilder gleich beim erſten Blick als Erzeugniſſe aus unſrer gegenwärtigen Periode ausweiſen? Hat vielleicht der Geiſt der Bourgeoiſie, der Induſtrialismus, der jetzt das ganze ſociale Leben Frankreichs durchdringt, auch ſchon in den zeichnenden Künſten

ſich dergeſtalt geltend gemacht, daſs allen heutigen Gemälden das Wappen dieſer neuen Herrſchaft aufgedrückt iſt? Beſonders die Heiligenbilder, woran die diesjährige Ausſtellung ſo reich iſt, erregen in mir eine ſolche Vermuthung. Da hängt im langen Saal eine Geißelung, deren Hauptfigur mit ihrer leidenden Miene dem Direktor einer verunglückten Aktiengeſellſchaft ähnlich ſieht, der vor ſeinen Aktionären ſteht und Rechnung ablegen ſoll; ja, Letztere ſind auch auf dem Bilde zu ſehen, und zwar in der Geſtalt von Henkern und Phariſäern, die gegen den Ecce-Homo ſchrecklich erboſt ſind und an ihren Aktien ſehr viel Geld verloren zu haben ſcheinen. Der Maler ſoll in der Hauptfigur ſeinen Oheim, Herrn Auguſt Leo, porträtiert haben. Die Geſichter auf den eigentlich hiſtoriſchen Bildern, welche heidniſche und mittelalterliche Geſchichten darſtellen, erinnern ebenfalls an Kramladen, Börſenſpekulation, Merkantilismus, Spießbürgerlichkeit. Da iſt ein Wilhelm der Eroberer zu ſehen, dem man nur eine Bärenmütze aufzuſetzen brauchte, und er verwandelte ſich in einen Nationalgardiſten, der mit muſterhaftem Eifer die Wache bezieht, ſeine Wechſel pünktlich bezahlt, ſeine Gattin ehrt und gewiſs das Ehrenlegionskreuz verdient. Aber gar die Porträts! Die meiſten haben einen ſo pekuniären, eigennützigen,

verdroſſenen Ausdruck, den ich mir nur dadurch erkläre, daſs das lebendige Original in den Stunden der Sitzung immer an das Geld dachte, welches ihm das Porträt koſten werde, während der Maler beſtändig die Zeit bedauerte, die er mit dem jämmerlichen Lohndienſt vergeuden muſſte.

Unter den Heiligenbildern, welche von der Mühe zeugen, die ſich die Franzoſen geben, recht religiös zu thun, bemerkte ich eine Samaritanerin am Brunnen. Obgleich der Heiland dem feindſeligen Stamme der Juden angehört, übt ſie dennoch an ihm Barmherzigkeit. Sie bietet dem Durſtigen ihren Waſſerkrug, und während er trinkt, betrachtet ſie ihn mit einem ſonderbaren Seitenblick, der ungemein pfiffig und mich an die geſcheite Antwort erinnerte, welche einſt eine kluge Tochter Schwabens dem Herrn Superintendenten gab, als Dieſer die Schuljugend im Religionsunterricht examinierte. Er frug nämlich, woran das Weib aus Samaria erkannt hatte, daſs Jeſus ein Jude war? „An der Beſchneidung“ — antwortete keck die kleine Schwäbin.

Das merkwürdigſte Heiligenbild des Salons iſt von Horace Vernet, dem einzigen großen Meiſter, welcher dies Jahr ein Gemälde zur Ausſtellung geliefert. Das Sujet iſt ſehr verfänglich, und wir müſſen, wo nicht die Wahl, doch gewiſs die Auf-

fassung desselben bestimmt tadeln. Dieses Sujet, der Bibel entlehnt, ist die Geschichte Juda's und seiner Schwiegertochter Thamar. Nach unsern modernen Begriffen und Gefühlen erscheinen uns beide Personen in einem sehr unsittlichen Lichte. Jedoch nach der Ansicht des Alterthums, wo die höchste Aufgabe des Weibes darin bestand, dass sie Kinder gebar, dass sie den Stamm ihres Mannes fortpflanze — (zumal nach der althebräischen Denkweise, wo der nächste Anverwandte die Wittwe eines Verstorbenen heirathen musste, wenn derselbe kinderlos starb, nicht bloß damit durch solche posthume Nachkommenschaft die Familiengüter, sondern damit auch das Andenken der Todten, ihr Fortleben in den Spätergebornen, gleichsam ihre irdische Unsterblichkeit, gesichert werde), — nach solcher antiken Anschauungsweise war die Handlung der Thamar eine höchst sittliche, fromme, gottgefällige That, naiv schön und fast so heroisch wie die That der Judith, die unsern heutigen Patriotismusgefühlen schon etwas näher steht. Was ihren Schwiegervater Juda betrifft, so vindicieren wir für ihn eben keinen Lorber, aber wir behaupten, dass er in keinem Falle eine Sünde beging. Denn erstens war die Beiwohnung eines Weibes, das er an der Landstraße fand, für den Hebräer der Vorzeit eben so wenig eine unerlaubte

Handlung, wie der Genuſs einer Frucht, die er von einem Baume an der Straße abgebrochen hätte, um ſeinen Durſt zu löſchen; und es war gewiſs ein heißer Tag im heißen Meſopotamien, und der arme Erzvater Juda lechzte nach einer Erfriſchung. Und dann trägt ſeine Handlung ganz den Stempel des göttlichen Willens, ſie war eine providentielle — ohne jenen großen Durſt hätte Thamar kein Kind bekommen; dieſes Kind aber wurde der Ahnherr David's, welcher als König über Juda und Iſrael herrſchte, und es ward alſo zugleich auch der Stammvater jenes noch größern Königs mit der Dornenkrone, den jetzt die ganze Welt verehrt, Jeſus von Nazareth.

Was die Auffaſſung dieſes Sujets betrifft, ſo will ich, ohne mich in einen allzu homiletiſchen Tadel einzulaſſen, dieſelbe mit wenigen Worten beſchreiben. Thamar, die ſchöne Perſon, ſitzt an der Landſtraße und offenbart bei dieſer Gelegenheit ihre üppigſten Reize. Fuß, Bein, Knie u. ſ. w. ſind von einer Vollendung, die an Poeſie grenzt. Der Buſen quillt hervor aus dem knappen Gewand, blühend, duftig, verlockend, wie die verbotene Frucht im Garten Eden. Mit der rechten Hand, die ebenfalls entzückend trefflich gemalt iſt, hält ſich die Schöne einen Zipfel ihres weißen Gewandes vors Geſicht,

ſo daſs nur die Stirn und die Augen ſichtbar. Dieſe großen ſchwarzen Augen ſind verführeriſch wie die Stimme der glatten Satansmuhme. Das Weib iſt zu gleicher Zeit Apfel und Schlange, und wir dürfen den armen Juda nicht deſswegen verdammen, daſs er ihr die verlangten Pfänder: Stab, Ring und Gürtel, ſehr haſtig hinreicht. Sie hat, um dieſelben in Empfang zu nehmen, die linke Hand ausgeſtreckt, während ſie, wie geſagt, mit der rechten das Geſicht verhüllt. Dieſe doppelte Bewegung der Hände iſt von einer Wahrheit, wie ſie die Kunſt nur in ihren glücklichſten Momenten hervorbringt. Es iſt hier eine Naturtreue, die zauberhaft wirkt. Dem Juda gab der Maler eine begehrliche Phyſiognomie, die eher an einen Faun als an einen Patriarchen erinnern dürfte, und ſeine ganze Bekleidung beſteht in jener weißen wollenen Decke, die ſeit der Eroberung Algier's auf ſo vielen Bildern eine große Rolle ſpielt. Seit die Franzoſen mit dem Orient in unmittelbarſte Bekanntſchaft getreten, geben ihre Maler auch den Helden der Bibel ein wahrhaftes morgenländiſches Koſtüm. Das frühere traditionelle Idealkoſtüm iſt in der That etwas abgenutzt durch dreihundertjährigen Gebrauch, und am allerwenigſten wäre es paſſend, nach dem Beiſpiel der Venezianer die alten Hebräer in einer

modernen Tagestracht zu vermummen. Auch Landschaft und Thiere des Morgenlandes behandeln seitdem die Franzosen mit größerer Treue in ihren Historienbildern, und dem Kamele, welches sich auf dem Gemälde des Horace Vernet befindet, sieht man es wohl an, daſs der Maler es unmittelbar nach der Natur kopiert und nicht, wie ein deutscher Maler, aus der Tiefe seines Gemüths geschöpft hat. Ein deutscher Maler hätte vielleicht hier in der Kopfbildung des Kamels das Sinnige, das Vorweltliche, ja das Alttestamentalische hervortreten lassen. Aber der Franzose hat nur eben ein Kamel gemalt, wie Gott es erschaffen hat, ein oberflächliches Kamel, woran kein einzig symbolisches Haar ist, und welches, sein Haupt hervorstreckend über die Schulter des Juda, mit der größten Gleichgültigkeit dem verfänglichen Handel zuschaut. Diese Gleichgültigkeit, dieser Indifferentismus, ist ein Grundzug des in Rede stehenden Gemäldes, und auch in dieser Beziehung trägt dasselbe das Gepräge unsrer Periode. Der Maler tauchte seinen Pinsel weder in die ätzende Böswilligkeit Voltaire'scher Satire, noch in die liederlichen Schmutztöpfe von Parny und Konsorten; ihn leitet weder Polemik, noch Immoralität; die Bibel gilt ihm so Viel wie jedes andere Buch, er betrachtet dasselbe mit echter

Toleranz, er hat gar kein Vorurtheil mehr gegen dieſes Buch, er findet es ſogar hübſch und amüſant, und er verſchmäht es nicht, demſelben ſeine Sujets zu entlehnen. In dieſer Weiſe malte er Judith, Rebekka am Brunnen, Abraham und Hagar, und ſo malte er auch Juda und Thamar, ein vortreffliches Gemälde, das wegen ſeiner lokalartigen Auffaſſung ein ſehr paſſendes Altarbild wäre für die Pariſer neue Kirche von Notre-Dame-de-Lorette im Lorettenquartier.

Horace Vernet gilt bei der Menge für den größten Maler Frankreichs, und ich möchte dieſer [populären] Anſicht nicht [ganz beſtimmt] widerſprechen. Jedenfalls iſt er der nationalſte der franzöſiſchen Maler, und er überragt ſie Alle durch das fruchtbare Können, durch die dämoniſche Überſchwänglichkeit, durch die ewig blühende Selbſtverjüngung ſeiner Schöpferkraft. Das Malen iſt ihm angeboren, wie dem Seidenwurm das Spinnen, wie dem Vogel das Singen, und ſeine Werke erſcheinen wie Ergebniſſe der Nothwendigkeit. Kein Stil, aber Natur. Fruchtbarkeit, die ans Lächerliche grenzt. Eine Karikatur hat den Horace Vernet dargeſtellt, wie er auf einem hohen Roſſe, mit einem Pinſel in der Hand, vor einer ungeheuer lang ausgeſpannten Leinwand hinreitet und im Galopp malt;

ſobald er ans Ende der Leinwand anlangt, iſt auch das Gemälde fertig. Welche Menge von koloſſalen Schlachtſtücken hat er in der jüngſten Zeit für Verſailles geliefert! In der That, mit Ausnahme von Öſterreich und Preußen, beſitzt wohl kein deutſcher Fürſt ſo viele Soldaten, wie deren Horace Vernet ſchon gemalt hat! Wenn die fromme Sage wahr iſt, daſs am Tage der Auferſtehung jeden Menſchen auch ſeine Werke nach der Stätte des Gerichtes begleiten, ſo wird gewiſs Horace Vernet am jüngſten Tage in Begleitung von einigen hunderttauſend Mann Fußvolk und Kavallerie im Thale Joſaphat anlangen. Wie furchtbar auch die Richter ſein mögen, die dorten ſitzen werden, um die Lebenden und Todten zu richten, ſo glaube ich doch nicht, daſs ſie den Horace Vernet ob der Ungebührlichkeit, womit er Juda und Thamar behandelte, zum ewigen Feuer verdammen werden. Ich glaube es nicht. Denn erſtens, das Gemälde iſt ſo vortrefflich gemalt, daſs man ſchon deſshalb den Beklagten freiſprechen müſſte. Zweitens iſt der Horace Vernet ein Genie, und dem Genie ſind Dinge erlaubt, die den gewöhnlichen Sündern verboten ſind. Und endlich, wer an der Spitze von einigen hunderttauſend Soldaten anmarſchiert kömmt, Dem wird ebenfalls Viel verziehen, ſelbſt wenn er zufälligerweiſe kein Genie wäre.

Über die franzöſiſche Bühne.

Vertraute Briefe an Auguſt Lewald.

(Geſchrieben im Mai 1837, auf einem Dorfe bei Paris.)

Erſter Brief.

Endlich, endlich erlaubte es die Witterung, Paris und den warmen Kamin zu verlaſſen, und die erſten Stunden, die ich auf dem Lande zubringe, ſollen wieder dem geliebten Freunde gewidmet ſein. Wie hübſch ſcheint mir die Sonne aufs Papier und vergoldet die Buchſtaben, die Ihnen meine heiterſten Grüße überbringen! Ja, der Winter flüchtet ſich über die Berge, und hinter ihm drein flattern die neckiſchen Frühlingslüfte, gleich einer Schar leichtfertiger Griſetten, die einen verliebten Greis mit Spottgelächter, oder wohl gar mit Birkenreiſern, verfolgen. Wie er keucht und ächzt, der weißhaarige Geck! Wie ihn die jungen Mädchen unerbittlich vor ſich hintreiben! Wie die bunten Buſenbänder kniſtern und glänzen! Hie und da fällt eine Schleife ins Gras! Die Veilchen ſchauen neugierig hervor, und mit ängſtlicher Wonne betrachten ſie die heitere

Hetzjagd. Der Alte ist endlich ganz in die Flucht geschlagen, und die Nachtigallen singen ein Triumphlied. Sie singen so schön und so frisch! Endlich können wir die große Oper mitsammt Meyerbeer und Duprez entbehren. Nourrit entbehren wir schon längst. Jeder in dieser Welt ist am Ende entbehrlich, ausgenommen etwa die Sonne und ich. Denn ohne diese Beiden kann ich mir keinen Frühling denken, und auch keine Frühlingslüfte und keine Grisetten und keine deutsche Literatur! ... Die ganze Welt wäre ein gähnendes Nichts, der Schatten einer Null, der Traum eines Flohs, ein Gedicht von Karl Streckfuß!

Ja, es ist Frühling und ich kann endlich die Unterjacke ausziehn. Die kleinen Jungen haben sogar ihre Röckchen ausgezogen und springen in Hemdärmeln um den großen Baum, der neben der kleinen Dorfkirche steht und als Glockenthurm dient. Jetzt ist der Baum ganz mit Blüthen bedeckt, und sieht aus wie ein alter gepuderter Großvater, der ruhig und lächelnd in der Mitte der blonden Enkel steht, die lustig um ihn herumtanzen. Manchmal überschüttet er sie neckend mit seinen weißen Flocken. Aber dann jauchzen die Knaben um so brausender. Streng ist es untersagt, bei Prügelstrafe untersagt, an dem Glockenstrang zu ziehen. Doch der große

Junge, der den übrigen ein gutes Beispiel geben sollte, kann dem Gelüste nicht widerstehen, er zieht heimlich an dem verbotenen Strang, und dann ertönt die Glocke wie großväterliches Mahnen.

Späterhin, im Sommer, wenn der Baum in ganzer Grüne prangt und das Laubwerk die Glocke dicht umhüllt, hat ihr Ton etwas Geheimnisvolles, es sind wunderbar gedämpfte Laute, und sobald sie erklingen, verstummen plötzlich die geschwätzigen Vögel, die sich auf den Zweigen wiegten, und fliegen erschrocken davon.

Im Herbste ist der Ton der Glocke noch viel ernster, noch viel schauerlicher, und man glaubt eine Geisterstimme zu vernehmen. Besonders wenn Jemand begraben wird, hat das Glockengeläute einen unaussprechlich wehmüthigen Nachhall; bei jedem Glockenschlag fallen dann einige gelbe kranke Blätter vom Baume herab, und dieser tönende Blätterfall, dieses klingende Sinnbild des Sterbens, erfüllte mich einst mit so übermächtiger Trauer, dass ich wie ein Kind weinte. Das geschah vorig Jahr, als die Margot ihren Mann begrub. [Er war in der Seine verunglückt, als diese ungewöhnlich stark ausgetreten. Drei Tage und drei Nächte schwamm die arme Frau in ihrem Fischerboote an den Ufern des Flusses herum, ehe sie ihren Mann wieder auffischen und christ-

lich begraben konnte. Sie wusch ihn und kleidete ihn und legte ihn selbst in den Sarg, und auf dem Kirchhofe öffnete sie den Deckel, um den Todten noch einmal zu betrachten. Sie sprach kein Wort und weinte keine einzige Thräne; aber ihre Augen waren blutig, und nimmermehr vergesse ich dieses weiße Steingesicht mit den blutrünstigen Augen]...

Aber jetzt ist ein schönes Frühlingswetter, die Sonne lacht, die Kinder jauchzen, sogar lauter als eben nöthig wäre, und hier in dem kleinen Dorfhäuschen, wo ich schon vorig Jahr die schönsten Monate zubrachte, will ich Ihnen über das französische Theater eine Reihe Briefe schreiben, und dabei, Ihrem Wunsche gemäß, auch die Bezüge auf die heimische Bühne nicht außer Augen lassen. Letzteres hat seine Schwierigkeit, da die Erinnerungen der deutschen Bretterwelt täglich mehr und mehr in meinem Gedächtnisse erbleichen. Von Theaterstücken, die in der letzten Zeit geschrieben worden, ist mir Nichts zu Gesicht gekommen, als zwei Tragödien von Immermann: „Merlin“ und „Peter der Große,“ welche gewiss beide, der „Merlin“ wegen der Poesie, der „Peter“ wegen der Politik, nicht aufgeführt werden konnten ... Und denken Sie sich meine Miene: in dem Packete, welches diese Schöpfungen eines lieben großen Dichters enthielt, fand ich einige

Bände beigepackt, welche „Dramatiſche Werke von Ernſt Raupach“ betitelt waren!

Von Angeſicht kannte ich ihn zwar, aber geleſen hatte ich noch nie Etwas von dieſem Schoßkinde der deutſchen Theaterdirektionen. Einige ſeiner Stücke hatte ich nur durch die Bühne kennen gelernt, und da weiß man nicht genau, ob der Autor von dem Schauſpieler, oder Dieſer von Jenem hingerichtet wird. Die Gunſt des Schickſals wollte es nun, daſs ich in fremdem Lande einige Luſtſpiele des Doktors Ernſt Raupach mit Muße leſen konnte. Nicht ohne Anſtrengung konnte ich mich bis zu den letzten Akten durcharbeiten. Die ſchlechten Witze möchte ich ihm alle hingehen laſſen, und am Ende will er damit nur dem Publikum ſchmeicheln; denn der arme Hecht im Parterre wird zu ſich ſelber ſagen: „Solche Witze kann ich auch machen!“ und für dieſes befriedigte Selbſtgefühl wird er dem Autor Dank wiſſen. Unerträglich war mir aber der Stil. Ich bin ſo ſehr verwöhnt, der gute Ton der Unterhaltung, die wahre, leichte Geſellſchaftsſprache iſt mir durch meinen langen Aufenthalt in Frankreich ſo ſehr zum Bedürfnis geworden, daſs ich bei der Lektüre der Raupach'ſchen Luſtſpiele ein ſonderbares Übelbefinden verſpürte. Dieſer Stil hat auch ſo etwas Einſames, Abgeſondertes, Ungeſelliges, das die Bruſt

beklemmt. Die Konverſation in dieſen Luſtſpielen iſt erlogen, ſie iſt immer nur bauchredneriſch vielſtimmiger Monolog, ein ödes Ablagern von lauter hageſtolzen Gedanken, Gedanken, die allein ſchlafen, ſich ſelbſt des Morgens ihren Kaffe kochen, ſich ſelbſt raſieren, allein ſpazieren gehen vors Brandenburger Thor, und für ſich ſelbſt Blumen pflücken. Wo er Frauenzimmer ſprechen läſſt, tragen die Redensarten unter der weißen Muſſelinrobe eine ſchmierige Hoſe von Geſundheitsflanell und riechen nach Taback und Juchten.

Aber unter den Blinden iſt der Einäugige König, und unter unſern ſchlechten Luſtſpieldichtern iſt Raupach der beſte. Wenn ich ſchlechte Luſtſpieldichter ſage, ſo will ich nur von jenen armen Teufeln reden, die ihre Machwerke unter dem Titel „Luſtſpiele“ aufführen laſſen, oder, da ſie meiſtens Komödianten, ſelber aufführen. Aber dieſe ſogenannten Luſtſpiele ſind eigentlich nur proſaiſche Pantomimen mit traditionellen Maſken: Väter, Böſewichter, Hofräthe, Chevaliers, der Liebhaber, die Liebende, die Soubrette, Mütter, oder wie ſie ſonſt benannt werden in den Kontrakten unſerer Schauſpieler, die nur zu dergleichen feſtſtehenden Rollen, nach herkömmlichen Typen, abgerichtet ſind. Gleich der italiäniſchen Maskenkomödie iſt unſer deutſches Luſtſpiel eigentlich nur

ein einziges, aber unendlich variiertes Stück. Die Charaktere und Verhältniſſe ſind gegeben, und wer ein Talent zu Kombinationsſpielen beſitzt, unternimmt die Zuſammenſetzung dieſer gegebenen Charaktere und Verhältniſſe, und bildet daraus ein ſcheinbar neues Stück, ungefähr nach demſelben Verfahren, wie man im chineſiſchen Puzzleſpiel mit einer beſtimmten Anzahl verſchiedenartig ausgeſchnittener Holzblättchen allerlei Figuren kombiniert. Mit dieſem Talente ſind oft die unbedeutendſten Menſchen begabt, und vergebens ſtrebt danach der wahre Dichter, der ſeinen Genius nur frei zu bewegen und nur lebende Geſtalten, keine konſtruierten Holzfiguren, zu ſchaffen weiß. Einige wahre Dichter, welche ſich die undankbare Mühe gaben, deutſche Luſtſpiele zu ſchreiben, ſchufen einige neue komiſche Maſken; aber da geriethen ſie in Kolliſion mit den Schauſpielern, welche, nur zu den ſchon vorhandenen Maſken dreſſiert, um ihre Ungelehrigkeit oder Lernfaulheit zu beſchönigen, gegen die neuen Stücke ſo wirkſam kabalierten, daſs ſie nicht aufgeführt werden konnten.

Vielleicht liegt dem Urtheil, das mir eben über die Werke des Dr. Raupach entfallen iſt, ein geheimer Unmuth gegen die Perſon des Verfaſſers zum Grunde. Der Anblick dieſes Mannes hat mich

einſt zittern gemacht, und, wie Sie wiſſen, Das verzeiht kein Fürſt. Sie ſehen mich mit Befremden an, Sie finden den Dr. Raupach gar nicht ſo furchtbar, und ſind auch nicht gewohnt, mich vor einem lebenden Menſchen zittern zu ſehen? Aber es iſt dennoch der Fall, ich habe vor dem Dr. Raupach einſt eine ſolche Angſt empfunden, daſs meine Knie zu ſchlottern und meine Zähne zu klappern begonnen. Ich kann, neben dem Titelblatt der dramatiſchen Werke von Ernſt Raupach, das geſtochene Geſicht des Verfaſſers nicht betrachten, ohne daſs mir noch jetzt das Herz in der Bruſt bebt . . . Sie ſehen mich mit großem Erſtaunen an, theurer Freund, und ich höre auch neben Ihnen eine weibliche Stimme, welche neugierig fleht: „Ich bitte, erzählen Sie . . .“

Doch Das iſt eine lange Geſchichte, und Dergleichen heute zu erzählen, dazu fehlt mir die Zeit. Auch werde ich an zu viele Dinge, die ich gerne vergäße, bei dieſer Gelegenheit erinnert, z. B. an die trüben Tage, die ich in Potsdam zubrachte und an den großen Schmerz, der mich damals in die Einſamkeit bannte. Ich ſpazierte dort mutterſeelallein in dem verſchollenen Sansſouci, unter den Orangenbäumen der großen Rampe . . . Mein Gott, wie unerquicklich, poeſielos ſind dieſe Orangenbäume! Sie ſehen aus wie verkleidete Eichbüſche, und dabei

hat jeder Baum ſeine Nummer, wie ein Mitarbeiter am Brockhauſiſchen Konverſationsblatte, und dieſe numerierte Natur hat etwas ſo pfiffig Langweiliges, ſo korporalſtöckig Gezwungenes! Es wollte mich immer bedünken, als ſchnupften ſie Taback, dieſe Orangenbäume, wie ihr ſeliger Herr, der alte Fritz, welcher, wie Sie wiſſen, ein großer Heros geweſen, zur Zeit als Rammler ein großer Dichter war. Glauben Sie bei Leibe nicht, daſs ich den Ruhm Friedrich's des Großen zu ſchmälern ſuche! Ich erkenne ſogar ſeine Verdienſte um die deutſche Poeſie. Hat er nicht dem Gellert einen Schimmel und der Madame Karſchin fünf Thaler geſchenkt? Hat er nicht, um die deutſche Literatur zu fördern, ſeine eignen ſchlechten Gedichte in franzöſiſcher Sprache geſchrieben? Hätte er ſie in deutſcher Sprache herausgegeben, ſo konnte ſein hohes Beiſpiel einen unberechenbaren Schaden ſtiften! Die deutſche Muſe wird ihm dieſen Dienſt nie vergeſſen.

Ich befand mich, wie geſagt, zu Potsdam nicht ſonderlich heiter geſtimmt, und dazu kam noch, daſs der Leib mit der Seele eine Wette einging, wer von beiden mich am meiſten quälen könne. Ach! der pſychiſche Schmerz iſt leichter zu ertragen, als der phyſiſche, und gewährt man mir z. B. die Wahl zwiſchen einem böſen Gewiſſen und einem böſen

Zahn, ſo wähle ich Erſteres. Ach, es iſt Nichts gräſslicher, als Zahnſchmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beſchloſs, nach Berlin zu reiſen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu laſſen. Welche ſchauerliche, grauenhafte Operation! Sie hat ſo Etwas vom Geköpftwerden. Man muſs ſich auch dabei auf einen Stuhl ſetzen und ganz ſtill halten und ruhig den ſchrecklichen Ruck erwarten! Mein Haar ſträubt ſich, wenn ich nur daran denke. Aber die Vorſehung in ihrer Weisheit hat Alles zu unſerem Beſten eingerichtet, und ſogar die Schmerzen des Menſchen dienen am Ende nur zu ſeinem Heile. Freilich, Zahnſchmerzen ſind fürchterlich, unerträglich; doch die wohlthätig berechnende Vorſehung hat unſeren Zahnſchmerzen eben dieſen fürchterlich unerträglichen Charakter verliehen, damit wir aus Verzweiflung endlich zum Zahnarzt laufen und uns den Zahn ausreißen laſſen. Wahrlich, Niemand würde ſich zu dieſer Operation, oder vielmehr Exekution, entſchlieſsen, wenn der Zahnſchmerz nur im mindeſten erträglich wäre!

Sie können ſich nicht vorſtellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreiſtündigen Fahrt im Poſtwagen ſaſs. Als ich zu Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in ſolchen Mo-

menten gar keinen Sinn für Geld hat, gab ich dem Postillon zwölf gute Groschen Trinkgeld. Der Kerl sah mich mit sonderbar unschlüssigem Gesichte an; denn nach dem neuen Nagler'schen Postreglement war es den Postillonen streng untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroschenstück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einsteckte, sprach er mit wehmüthiger Stimme: „Seit zwanzig Jahren bin ich Postillon und bin ganz an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpostdirektor bei harter Strafe verboten, Etwas von den Passagieren anzunehmen; aber Das ist ein unmenschliches Gesetz, kein Mensch kann ein Trinkgeld abweisen, Das ist gegen die Natur!" Ich drückte dem ehrlichen Mann die Hand und seufzte. Seufzend gelangte ich endlich in den Gasthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, sprach der Wirth mit großer Freude: „Das ist ja ganz vortrefflich, so eben ist ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Table-d'hôte speisen, werden Sie ihn sehen." Ja, dachte ich, ich will erst meine Henkersmahlzeit halten, ehe ich mich aufs Armesünderstühlchen setze. Aber bei Tische fehlte mir doch alle Lust zum Essen. Ich hatte Hunger aber keinen Appetit. Trotz meines

Leichtſinns konnte ich mir doch die Schreckniſſe, die in der nächſten Stunde meiner harrten, nicht aus dem Sinne ſchlagen. Sogar mein Lieblingsgericht, Hammelfleiſch mit Teltower Rübchen, widerſtand mir. Unwillkürlich ſuchten meine Augen den ſchrecklichen Mann, den Zahnhenker aus St. Petersburg, und mit dem Inſtinkte der Angſt hatte ich ihn bald unter den übrigen Gäſten herausgefunden. Er ſaß fern von mir am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Geſicht, ein Geſicht wie eine Zange, womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kauz, in einem aſchgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum, ihm ins Geſicht zu ſehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erſchrack ich, als nahe er ſchon meinen Kinnbacken mit dem Brecheiſen. Mit bebender Angſt wandte ich mich weg von ſeinem Anblick und hätte mir auch gern die Ohren verſtopft, um nur nicht den Ton ſeiner Stimme zu vernehmen. An dieſem Tone merkte ich, daſs er einer jener Leute war, die inwendig im Leibe grau angeſtrichen ſind und hölzerne Gedärme haben. Er ſprach von Ruſsland, wo er lange Zeit verweilt, wo aber ſeine Kunſt keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Er ſprach mit jener ſtillen impertinenten Zurückhaltung, die noch unerträglicher iſt, als die volllauteſte Aufſchnei-

derei. Jedesmal wenn er sprach, ward mir flau zu Muthe und zitterte meine Seele. Aus Verzweiflung warf ich mich in ein Gespräch mit meinem Tischnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängstlich den Rücken zukehrte, sprach ich auch so selbstbetäubend laut, dass ich die Stimme desselben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann, von dem vornehmsten Anstand, von den feinsten Manieren, und seine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Bescheidenheit selbst. Die Rede floss milde von seinen sanftgewölbten Lippen, seine Augen waren klar und freundlich, und als er hörte, dass ich an einem kranken Zahne litt, erröthete er und bot mir seine Dienste an. Um Gotteswillen, rief ich, wer sind Sie denn? „Ich bin der Zahnarzt Meier aus Sankt Petersburg," antwortete er. Ich rückte fast unartig schnell mit meinem Stuhle von ihm weg, und stotterte in großer Verlegenheit: Wer ist denn dort oben an der Tafel der Mann im aschgrauen Rock mit blitzenden Spiegelknöpfen? „Ich weiß nicht," erwiderte mein Nachbar, indem er mich befremdet ansah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernommen, flüsterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: „Es ist der Herr Theaterdichter Raupach."

Zweiter Brief.

. . . Oder iſt es wahr, daſs wir Deutſchen wirklich kein gutes Luſtſpiel producieren können und auf ewig verdammt ſind, dergleichen Dichtungen von den Franzoſen zu borgen?

Ich höre, daſs ihr euch in Stuttgart mit dieſer Frage ſo lange herumgequält, bis ihr aus Verzweiflung auf den Kopf des beſten Luſtſpieldichters einen Preis geſetzt habt. Wie ich vernehme, gehörten Sie ſelber, lieber Lewald, zu den Männern der Jury, und die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat euch ſo lange ohne Bier und Taback eingeſperrt gehalten, bis ihr euer dramaturgiſches Verdikt ausgeſprochen. Wenigſtens habt ihr dadurch den Stoff zu einem guten Luſtſpiel gewonnen.

Nichts iſt haltloſer als die Gründe, womit man die Bejahung der oben aufgeworfenen Frage

zu unterſtützen pflegt. Man behauptet z. B., die Deutſchen beſäßen kein gutes Luſtſpiel, weil ſie ein ernſtes Volk ſeien, die Franzoſen hingegen wären ein heiteres Volk und deſshalb begabter für das Luſtſpiel. Dieſer Satz iſt grundfalſch. Die Franzoſen ſind keineswegs ein heiteres Volk. Im Gegentheil, ich fange an zu glauben, daſs Lorenz Sterne Recht hatte, wenn er behauptete, ſie ſeien viel zu ernſthaft. Und damals, als Yorick ſeine ſentimentale Reiſe nach Frankreich ſchrieb, blühte dort noch die ganze Leichtfüßigkeit und parfümierte Fadaiſe des alten Regimes, und die Franzoſen hatten im Nachdenken noch nicht durch die Guillotine und Napoleon die gehörigen Lektionen bekommen. Und gar jetzt, ſeit der Juliusrevolution, wie haben ſie in der Ernſthaftigkeit, oder wenigſtens in der Spaßloſigkeit die langweiligſten Fortſchritte gemacht! Ihre Geſichter ſind länger geworden, ihre Mundwinkel ſind tiefſinniger herabgezogen; ſie lernten von uns Philoſophie und Tabackrauchen. Eine große Umwandlung hat ſich ſeitdem mit den Franzoſen begeben, ſie ſehen ſich ſelber nicht mehr ähnlich. Nichts iſt kläglicher als das Geſchwätze unſerer Teutomanen, die, wenn ſie gegen die Franzoſen losziehen, doch noch immer die Franzoſen des Empires, die ſie in Deutſchland geſehen, vor Augen haben. Sie denken nicht dran,

daſs dieſes veränderungsluſtige Volk, ob deſſen beſtändigkeit ſie ſelber immer eifern, ſeit zwa Jahren nicht in Denkungsart und Gefühlsweiſe bil bleiben konnte!

Nein, ſie ſind nicht heiterer als wir; Deutſche haben für das Komiſche vielleicht r Sinn und Empfänglichkeit als die Franzoſen, das Volk des Humors. Dabei findet man in Deu land für die Lachluſt ergiebigere Stoffe, mehr w haft lächerliche Charaktere, als in Frankreich, wc Perſifflage der Geſellſchaft jede außerordentliche cherlichkeit im Keime erſtickt, wo kein Original ſich ungehindert entwickeln und ausbilden kann. Stolz darf ein Deutſcher behaupten, daſs nur deutſchem Boden die Narren zu jener titanenhc Höhe emporblühen können, wovon ein verflac früh unterdrückter franzöſiſcher Narr keine Ahı hat. Nur Deutſchland erzeugt jene koloſſalen ; ren, deren Schellenkappe bis in den Himmel r und mit ihrem Geklingel die Sterne ergötzt! uns nicht die Verdienſte der Landsleute verke und ausländiſcher Narrheit huldigen; laſſt uns ungerecht ſein gegen das eigne Vaterland!

Es iſt ebenfalls ein Irrthum, wenn man Unfruchtbarkeit der deutſchen Thalia dem Ma an freier Luft oder, erlauben Sie mir das l

ſinnige Wort, dem Mangel an politiſcher Freiheit zuſchreibt. Das, was man politiſche Freiheit zu nennen pflegt, iſt für das Gedeihen des Luſtſpiels durchaus nicht nöthig. Man denke nur an Venedig, wo, trotz der Bleikammern und geheimen Erſäufungsanſtalten, dennoch Goldoni und Gozzi ihre Meiſterwerke ſchufen, an Spanien, wo, trotz dem abſoluten Beil und dem orthodoxen Feuer, die köſtlichen Mantel- und Degenſtücke gedichtet wurden, man denke an Molière, welcher unter Ludwig XIV. ſchrieb; ſogar China beſitzt vortreffliche Luſtſpiele ... Nein, nicht der politiſche Zuſtand bedingt die Entwicklung des Luſtſpiels bei einem Volke, und ich würde Dieſes ausführlich beweiſen, geriethe ich nicht dadurch in ein Gebiet, von welchem ich mich gern entfernt halte. Ja, liebſter Freund, ich hege eine wahre Scheu vor der Politik, und jedem politiſchen Gedanken gehe ich auf zehn Schritte aus dem Wege, wie einem tollen Hunde. Wenn mir in meinem Ideengange unverſehens ein politiſcher Gedanke begegnet, bete ich ſchnell den Spruch ...

Kennen Sie, liebſter Freund, den Spruch, den man ſchnell vor ſich hinſpricht, wenn man einem tollen Hunde begegnet? Ich erinnere mich deſſelben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Aſthöver. Wenn wir

ſpazieren gingen und eines Hundes anſichtig wurden, der den Schwanz ein biſschen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geſchwind: „O Hund, du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor deinem Biſs — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt, Amen!“

Wie vor der Politik, hege ich jetzt auch eine grenzenloſe Furcht vor der Theologie, die mir ebenfalls Nichts als Verdruß eingetränkt hat. Ich laſſe mich vom Satan nicht mehr verführen, ich enthalte mich ſelbſt alles Nachdenkens über das Chriſtenthum, und bin kein Narr mehr, daſs ich Hengſtenberg und Konſorten zum Lebensgenuſs bekehren wollte; mögen dieſe Unglücklichen bis an ihr Lebensende nur Diſteln ſtatt Ananas freſſen und ihr Fleiſch kaſteien; tant mieux, ich ſelber möchte ihnen die Ruthen dazu liefern. Die Theologie hat mich ins Unglück gebracht; Sie wiſſen, durch welches Miſsverſtändnis. Sie wiſſen, wie ich vom Bundestag, ohne daſs ich drum nachgeſucht hätte, beim jungen Deutſchland angeſtellt wurde, und wie ich bis auf heutigen Tag vergebens um meine Entlaſſung gebeten habe. Vergebens ſchreibe ich die demüthigſten Bittſchriften, vergebens behaupte ich, daſs ich an alle meine religiöſen Irrthümer gar nicht mehr glaube . . . Nichts

will fruchten! Ich verlange wahrhaftig keinen Groſchen Penſion, aber ich möchte gern in Ruheſtand geſetzt werden. Liebſter Freund, Sie thun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie mich in Ihrem Journale gelegentlich des Obſkurantismus und Serviliſmus beſchuldigen wollten; Das kann mir nützen. Von meinen Feinden brauche ich einen ſolchen Liebesdienſt nicht beſonders zu erbitten, ſie verleumden mich mit der größten Zuvorkommenheit*).

. . . Ich bemerkte zuletzt, daſs die Franzoſen, bei denen das Luſtſpiel mehr als bei uns gedeiht, nicht eben ihrer politiſchen Freiheit dieſen Vortheil beizumeſſen haben; es iſt mir vielleicht erlaubt, etwas ausführlicher zu zeigen, wie es vielmehr der ſociale Zuſtand iſt, dem die Luſtſpieldichter in Frankreich ihre Suprematie verdanken.

[Sie wiſſen, was ich unter „ſocialem Zuſtand" verſtehe. Es ſind die Sitten und Gebräuche, das Thun und Laſſen, das ganze öffentliche wie häusliche Treiben des Volks, inſofern ſich die herrſchende Lebensanſicht darin ausſpricht.] Selten behandelt der franzöſiſche Luſtſpieldichter das öffentliche Treiben des Volkes als Hauptſtoff, er pflegt nur einzelne

*) Die nächſten drei Abſätze fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Momente desselben zu benutzen; auf diesem Boden pflückt er nur hie und da einige närrische Blumen, womit er den Spiegel umkränzt, aus dessen ironisch geschliffenen Facetten uns das häusliche Treiben der Franzosen entgegenlacht. [Zwar sind es Zerrbilder, die uns dieser Spiegel zeigt; aber wie Alles bei den Franzosen aufs heftigste übertrieben und Karikatur wird, so geben uns diese Zerrbilder dennoch die unbarmherzige Wahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit von heute, doch gewiss die Waheit von morgen.] Eine größere Ausbeute findet der Lustspieldichter in den Kontrasten, die manche alte Institution mit den heutigen Sitten, und manche heutige Sitten mit der geheimen Denkweise des Volkes bildet, und endlich gar besonders ergiebig sind für ihn die Gegensätze, die so ergötzlich zum Vorschein kommen, wenn der edle Enthusiasmus, der bei den Franzosen so leicht auflodert und ebenfalls leicht erlischt, mit den positiven, industriellen Tendenzen des Tages in Kollision geräth. Wir stehen hier auf einem Boden, wo die große Despotin, die Revolution, seit fünfzig Jahren ihre Willkürherrschaft ausgeübt, hier niederreißend, dort schonend, aber überall rüttelnd an den Fundamenten des gesellschaftlichen Lebens; — und diese Gleichheitswuth, die nicht das Niedrige erheben, sondern nur die

Erhabenheiten abflachen konnte; dieſer Zwiſt der Gegenwart mit der Vergangenheit, die ſich wechſelſeitig verhöhnen, der Zank eines Wahnſinnigen mit einem Geſpenſte; dieſer Umſturz aller Autoritäten, der geiſtigen ſowohl als der materiellen; dieſes Stolpern über die letzten Trümmer derſelben; und dieſer Blödſinn in ungeheuren Schickſalſtunden, wo die Nothwendigkeit einer Autorität fühlbar wird, und wo der Zerſtörer vor ſeinem eignen Werke erſchrickt, aus Angſt zu ſingen beginnt und endlich laut auflacht . . . Sehen Sie, Das iſt ſchrecklich, gewiſſermaßen ſogar entſetzlich, aber für das Luſtſpiel iſt Das ganz vortrefflich!

Nur wird doch einem Deutſchen etwas unheimlich hier zu Muthe. Bei den ewigen Göttern! wir ſollten unſerem Herrn und Heiland täglich dafür danken, daſs wir kein Luſtſpiel haben wie die Franzoſen, daſs bei uns keine Blumen wachſen, die nur einem Scherbenberg, einem Trümmerhaufen, wie es die franzöſiſche Geſellſchaft iſt, entblühen können! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt ſitzt und Grimaſſen ſchneidet und ſein grinſendes Gelache erhebt, wenn aus den gebrochenen Ogiven der Kathedrale der Kopf eines wirklichen Fuchſes herausſchaut, wenn im ehemaligen

Boudoir der königlichen Maitresse eine wirkliche Sau ihr Wochenbett hält, oder wenn die Raben auf den Zinnen des Gildehauses gravitätisch Rath halten, oder gar die Hyäne in der Fürstengruft die alten Knochen aufwühlt . . .

Ich habe schon erwähnt, dass die Hauptmotive des französischen Lustspiels nicht dem öffentlichen, sondern dem häuslichen Zustande des Volkes entlehnt sind; und hier ist das Verhältnis zwischen Mann und Frau das ergiebigste Thema. Wie in allen Lebensbezügen, so sind auch in der Familie der Franzosen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen. Dass das väterliche Ansehen bei Sohn und Tochter vernichtet ist, ist leicht begreiflich, bedenkt man die korrosive Macht jenes Kriticismus, der aus der materialistischen Philosophie hervorging. Dieser Mangel an Pietät gebärdet sich noch weit greller in dem Verhältnis zwischen Mann und Weib, sowohl in den ehelichen als außerehelichen Bündnissen, die hier einen Charakter gewinnen, der sie ganz besonders zum Lustspiele eignet. Hier ist der Originalschauplatz aller jener Geschlechtskriege, die uns in Deutschland nur aus schlechten Übersetzungen oder Bearbeitungen bekannt sind, und die ein Deutscher kaum als ein Polybius, aber nimmermehr als ein Cäsar beschreiben kann. Krieg

freilich führen die beiden Gatten, wie überhaupt Mann und Weib in allen Landen, aber dem schönen Geschlechte fehlt anderswo als in Frankreich die Freiheit der Bewegung, der Krieg muss versteckter geführt werden; er kann nicht äußerlich, dramatisch zur Erscheinung kommen. Anderswo bringt es die Frau kaum zu einer kleinen Emeute, höchstens zu einer Insurrektion. Hier aber stehen sich beide Ehemächte mit gleichen Streitkräften gegenüber, und liefern ihre entsetzlichsten Hausschlachten. Bei der Einförmigkeit des dentschen Lebens amüsiert ihr euch sehr im deutschen Schauspielhaus beim Anblick jener Feldzüge der beiden Geschlechter, wo eins das andere durch strategische Künste, geheimen Hinterhalt, nächtlichen Überfall, zweideutigen Waffenstillstand, oder gar durch ewige Friedensschlüsse zu überlisten sucht. Ist man aber hier in Frankreich auf den Wahlplätzen selbst, wo Dergleichen nicht bloß zum Scheine, sondern auch in der Wirklichkeit aufgeführt wird, und trägt man ein deutsches Gemüth in der Brust, so schmilzt Einem das Vergnügen bei dem besten französischen Lustspiel. Und ach! seit langer Zeit lache ich nicht mehr über Arnal, wenn er mit seiner köstlichsten Niäserie den Hahnrei spielt. Und ich lache auch nicht mehr über Jenny Vertpré, wenn sie als große Dame, alle mögliche Grazie

Zweiter Brief.

. . . Oder iſt es wahr, daſs wir Deutſchen wirklich kein gutes Luſtſpiel producieren können und auf ewig verdammt ſind, dergleichen Dichtungen von den Franzoſen zu borgen?

Ich höre, daſs ihr euch in Stuttgart mit dieſer Frage ſo lange herumgequält, bis ihr aus Verzweiflung auf den Kopf des beſten Luſtſpieldichters einen Preis geſetzt habt. Wie ich vernehme, gehörten Sie ſelber, lieber Lewald, zu den Männern der Jury, und die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat euch ſo lange ohne Bier und Taback eingeſperrt gehalten, bis ihr euer dramaturgiſches Verdikt ausgeſprochen. Wenigſtens habt ihr dadurch den Stoff zu einem guten Luſtſpiel gewonnen.

Nichts iſt haltloſer als die Gründe, womit man die Bejahung der oben aufgeworfenen Frage

zu unterſtützen pflegt. Man behauptet z. B., die Deutſchen beſäßen kein gutes Luſtſpiel, weil ſie ein ernſtes Volk ſeien, die Franzoſen hingegen wären ein heiteres Volk und deſshalb begabter für das Luſtſpiel. Dieſer Satz iſt grundfalſch. Die Franzoſen ſind keineswegs ein heiteres Volk. Im Gegentheil, ich fange an zu glauben, daſs Lorenz Sterne Recht hatte, wenn er behauptete, ſie ſeien viel zu ernſthaft. Und damals, als Yorick ſeine ſentimentale Reiſe nach Frankreich ſchrieb, blühte dort noch die ganze Leichtfüßigkeit und parfümierte Fadaiſe des alten Regimes, und die Franzoſen hatten im Nachdenken noch nicht durch die Guillotine und Napoleon die gehörigen Lektionen bekommen. Und gar jetzt, ſeit der Juliusrevolution, wie haben ſie in der Ernſthaftigkeit, oder wenigſtens in der Spaßloſigkeit die langweiligſten Fortſchritte gemacht! Ihre Geſichter ſind länger geworden, ihre Mundwinkel ſind tiefſinniger herabgezogen; ſie lernten von uns Philoſophie und Tabackrauchen. Eine große Umwandlung hat ſich ſeitdem mit den Franzoſen begeben, ſie ſehen ſich ſelber nicht mehr ähnlich. Nichts iſt kläglicher als das Geſchwätze unſerer Teutomanen, die, wenn ſie gegen die Franzoſen losziehen, doch noch immer die Franzoſen des Empires, die ſie in Deutſchland geſehen, vor Augen haben. Sie denken nicht dran,

daſs dieſes veränderungsluſtige Volk, ob deſſen Unbeſtändigkeit ſie ſelber immer eifern, ſeit zwanzig Jahren nicht in Denkungsart und Gefühlsweiſe ſtabil bleiben konnte!

Nein, ſie ſind nicht heiterer als wir; wir Deutſche haben für das Komiſche vielleicht mehr Sinn und Empfänglichkeit als die Franzoſen, wir, das Volk des Humors. Dabei findet man in Deutſchland für die Lachluſt ergiebigere Stoffe, mehr wahrhaft lächerliche Charaktere, als in Frankreich, wo die Perſifflage der Geſellſchaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keime erſtickt, wo kein Originalnarr ſich ungehindert entwickeln und ausbilden kann. Mit Stolz darf ein Deutſcher behaupten, daſs nur auf deutſchem Boden die Narren zu jener titanenhaften Höhe emporblühen können, wovon ein verflachter, früh unterdrückter franzöſiſcher Narr keine Ahnung hat. Nur Deutſchland erzeugt jene koloſſalen Thoren, deren Schellenkappe bis in den Himmel reicht und mit ihrem Geklingel die Sterne ergötzt! Laſſt uns nicht die Verdienſte der Landsleute verkennen und ausländiſcher Narrheit huldigen; laſſt uns nicht ungerecht ſein gegen das eigne Vaterland!

Es iſt ebenfalls ein Irrthum, wenn man die Unfruchtbarkeit der deutſchen Thalia dem Mangel an freier Luft oder, erlauben Sie mir das leicht-

sinnige Wort, dem Mangel an politischer Freiheit zuschreibt. Das, was man politische Freiheit zu nennen pflegt, ist für das Gedeihen des Lustspiels durchaus nicht nöthig. Man denke nur an Venedig, wo, trotz der Bleikammern und geheimen Ersäufungsanstalten, dennoch Goldoni und Gozzi ihre Meisterwerke schufen, an Spanien, wo, trotz dem absoluten Beil und dem orthodoxen Feuer, die köstlichen Mantel- und Degenstücke gedichtet wurden, man denke an Molière, welcher unter Ludwig XIV. schrieb; sogar China besitzt vortreffliche Lustspiele ... Nein, nicht der politische Zustand bedingt die Entwicklung des Lustspiels bei einem Volke, und ich würde Dieses ausführlich beweisen, geriethe ich nicht dadurch in ein Gebiet, von welchem ich mich gern entfernt halte. Ja, liebster Freund, ich hege eine wahre Scheu vor der Politik, und jedem politischen Gedanken gehe ich auf zehn Schritte aus dem Wege, wie einem tollen Hunde. Wenn mir in meinem Ideengange unversehens ein politischer Gedanke begegnet, bete ich schnell den Spruch ...

Kennen Sie, liebster Freund, den Spruch, den man schnell vor sich hinspricht, wenn man einem tollen Hunde begegnet? Ich erinnere mich desselben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Asthöver. Wenn wir

ſpazieren gingen und eines Hundes anſichtig wurden, der den Schwanz ein biſschen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geſchwind: „O Hund, du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor deinem Biſs — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt, Amen!“

Wie vor der Politik, hege ich jetzt auch eine grenzenloſe Furcht vor der Theologie, die mir ebenfalls Nichts als Verdruß eingetränkt hat. Ich laſſe mich vom Satan nicht mehr verführen, ich enthalte mich ſelbſt alles Nachdenkens über das Chriſtenthum, und bin kein Narr mehr, daſs ich Hengſtenberg und Konſorten zum Lebensgenuſs bekehren wollte; mögen dieſe Unglücklichen bis an ihr Lebensende nur Diſteln ſtatt Ananas freſſen und ihr Fleiſch kaſteien; tant mieux, ich ſelber möchte ihnen die Ruthen dazu liefern. Die Theologie hat mich ins Unglück gebracht; Sie wiſſen, durch welches Miſsverſtändnis. Sie wiſſen, wie ich vom Bundestag, ohne daſs ich drum nachgeſucht hätte, beim jungen Deutſchland angeſtellt wurde, und wie ich bis auf heutigen Tag vergebens um meine Entlaſſung gebeten habe. Vergebens ſchreibe ich die demüthigſten Bittſchriften, vergebens behaupte ich, daſs ich an alle meine religiöſen Irrthümer gar nicht mehr glaube . . . Nichts

will fruchten! Ich verlange wahrhaftig keinen Groschen Pension, aber ich möchte gern in Ruhestand gesetzt werden. Liebster Freund, Sie thun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie mich in Ihrem Journale gelegentlich des Obskurantismus und Servilismus beschuldigen wollten; Das kann mir nützen. Von meinen Feinden brauche ich einen solchen Liebesdienst nicht besonders zu erbitten, sie verleumden mich mit der größten Zuvorkommenheit*).

. . . Ich bemerkte zuletzt, daſs die Franzosen, bei denen das Lustspiel mehr als bei uns gedeiht, nicht eben ihrer politischen Freiheit diesen Vortheil beizumessen haben; es ist mir vielleicht erlaubt, etwas ausführlicher zu zeigen, wie es vielmehr der sociale Zustand ist, dem die Lustspieldichter in Frankreich ihre Suprematie verdanken.

[Sie wissen, was ich unter „socialem Zustand“ verstehe. Es sind die Sitten und Gebräuche, das Thun und Lassen, das ganze öffentliche wie häusliche Treiben des Volks, insofern sich die herrschende Lebensansicht darin ausspricht.] Selten behandelt der französische Lustspieldichter das öffentliche Treiben des Volkes als Hauptstoff, er pflegt nur einzelne

*) Die nächsten drei Absätze fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Momente desselben zu benutzen; auf diesem Boden pflückt er nur hie und da einige närrische Blumen, womit er den Spiegel umkränzt, aus dessen ironisch geschliffenen Facetten uns das häusliche Treiben der Franzosen entgegenlacht. [Zwar sind es Zerrbilder, die uns dieser Spiegel zeigt; aber wie Alles bei den Franzosen aufs heftigste übertrieben und Karikatur wird, so geben uns diese Zerrbilder dennoch die unbarmherzige Wahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit von heute, doch gewiss die Waheit von morgen.] Eine größere Ausbeute findet der Lustspieldichter in den Kontrasten, die manche alte Institution mit den heutigen Sitten, und manche heutige Sitten mit der geheimen Denkweise des Volkes bildet, und endlich gar besonders ergiebig sind für ihn die Gegensätze, die so ergötzlich zum Vorschein kommen, wenn der edle Enthusiasmus, der bei den Franzosen so leicht auflodert und ebenfalls leicht erlischt, mit den positiven, industriellen Tendenzen des Tages in Kollision geräth. Wir stehen hier auf einem Boden, wo die große Despotin, die Revolution, seit fünfzig Jahren ihre Willkürherrschaft ausgeübt, hier niederreißend, dort schonend, aber überall rüttelnd an den Fundamenten des gesellschaftlichen Lebens; — und diese Gleichheitswuth, die nicht das Niedrige erheben, sondern nur die

Erhabenheiten abflachen konnte; dieſer Zwiſt der Gegenwart mit der Vergangenheit, die ſich wechſelſeitig verhöhnen, der Zank eines Wahnſinnigen mit einem Geſpenſte; dieſer Umſturz aller Autoritäten, der geiſtigen ſowohl als der materiellen; dieſes Stolpern über die letzten Trümmer derſelben; und dieſer Blödſinn in ungeheuren Schickſalſtunden, wo die Nothwendigkeit einer Autorität fühlbar wird, und wo der Zerſtörer vor ſeinem eignen Werke erſchrickt, aus Angſt zu ſingen beginnt und endlich laut auflacht . . . Sehen Sie, Das iſt ſchrecklich, gewiſſermaßen ſogar entſetzlich, aber für das Luſtſpiel iſt Das ganz vortrefflich!

Nur wird doch einem Deutſchen etwas unheimlich hier zu Muthe. Bei den ewigen Göttern! wir ſollten unſerem Herrn und Heiland täglich dafür danken, daſs wir kein Luſtſpiel haben wie die Franzoſen, daſs bei uns keine Blumen wachſen, die nur einem Scherbenberg, einem Trümmerhaufen, wie es die franzöſiſche Geſellſchaft iſt, entblühen können! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt ſitzt und Grimaſſen ſchneidet und ſein grinſendes Gelache erhebt, wenn aus den gebrochenen Ogiven der Kathedrale der Kopf eines wirklichen Fuchſes herausſchaut, wenn im ehemaligen

Boudoir der königlichen Maitreſſe eine wirkliche Sau ihr Wochenbett hält, oder wenn die Raben auf den Zinnen des Gildehauſes gravitätiſch Rath halten, oder gar die Hyäne in der Fürſtengruft die alten Knochen aufwühlt . . .

Ich habe ſchon erwähnt, daſs die Hauptmotive des franzöſiſchen Luſtſpiels nicht dem öffentlichen, ſondern dem häuslichen Zuſtande des Volkes entlehnt ſind; und hier iſt das Verhältnis zwiſchen Mann und Frau das ergiebigſte Thema. Wie in allen Lebensbezügen, ſo ſind auch in der Familie der Franzoſen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen. Daſs das väterliche Anſehen bei Sohn und Tochter vernichtet iſt, iſt leicht begreiflich, bedenkt man die korroſive Macht jenes Kriticismus, der aus der materialiſtiſchen Philoſophie hervorging. Dieſer Mangel an Pietät gebärdet ſich noch weit greller in dem Verhältnis zwiſchen Mann und Weib, ſowohl in den ehelichen als außerehelichen Bündniſſen, die hier einen Charakter gewinnen, der ſie ganz beſonders zum Luſtſpiele eignet. Hier iſt der Originalſchauplatz aller jener Geſchlechtskriege, die uns in Deutſchland nur aus ſchlechten Überſetzungen oder Bearbeitungen bekannt ſind, und die ein Deutſcher kaum als ein Polybius, aber nimmermehr als ein Cäſar beſchreiben kann. Krieg

freilich führen die beiden Gatten, wie überhaupt Mann und Weib in allen Landen, aber dem schönen Geschlechte fehlt anderswo als in Frankreich die Freiheit der Bewegung, der Krieg muss versteckter geführt werden; er kann nicht äußerlich, dramatisch zur Erscheinung kommen. Anderswo bringt es die Frau kaum zu einer kleinen Emeute, höchstens zu einer Insurrektion. Hier aber stehen sich beide Ehemächte mit gleichen Streitkräften gegenüber, und liefern ihre entsetzlichsten Hausschlachten. Bei der Einförmigkeit des dentschen Lebens amüsiert ihr euch sehr im deutschen Schauspielhaus beim Anblick jener Feldzüge der beiden Geschlechter, wo eins das andere durch strategische Künste, geheimen Hinterhalt, nächtlichen Überfall, zweideutigen Waffenstillstand, oder gar durch ewige Friedensschlüsse zu überlisten sucht. Ist man aber hier in Frankreich auf den Wahlplätzen selbst, wo Dergleichen nicht bloß zum Scheine, sondern auch in der Wirklichkeit aufgeführt wird, und trägt man ein deutsches Gemüth in der Brust, so schmilzt Einem das Vergnügen bei dem besten französischen Lustspiel. Und ach! seit langer Zeit lache ich nicht mehr über Arnal, wenn er mit seiner köstlichsten Niäserie den Hahnrei spielt. Und ich lache auch nicht mehr über Jenny Vertpré, wenn sie als große Dame, alle mögliche Grazie

entfaltend, mit den Blumen des Ehebruchs tändelt. Und ich lache auch nicht mehr über Mademoiselle Dejazet, die, wie Sie wissen, die Rolle einer Grisette so vortrefflich, mit einer klassischen [Frechheit, mit einer göttlichen] Liederlichkeit, zu spielen weiß. Wie viel' Niederlagen in der Tugend gehörten dazu, ehe dieses Weib zu solchen Triumphen in der Kunst gelangen konnte! Sie ist vielleicht die beste Schauspielerin Frankreichs. Wie meisterhaft spielt sie [Fretillon oder] eine arme Modistin, die durch die Liberalität eines reichen Liebhabers sich plötzlich mit allem Luxus einer großen Dame umgeben sieht, oder eine kleine Wäscherin, die zum ersten Male die Zärtlichkeiten eines Karabins (auf Deutsch: Studiosus Medicinae) anhört und sich von ihm nach dem Bal champêtre der Grande Chaumière geleiten lässt . . . Ach! Das ist Alles sehr hübsch und spaßhaft, und die Leute lachen dabei; aber ich, wenn ich heimlich bedenke, wo dergleichen Lustspiel in der Wirklichkeit endet, nämlich in den Gossen der Prostitution, in den Hospitälern von Saint Lazare, auf den Tischen der Anatomie, wo der Karabin nicht selten seine ehemalige Liebesgefährtin belehrsam zerschneiden sieht . . . dann erstickt mir das Lachen in der Kehle, und fürchtete ich nicht, vor dem gebildetsten Publikum der Welt als Narr

zu erſcheinen, ſo würde ich meine Thränen nicht zurückhalten.

Sehen Sie, theurer Freund, Das iſt eben der geheime Fluch des Exils, daſs uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmoſphäre der Fremde, daſs wir mit unſerer mitgebrachten, heimiſchen Denk- und Gefühlsweiſe immer iſoliert ſtehen unter einem Volke, das ganz anders fühlt und denkt als wir, daſs wir beſtändig verletzt werden von ſittlichen, oder vielmehr unſittlichen Erſcheinungen, womit der Einheimiſche ſich längſt ausgeſöhnt, ja wofür er durch die Gewohnheit allen Sinn verloren hat, wie für die Naturerſcheinungen ſeines Landes ... Ach! das geiſtige Klima iſt uns in der Fremde eben ſo unwirthlich wie das phyſiſche; ja, mit dieſem kann man ſich leichter abfinden, und höchſtens erkrankt dadurch der Leib, nicht die Seele!

Ein revolutionärer Froſch, welcher ſich gern aus dem dicken Heimatgewäſſer erhübe und die Exiſtenz des Vogels in der Luft für das Ideal der Freiheit anſieht, wird es dennoch im Trocknen, in der ſogenannten freien Luft, nicht lange aushalten können, und ſehnt ſich gewiſs bald zurück nach dem ſchweren, ſoliden Geburtsſumpf. Anfangs bläht er ſich ſehr ſtark auf und begrüßt freudig die Sonne, die im Monat Juli ſo herrlich ſtrahlt, und er

ſpricht zu ſich ſelber: „Ich bin mehr als meine Landsleute, die Fiſche, die Stockfiſche, die ſtummen Waſſerthiere, mir gab Jupiter die Gabe der Rede, ja ich bin ſogar Sänger, ſchon dadurch fühl' ich mich den Vögeln verwandt, und es fehlen mir nur die Flügel . . .“ Der arme Froſch! und bekäme er auch Flügel, ſo würde er ſich doch nicht über Alles erheben können, in den Lüften würde ihm der leichte Vogelſinn fehlen, er würde immer unwillkürlich zur Erde hinabſchauen, von dieſer Höhe würden ihm die ſchmerzlichen Erſcheinungen des irdiſchen Jammerthals erſt recht ſichtbar werden, und der gefiederte Froſch wird alsdann größere Beengniſſe empfinden, als früher in dem deutſcheſten Sumpf!

Dritter Brief.

Das Gehirn ist mir schwer und wüst. Ich habe diese Nacht fast gar nicht schlafen können. Beständig rollte ich mich im Bett umher, und beständig rollte mir selber im Kopfe der Gedanke: Wer war der verlarvte Scharfrichter, welcher zu Witehall Karl I. köpfte? Erst gegen Morgen schlummerte ich ein, und da träumte mir, es sei Nacht, und ich stände einsam auf dem Pont-neuf zu Paris und schaute hinab in die dunkle Seine. Unten aber zwischen den Pfeilern der Brücke kamen nackte Menschen zum Vorschein, die bis an die Hüften aus dem Wasser hervortauchten, in den Händen brennende Lampen hielten und Etwas zu suchen schienen. Sie schauten mit bedeutsamen Blicken zu mir hinauf, und ich selber nickte ihnen hinab, wie im geheimnisvollsten Einverständnis . . . Endlich schlug die

ſchwere Notredame-Glocke, und ich erwachte. Und nun grüble ich ſchon eine Stunde darüber nach, was eigentlich die nackten Leute unter dem Pont-neuf ſuchten? Ich glaube, im Traume wuſſt' ich es und habe es ſeitdem vergeſſen.

Die glänzenden Morgennebel verſprechen einen ſchönen Frühlingstag. Der Hahn kräht. Der alte Invalide, welcher neben uns wohnt, ſitzt ſchon vor ſeiner Hausthüre und ſingt ſeine napoleoniſchen Lieder. Sein Enkel, das blondgelockte Kind, iſt ebenfalls ſchon auf ſeinen nackten Beinchen und ſteht jetzt vor meinem Fenſter, ein Stück Zucker in den Händchen, und will damit die Roſen füttern. Ein Sperling trippelt heran mit den kleinen Füßchen und betrachtet das liebe Kind wie neugierig, wie verwundert. Mit haſtigem Schritt kommt aber die Mutter, das ſchöne Bauerweib, nimmt das Kind auf den Arm und trägt es wieder in das Haus, damit es ſich nicht in der Morgenluft erkälte.

Ich aber greife wieder zur Feder, um über das franzöſiſche Theater meine verworrenen Gedanken in einem noch verworreneren Stile niederzukritzeln. Schwerlich wird in dieſer geſchriebenen Wildnis Etwas zum Vorſchein kommen, was für Sie, theurer Freund, belehrſam wäre. Ihnen, dem Dramaturgen, der das Theater in allen ſeinen Be-

ziehungen kennt und den Komödianten in die Nieren sieht, wie uns Menschen der liebe Gott; Ihnen, der Sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einst gelebt, geliebt und gelitten haben, wie in der Welt selbst der liebe Gott: Ihnen werde ich wohl weder über deutsches noch französisches Theater viel Neues sagen können! Nur flüchtige Bemerkungen wage ich hier hinzuwerfen, die ein geneigtes Kopfnicken von Ihnen erschmeicheln sollen.

So, hoffe ich, findet Ihre Beistimmung, was ich im vorigen Briefe über das französische Lustspiel angedeutet habe. Das sittliche Verhältnis, oder vielmehr Misverhältnis zwischen Mann und Weib ist hier in Frankreich der Dünger, welcher den Boden des Lustspiels so kostbar befruchtet. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch ist der Mittelpunkt aller jener Lustspielraketen, die so brillant in die Höhe schießen, aber eine melancholische Dunkelheit, wo nicht gar einen üblen Duft zurücklassen. Die alte Religion, das katholische Christenthum, welche die Ehe sanktionierte und den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, ist hier mitsammt dieser Hölle erloschen. Die Moral, die nichts Anders ist als die in die Sitten eingewachsene Religion, hat dadurch alle ihre Lebenswurzeln verloren, und rankt jetzt misмuthig welk an den dürren Stäben der

Vernunft, die man an die Stelle der Religion aufgepflanzt hat. Aber nicht einmal dieſe armſelig wurzelloſe, nur auf Vernunft geſtützte Moral wird hier gehörig reſpektiert, und die Geſellſchaft huldigt nur der Konvenienz, welche nichts Anderes iſt, als der Schein der Moral, die Verpflichtung einer ſorgfältigen Vermeidung alles Deſſen, was einen öffentlichen Skandal hervorbringen kann; ich ſage: einen öffentlichen, nicht einen heimlichen Skandal, denn alles Skandalöſe, was nicht zur Erſcheinung kommt, exiſtiert nicht für die Geſellſchaft; ſie beſtraft die Sünde nur in Fällen, wo die Zungen allzu laut murmeln. Und ſelbſt dann giebt es gnädige Milderungen. Die Sünderin wird nicht früher ganz verdammt, als bis der Ehegatte ſelbſt ſein Schuldig ausſpricht. Der verrufenſten Meſſaline öffnen ſich die Flügelthore des franzöſiſchen Salons, ſo lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer Seite hineintrabt. Dagegen das Mädchen, das ſich wahnſinnig großmüthig, weiblich aufopferungsvoll in die Arme des Geliebten wirft, iſt auf immer aus der Geſellſchaft verbannt. Aber Dieſes geſchieht ſelten, erſtens weil Mädchen hier zu Lande nie lieben, und zweitens weil ſie im Liebesfalle ſich ſo bald als möglich zu verheirathen ſuchen, um jener Freiheit theil-

haft zu werden, die von der Sitte nur den verheiratheten Frauen bewilligt iſt.

Das iſt es. Bei uns in Deutſchland, wie auch in England und anderen germaniſchen Ländern, geſtattet man den Mädchen die größtmögliche Freiheit, verehelichte Frauen hingegen treten in die ſtrengſte Abhängigkeit und unter die ängſtlichſte Obhut ihres Gemahls. Hier in Frankreich iſt, wie geſagt, das Gegentheil der Fall, junge Mädchen verharren hier ſo lange in klöſterlicher Eingezogenheit, bis ſie entweder heirathen, oder unter ſtrengſter Aufſicht einer Verwandten in die Welt eingeführt werden. In der Welt, d. h. im franzöſiſchen Salon, ſitzen ſie immer ſchweigend und wenig beachtet; denn es iſt hier weder guter Ton, noch klug, einem unverheiratheten Mädchen den Hof zu machen.

Das iſt es. Wir Deutſche, wie unſere germaniſchen Nachbarn, wir huldigen mit unſerer Liebe immer nur unverheiratheten Mädchen, und nur dieſe beſingen unſere Poeten; bei den Franzoſen hingegen iſt nur die verheirathete Frau der Gegenſtand der Liebe, im Leben wie in der Kunſt.

Ich habe ſo eben auf eine Thatſache hingewieſen, welche einer weſentlichen Verſchiedenheit der deutſchen Tragödie und der franzöſiſchen zum Grunde liegt. Die Heldinnen der deutſchen Tragödien ſind

faſt immer Jungfrauen, in der franzöſiſchen Tragödie ſind es verheirathete Weiber, und die komplicierteren Verhältniſſe, die hier eintreten, eröffnen vielleicht einen freieren Spielraum für Handlung und Paſſion.

Es wird mir nie in den Sinn kommen, die franzöſiſche Tragödie auf Koſten der deutſchen, oder umgekehrt, zu preiſen. Die Literatur und die Kunſt jedes Landes ſind bedingt von lokalen Bedürfniſſen, die man bei ihrer Würdigung nicht unberückſichtigt laſſen darf. Der Werth deutſcher Tragödien, wie die von Goethe, Schiller, Kleiſt, Immermann, Grabbe, Oehlenſchläger, Uhland, Grillparzer, Werner und dergleichen Großdichtern beſteht mehr in der Poeſie, als in der Handlung und Paſſion. Aber wie köſtlich auch die Poeſie iſt, ſo wirkt ſie doch mehr auf den einſamen Leſer, als auf eine große Verſammlung. Was im Theater auf die Maſſe des Publikums am hinreißendſten wirkt, iſt eben Handlung und Paſſion, und in dieſen beiden excellieren die franzöſiſchen Trauerſpieldichter. Die Franzoſen ſind ſchon von Natur aktiver und paſſionierter als wir, und es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob es die angeborene Aktivität iſt, wodurch die Paſſion bei ihnen mehr als bei uns zur äußeren Erſcheinung kommt, oder ob die angeborene Paſſion ihren Handlungen

einen leidenschaftlicheren Charakter ertheilt und ihr ganzes Leben dadurch dramatischer gestaltet als das unsrige, dessen stille Gewässer im Zwangsbette des Herkommens ruhig dahinfließen und mehr Tiefe als Wellenschlag verrathen. Genug, das Leben ist hier in Frankreich dramatischer, und der Spiegel des Lebens, das Theater, zeigt hier im höchsten Grade Handlung und Passion.

Die Passion, wie sie sich in der französischen Tragödie gebärdet, jener unaufhörliche Sturm der Gefühle, jener beständige Donner und Blitz, jene ewige Gemüthsbewegung ist den Bedürfnissen des französischen Publikums eben so sehr angemessen, wie es den Bedürfnissen eines deutschen Publikums angemessen ist, dass der Autor die tollen Ausbrüche der Leidenschaft erst langsam motiviert, dass er nachher stille Partien eintreten lässt, damit sich das deutsche Gemüth wieder sanft erhole, dass er unserer Besinnung und der Ahnung kleine Ruhestellen gewährt, dass wir bequem und ohne Übereilung gerührt werden. Im deutschen Parterre sitzen friedliebende Staatsbürger und Regierungsbeamte, die dort ruhig ihr Sauerkraut verdauen möchten, und oben in den Logen sitzen blauäugige Töchter gebildeter Stände, schöne blonde Seelen, die ihren Strickstrumpf oder sonst eine Handarbeit ins Thea-

ter mitgebracht haben und gelinde schwärmen wollen, ohne daſs ihnen eine Maſche fällt. Und alle Zuſchauer beſitzen jene deutſche Tugend, die uns angeboren oder wenigſtens anerzogen wird, Geduld. Auch geht man bei uns ins Schauſpiel, um das Spiel der Komödianten, oder, wie wir uns ausdrücken, die Leiſtungen der Künſtler zu beurtheilen, und Letztere liefern allen Stoff der Unterhaltung in unſeren Salons und Journalen. Ein Franzoſe hingegen geht ins Theater, um das Stück zu ſehen, um Emotionen zu empfangen; über das Dargeſtellte werden die Darſteller ganz vergeſſen, und wenig iſt überhaupt von ihnen die Rede. Die Unruhe treibt den Franzoſen ins Theater, und hier ſucht er am allerwenigſten Ruhe. Ließe ihm der Autor nur einen Moment Ruhe, er wäre kapabel, Azor zu rufen, was auf Deutſch pfeifen heißt. Die Hauptaufgabe für den franzöſiſchen Bühnendichter iſt alſo, daſs ſein Publikum gar nicht zu ſich ſelber, gar nicht zur Beſinnung komme, daſs Schlag auf Schlag die Emotionen herbeigeführt werden, daſs Liebe, Haſs, Eiferſucht, Ehrgeiz, Stolz, Point d'honneur, kurz alle jene leidenſchaftlichen Gefühle, die im wirklichen Leben der Franzoſen ſich ſchon tobſüchtig genug gebärden, auf den Brettern in noch wilderen Raſereien ausbrechen.

Aber um zu beurtheilen, ob in einem französischen Stück die Übertreibung der Leidenschaft zu groß ist, ob hier nicht alle Grenzen überschritten sind, dazu gehört die innigste Bekanntschaft mit dem französischen Leben selbst, das dem Dichter als Vorbild diente. Um französische Stücke einer gerechten Kritik zu unterwerfen, muss man sie mit französischem, nicht mit deutschem Maßstabe messen. Die Leidenschaften, die uns, wenn wir in einem umfriedeten Winkel des geruhsamen Deutschlands ein französisches Stück sehen oder lesen, ganz übertrieben erscheinen, sind vielleicht dem wirklichen Leben hier treu nachgesprochen, und was uns im theatralischen Gewande so greuelhaft unnatürlich vorkommt, ereignet sich täglich und stündlich zu Paris in der bürgerlichsten Wirklichkeit. Nein. in Deutschland ist es unmöglich, sich von dieser französischen Leidenschaft eine Vorstellung zu machen. Wir sehen ihre Handlungen, wir hören ihre Worte, aber diese Handlungen und Worte setzen uns zwar in Verwunderung, erregen in uns vielleicht eine ferne Ahnung, aber nimmermehr geben sie uns eine bestimmte Kenntnis der Gefühle, denen sie entsprossen. Wer wissen will, was Brennen ist, muss die Hand ins Feuer halten; der Anblick eines Gebrannten ist nicht hinreichend, und am ungenügendsten ist es, wenn

wir über die Natur der Flamme nur durch Hörensagen oder Bücher unterrichtet werden. Leute, die am Nordpol der Gesellschaft leben, haben keinen Begriff davon, wie leicht in dem heißen Klima der französischen Societät die Herzen sich entzünden oder gar während den Juliustagen die Köpfe von den tollsten Sonnenstichen erhitzt sind. Hören wir, wie sie dort schreien, und sehen wir, wie sie Gesichter schneiden, wenn dergleichen Gluthen ihnen Hirn und Herz versengen, so sind wir Deutschen schier verwundert und schütteln die Köpfe, und erklären Alles für Unnatur oder gar Wahnsinn.

Wie wir Deutsche in den Werken französischer Dichter den unaufhörlichen Sturm und Drang der Passion nicht begreifen können, so unbegreiflich ist den Franzosen die stille Heimlichkeit, das ahnungs- und erinnerungssüchtige Traumleben, das selbst in den leidenschaftlich bewegtesten Dichtungen der Deutschen beständig hervortritt. Menschen, die nur an den Tag denken, nur dem Tage die höchste Geltung zuerkennen und ihn daher auch mit der erstaunlichsten Sicherheit handhaben, Diese begreifen nicht die Gefühlsweise eines Volkes, das nur ein Gestern und ein Morgen, aber kein Heute hat, das sich der Vergangenheit beständig erinnert und die Zukunft beständig ahnet, aber die Gegenwart nimmermehr

zu faſſen weiß, in der Liebe, wie in der Politik. Mit Verwunderung betrachten ſie uns Deutſche, die wir oft ſieben Jahre lang die blauen Augen der Geliebten anflehen, ehe wir es wagen, mit entſchloſſenem Arm ihre Hüften zu umſchlingen. Sie ſehen uns an mit Verwunderung, wenn wir erſt die ganze Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſammt allen Kommentarien gründlich durchſtudieren und die letzten Supplementbände abwarten, ehe wir dieſe Arbeit ins Deutſche übertragen, ehe wir eine Prachtausgabe der Menſchenrechte, mit einer Dedikation an den König von Baiern . . .

„O Hund, du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor deinem Biſs — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt, Amen!“

Vierter Brief.

[. . . Der Herr wird Alles zum Beſten lenken. Er, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt und der Regierungsrath Karl Streckfuß keinen Vers macht, Er wird das Geſchick ganzer Völker nicht der Willkür der kläglichſten Kurzſichtigkeit überlaſſen. Ich weiß es ganz gewiß, Er, der einſt die Kinder Iſrael mit ſo großer Wundermacht aus Ägypten führte, aus dem Lande der Kaſten und der vergötterten Ochſen, Er wird auch den heutigen Pharaonen ſeine Kunſtſtücke zeigen. Die übermüthigen Philiſter wird Er von Zeit zu Zeit in ihr Gebiet zurückdrängen, wie einſt unter den Richtern. Und gar die neue babyloniſche Hure, wie wird er ſie mit Fußtritten regalieren! Siehſt du ihn, den Willen Gottes? Er zieht durch die Luft, wie das ſtumme Geheimnis eines Telegraphen, der hoch über unſern Häuptern ſeine Verkündigungen den Wiſſen-

den mittheilt, während die Uneingeweihten unten im lauten Marktgetümmel leben und Nichts davon merken, daſs ihre wichtigſten Intereſſen, Krieg und Frieden, unſichtbar über ſie hin in den Lüften verhandelt werden. Sieht Einer von uns in die Höhe, und iſt er ein Zeichenkundiger, der die Zeichen auf den Thürmen verſteht, und warnt er die Leute vor nahendem Unheil, ſo nennen ſie ihn einen Träumer und lachen ihn aus. Manchmal widerfährt ihm noch Schlimmeres, und die Gemahnten grollen ihm ob der böſen Kunde und ſteinigen ihn. Manchmal auch wird der Prophet auf die Feſtung geſetzt, bis die Prophezeiung eintreffe, und da kann er lange ſitzen. Denn der liebe Gott thut zwar immer, was er als das Beſte erfunden und beſchloſſen, aber er übereilt ſich nicht.

O, Herr! ich weiß, du biſt die Weisheit und die Gerechtigkeit ſelbſt, und was du thuſt, wird immer gerecht und weiſe ſein. Aber ich bitte dich, was du thun willſt, thu es ein biſschen geſchwind. Du biſt ewig und haſt Zeit genug und kannſt warten. Ich aber bin ſterblich, und ich ſterbe.]

*) Ich bin dieſen Morgen, liebſter Freund, in einer wunderlich weichen Stimmung. Der Frühling

*) Hier beginnt dieſer Brief in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

wirkt auf mich recht ſonderbar. Den Tag über bin ich betäubt, und es ſchlummert meine Seele. Aber des Nachts bin ich ſo aufgeregt, daß ich erſt gegen Morgen einſchlafe, und dann umſchlingen mich die qualvoll entzückendſten Träume. O ſchmerzliches Glück, wie beängſtigend drückteſt du mich an dein Herz vor einigen Stunden! Mir träumte von ihr, die ich nicht lieben will und nicht lieben darf, deren Leidenſchaft mich aber dennoch heimlich beſeligt. Es war in ihrem Landhauſe, in dem kleinen, dämmerigen Gemache, wo die wilden Oleanderbäume das Balkonfenſter überragen. Das Fenſter war offen, und der helle Mond ſchien zu uns ins Zimmer herein und warf ſeine ſilbernen Streiflichter über ihre weißen Arme, die mich ſo liebevoll umſchloſſen hielten. Wir ſchwiegen und dachten nur an unſer ſüßes Elend. An den Wänden bewegten ſich die Schatten der Bäume, deren Blüthen immer ſtärker dufteten. Draußen im Garten, erſt ferne, dann wieder nahe, ertönte eine Geige, lange, langſam gezogene Töne, jetzt traurig, dann wieder gutmüthig heiter, manchmal wie wehmüthiges Schluchzen, mitunter auch grollend, aber immer lieblich, ſchön und wahr . . . „Wer iſt Das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Bruder, welcher die Geige ſpielt.“ Aber bald ſchwieg draußen die Geige, und ſtatt

ihrer vernahmen wir einer Flöte ſchmelzend verhallende Töne, und die klangen ſo bittend, ſo flehend, ſo verblutend, und es waren ſo geheimnisvolle Klagelaute, daſs ſie Einem die Seele mit wahnſinnigem Grauen erfüllten, daſs man an die ſchauerlichſten Dinge denken muſſte, an Leben ohne Liebe, an Tod ohne Auferſtehung, an Thränen, die man nicht weinen kann ... „Wer iſt Das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Mann, welcher die Flöte bläſt.“

Theurer Freund, ſchlimmer noch als das Träumen iſt das Erwachen.

Wie glücklich ſind doch die Franzoſen! Sie träumen gar nicht. Ich habe mich genau darnach erkundigt, und dieſer Umſtand erklärt auch, warum ſie mit ſo wacher Sicherheit ihr Tagesgeſchäft verrichten und ſich nicht auf unklare, dämmernde Gedanken und Gefühle einlaſſen, in der Kunſt wie im Leben. In den Tragödien unſrer großen deutſchen Dichter ſpielt der Traum eine große Rolle, wovon franzöſiſche Trauerſpieldichter nicht die geringſte Ahnung haben. Ahnungen haben ſie überhaupt nicht. Was der Art in neueren franzöſiſchen Dichtungen zum Vorſchein kommt, iſt weder dem Naturell des Dichters noch des Publikums angemeſſen, iſt nur den Deutſchen nachempfunden, ja am Ende vielleicht

nur armſelig abgeſtohlen. Denn die Franzoſen begehen nicht bloß Gedankenplagiate, ſie entwenden uns nicht bloß poetiſche Figuren und Bilder, Ideen und Anſichten, ſondern ſie ſtehlen uns auch Empfindungen, Stimmungen, Seelenzuſtände, ſie begehen Gefühlsplagiate. Dieſes gewahrt man namentlich, wenn Einige von ihnen die Gemüthsfaſeleien der katholiſch-romantiſchen Schule aus der Schlegelzeit jetzt nachheucheln.

Mit wenigen Ausnahmen, können alle Franzoſen ihre Erziehung nicht verleugnen; ſie ſind mehr oder weniger Materialiſten, je nachdem ſie mehr oder weniger jene franzöſiſche Erziehung genoſſen, die ein Produkt der materialiſtiſchen Philoſophie iſt. Daher iſt ihren Dichtern die Naivetät, das Gemüth, die Erkenntnis durch Anſchauungen und das Aufgehen im angeſchauten Gegenſtande verſagt. Sie haben nur Reflexion, Paſſion und Sentimentalität.

Ja, ich möchte hier zu gleicher Zeit eine Andeutung ausſprechen, die zur Beurtheilung mancher deutſchen Autoren nützlich wäre: Die Sentimentalität iſt ein Produkt des Materialismus. Der Materialiſt trägt nämlich in der Seele das dämmernde Bewuſſtſein, daſs dennoch in der Welt nicht Alles Materie

ist; wenn ihm sein kurzer Verstand die Materialität aller Dinge noch so bündig demonstriert, so sträubt sich doch dagegen sein Gefühl; es beschleicht ihn zuweilen das geheime Bedürfnis, in den Dingen auch etwas Urgeistiges anzuerkennen; und dieses unklare Sehnen und Bedürfen erzeugt jene unklare Empfindsamkeit, welche wir Sentimentalität nennen. Sentimentalität ist die Verzweiflung der Materie, die sich selber nicht genügt und nach etwas Besserem ins unbestimmte Gefühl hinausschwärmt. — Und in der That, ich habe gefunden, daſs es eben die sentimentalen Autoren waren, die zu Hause, oder wenn ihnen der Wein die Zunge gelöst hatte, in den derbsten Zoten ihren Materialismus auskramten. Der sentimentale Ton, besonders wenn er mit patriotischen, sittlich religiösen Bettelgedanken verbrämt ist, gilt aber bei dem großen Publikum als das Kennzeichen einer schönen Seele!*)

Frankreich ist das Land des Materialismus, er bekundet sich in allen Erscheinungen des hiesigen Lebens. Manche begabte Geister versuchen zwar seine Wurzel auszugraben, aber diese Versuche bringen noch größere Misslichkeiten hervor. In den auf-

*) „als ein Zeichen reiner und edler Natur!“ hieß es in dem ältesten Abdruck.

Der Herausgeber.

gelockerten Boden fallen die Samenkörner jener ſpiritualiſtiſchen Irrlehren, deren Gift den ſocialen Zuſtand Frankreichs aufs unheilſamſte verſchlimmert.

Täglich ſteigert ſich meine Angſt über die Kriſen, die dieſer ſociale Zuſtand Frankreichs hervorbringen kann; wenn die Franzoſen nur im mindeſten an die Zukunft dächten, könnten ſie auch keinen Augenblick mit Ruhe ihres Daſeins froh werden. Und wirklich freuen ſie ſich deſſen nie mit Ruhe. Sie ſitzen nicht gemächlich am Bankette des Lebens, ſondern ſie verſchlucken dort eilig die holden Gerichte, ſtürzen den ſüßen Trank haſtig in den Schlund, und können ſich dem Genuſſe nie mit Wohlbehagen hingeben. Sie mahnen mich an den alten Holzſchnitt in unſerer Hausbibel, wo die Kinder Iſrael vor dem Auszug aus Ägypten das Paſſahfeſt begehen, und ſtehend, reiſegerüſtet und den Wanderſtab in den Händen, ihren Lämmerbraten verzehren. Werden uns in Deutſchland die Lebenswonnen auch viel ſpärlicher zugetheilt, ſo iſt es uns doch vergönnt, ſie mit behaglichſter Ruhe zu genießen. Unſere Tage gleiten ſanft dahin, wie ein Haar, welches man durch die Milch zieht.

Liebſter Lewald, der letztere Vergleich iſt nicht von mir, ſondern von einem Rabbinen; ich las ihn unlängſt in einer Blumenleſe rabbiniſcher Poeſie,

wo der Dichter das Leben des Gerechten mit einem Haare vergleicht, welches man durch die Milch zieht. Anfangs kotzte ich ein bisschen über dieses Bild, denn Nichts wirkt erbrechlicher auf meinen Magen, als wenn ich des Morgens meinen Kaffe trinke und ein Haar in der Milch finde. Nun gar ein langes Haar, welches sich sanft hindurchziehen lässt, wie das Leben des Gerechten! Aber Das ist eine Idiosynkrasie von mir; ich will mich durchaus an das Bild gewöhnen, und werde es bei jeder Gelegenheit anwenden. Ein Schriftsteller darf sich nicht seiner Subjektivität ganz überlassen, er muss Alles schreiben können, und sollte es ihm noch so übel dabei werden.

Das Leben eines Deutschen gleicht einem Haar, welches durch die Milch gezogen wird. Ja, man könnte der Vergleichung noch größere Vollkommenheit verleihen, wenn man sagte: Das deutsche Volk gleicht einem Zopf von dreißig Millionen zusammengeflochtenen Haaren, welcher in einem großen Milchtopfe seelenruhig herumschwimmt. Die Hälfte des Bildes könnte ich beibehalten und das französische Leben mit einem Milchtopfe vergleichen, worin tausend und abertausend Fliegen hineingestürzt sind, und die einen sich auf den Rücken der andern emporzuschwingen suchen, am Ende aber doch alle

zu Grunde gehen, mit Ausnahme einiger wenigen, die ſich durch Zufall oder Klugheit bis an den Rand des Topfes zu rudern gewuſſt, und dort im Trockenen, aber mit naſſen Flügeln, herumkriechen.

Ich habe Ihnen über den ſocialen Zuſtand der Franzoſen, aus beſondern Gründen, nur wenige Andeutungen geben wollen; wie ſich aber die Verwickelung löſen wird, Das vermag kein Menſch zu errathen. Vielleicht naht Frankreich einer ſchrecklichen Kataſtrophe. Diejenigen, welche eine Revolution anfangen, ſind gewöhnlich ihre Opfer, und ſolches Schickſal trifft vielleicht Völker eben ſo gut, wie Individuen. Das franzöſiſche Volk, welches die große Revolution Europa's begonnen, geht vielleicht zu Grunde, während nachfolgende Völker die Früchte ſeines Beginnens ernten.

Aber hoffentlich irre ich mich. Das franzöſiſche Volk iſt die Katze, welche, ſie falle auch von der gefährlichſten Höhe herab, dennoch nie den Hals bricht, ſondern unten gleich wieder auf den Beinen ſteht.

Eigentlich, liebſter Lewald, weiß ich nicht, ob es naturhiſtoriſch richtig iſt, daſs die Katzen immer auf die vier Pfoten fallen und ſich daher nie beſchädigen, wie ich als kleiner Junge einſt gehört hatte. Ich wollte damals gleich das Experiment anſtellen, ſtieg mit unſerer Katze aufs Dach und warf

sie von dieser Höhe in die Straße hinab. Zufällig aber ritt eben ein Kosak an unserem Hause vorbei, die arme Katze fiel just auf die Spitze seiner Lanze, und er ritt lustig mit dem gespießten Thiere von dannen. — Wenn es nun wirklich wahr ist, daſs Katzen immer unbeschädigt auf die Beine fallen, so müssen sie sich doch in solchem Falle vor den Lanzen der Kosaken in Acht nehmen . . .

[Ich habe in meinen vorigen Briefen ausgesprochen, daſs es nicht der politische Zustand ist, wodurch das Lustspiel in Frankreich mehr als in Deutschland gefördert wird. Dasselbe ist auch der Fall in Betreff der Tragödie. Ja, ich wage zu behaupten, daſs der politische Zustand Frankreichs dem Gedeihen der französischen Tragödie sogar nachtheilig ist. Der Tragödiendichter bedarf eines Glaubens an Heldenthum, der ganz unmöglich ist in einem Lande, wo die Preſsfreiheit, repräsentative Verfassung und Bourgeoisie herrschen. Denn die Preſsfreiheit, indem sie täglich mit ihren frechsten Lichtern die Menschlichkeit eines Helden beleuchtet, raubt seinem Haupte jenen wohlthätigen Nimbus, der ihm die blinde Verehrung des Volkes und des Poeten sichert. Ich will gar nicht einmal erwähnen, daſs der Republikanismus in Frankreich die Preſsfreiheit benutzt, um alle hervorragende Größe durch Spöttelei oder Verleum-

dung niederzudrücken und alle Begeiſterung für Perſönlichkeiten von Grund aus zu vernichten. Dieſe Verläſterungsluſt wird nun aber noch ganz außerordentlich unterſtützt durch das ſogenannte repräſentative Verfaſſungsweſen, durch jenes Syſtem von Fiktionen, welches die Sache der Freiheit mehr vertagt als befördert, und keine große Perſönlichkeiten aufkommen läſſt, weder im Volke noch auf dem Throne. Denn dieſes Syſtem, dieſe Verhöhnung wahrer Vertretung der Nationalintereſſen, dieſes Gemiſche von kleinen Wahlumtrieben, Miſstrauen, Keiffucht, öffentlicher Inſolenz, geheimer Feilheit und officieller Lüge, demoraliſiert die Könige eben ſo ſehr, wie die Völker. Hier müſſen die Könige Komödie ſpielen, ein nichtsſagendes Geſchwätz mit noch weniger ſagenden Gemeinplätzen beantworten, ihren Feinden huldreich lächeln, ihre Freunde aufopfern, immer indirekt handeln, und durch ewige Selbſtverleugnung alle freien, großmüthigen und thatluſtigen Regungen eines königlichen Heldenſinns in ihrer Bruſt ertödten. Eine ſolche Verkleinlichung aller Größe und radikale Vernichtung des Heroismus verdankt man aber ganz beſonders jener Bourgeoiſie, jenem Bürgerſtand, der durch den Sturz der Geburtsariſtokratie hier in Frankreich zur Herrſchaft gelangte und ſeinen engen nüchternen Krämergeſin-

nungen in jeder Sphäre des Lebens den Sieg verschafft. Es wird nicht lange dauern, und alle heroischen Gedanken und Gefühle müssen hier zu Lande, wo nicht ganz erlöschen, doch wenigstens lächerlich werden. Ich will bei Leibe nicht das alte Regiment adliger Bevorrechtung zurückwünschen; denn es war Nichts als überfirnisste Fäulnis, eine geschmückte und parfümierte Leiche, die man ruhig ins Grab senken oder gewaltsam in die Gruft hineintreten musste, im Fall sie ihr trostloses Scheinleben fortsetzen und sich allzu sträubsam gegen die Bestattung wehren wollte. Aber das neue Regiment, das an die Stelle des alten getreten, ist noch viel fataler; und noch weit unleidlicher anwidern muss uns diese ungefirnisste Roheit, dieses Leben ohne Wohlduft, diese betriebsame Geldritterschaft, diese Nationalgarde, diese bewaffnete Furcht, die dich mit dem intelligenten Bajonette niederstößt, wenn du etwa behaupteſt, dass die Leitung der Welt nicht dem kleinen Zahlensinn, nicht dem hochbesteuerten Rechentalente gebührt, sondern dem Genie, der Schönheit, der Liebe und der Kraft.

Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revolution so unermüdlich vorbereitet, sie würden erröthen, wenn sie sähen, wie der Eigennutz seine kläglichen Hütten baut an die

Stelle der niedergebrochenen Palläſte, und wie aus dieſen Hütten eine neue Ariſtokratie hervorwuchert, die noch unerfreulicher als die ältere, nicht einmal durch eine Idee, durch den idealen Glauben an fortgezeugte Tugend ſich zu rechtfertigen ſucht, ſondern nur in Erwerbniſſen, die man gewöhnlich einer kleinlichen Beharrlichkeit, wo nicht gar den ſchmutzigſten Laſtern verdankt, im Geldbeſitz, ihre letzten Gründe findet.

Wenn man dieſe neue Ariſtokratie genau betrachtet, gewahrt man dennoch Analogien zwiſchen ihr und der früheren Ariſtokratie, wie ſie nämlich kurz vor ihrem Abſterben ſich zeigte. Der Geburtsvorzug ſtützte ſich damals auf Papier, womit man die Zahl der Ahnen, nicht ihre Vortrefflichkeit, bewies. Es war eine Art Geburtspapiergeld und gab den Adligen unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. ihren ſanktionierten Werth, und klaſſificierte ſie nach verſchiedenen Graden des Anſehens, in derſelben Weiſe, wie das heutige Handelspapiergeld den Induſtriellen unter Ludwig Philipp ihre Geltung giebt und ihren Rang beſtimmt. Die Beurtheilung der Würde und die Abmeſſung des Grades, wozu die papiernen Urkunden berechtigen, übernimmt hier die Handelsbörſe, und zeigt dabei dieſelbe Gewiſſenhaftigkeit, womit einſt der geſchworene Heraldiker

im vorigen Jahrhundert die Diplome unterſuchte, womit der Adlige ſeine Vorzüglichkeit dokumentierte*). Dieſe Geldariſtokraten, obgleich ſie, wie die ehemaligen Geburtsariſtokraten, eine Hierarchie bilden, wo immer Einer ſich beſſer dünkt als der Andere, haben dennoch ſchon einen gewiſſen Esprit-de-corps, ſie halten in bedrängten Fällen ſolidariſch zuſammen, bringen Opfer, wenn die Korporationsehre auf dem Spiele ſteht, und, wie ich höre, errichten ſie ſogar Unterſtützungsſtifte für heruntergekommene Standesgenoſſen.

Ich bin heute bitter, theurer Freund, und verkenne ſelbſt jenen Geiſt der Wohlthätigkeit, den der neue Adel, mehr als der alte, an den Tag giebt. Ich ſage: an den Tag giebt, denn dieſe Wohlthätigkeit iſt nicht lichtſcheu und zeigt ſich am liebſten im hellen Sonnenſchein. Dieſe Wohlthätigkeit iſt bei dem heutigen Geldadel, was bei dem ehemaligen Geburtsadel die Herablaſſung war, eine löbliche Tugend, deren Ausübung dennoch unſere Gefühle verletzte und uns manchmal wie eine raffinierte Inſolenz vorkam. O, ich haſſe die Millionäre der Wohlthätigkeit noch weit mehr, als den reichen Geiz-

*) Hier ſchließt dieſer Brief in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

hals, der seine Schätze mit ängstlicher Sorge unter Schloss und Riegel verborgen hält. Er beleidigt uns weniger, als der Wohlthätige, welcher seinen Reichthum, den er durch Ausbeutung unserer Bedürfnisse und Nöthen uns abgewonnen hat, öffentlich zur Schau stellt und uns davon einige Heller als Almosen zurückwirft.]

Fünfter Brief.

Mein Nachbar, der alte Grenadier, ſitzt heute nachſinnend vor ſeiner Hausthür; manchmal beginnt er eins ſeiner alten bonapartiſtiſchen Lieder, doch die Stimme verſagt ihm vor innerer Bewegung; ſeine Augen ſind roth, und allem Anſchein nach hat der alte Kauz geweint.

Aber er war geſtern Abend bei Franconi und hat dort die Schlacht bei Auſterlitz geſehen. Um Mitternacht verließ er Paris, und die Erinnerungen beſchäftigten ſeine Seele ſo übermächtig, daſs er wie ſomnambül die ganze Nacht durchmarſchierte und zu ſeiner eigenen Verwunderung dieſen Morgen im Dorfe anlangte. Er hat mir die Fehler des Stücks auseinandergeſetzt, denn er war ſelber bei Auſterlitz, wo das Wetter ſo kalt geweſen, daſs ihm die Flinte an den Fingern feſtfror; bei Franconi

hingegen konnte man es vor Hitze nicht aushalten. Mit dem Pulverdampf war er sehr zufrieden, auch mit dem Geruche der Pferde; nur behauptete er, dass die Kavallerie bei Austerlitz keine so gut dressierte Schimmel besessen. Ob das Manöver der Infanterie ganz richtig dargestellt worden, wusste er nicht genau zu beurtheilen, denn bei Austerlitz, wie bei jeder Schlacht, sei der Pulverdampf so stark gewesen, dass man kaum sah, was ganz in der Nähe vorging. Der Pulverdampf bei Franconi war aber, wie der Alte sagte, ganz vortrefflich, und schlug ihm so angenehm auf die Brust, dass er dadurch von seinem Husten geheilt ward. „Und der Kaiser?“ fragte ich ihn. „Der Kaiser,“ antwortete der Alte, „war ganz unverändert, wie er leibte und lebte, in seiner grauen Kapote mit dem dreieckigen Hütchen, und das Herz pochte mir in der Brust. Ach, der Kaiser,“ setzte der Alte hinzu, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in diesem Leben für ihn ins Feuer gegangen, und sogar nach dem Tode muss ich für ihn ins Feuer gehen!“

Den letzten Zusatz sprach Ricou, so heißt der Alte, mit einem geheimnisvoll düsteren Tone, und schon mehrmals hatte ich von ihm die Äußerung vernommen, dass er einst für den Kaiser in die Hölle käme. Als ich heute ernsthaft in ihn drang,

mir dieſe räthſelhaften Worte zu erklären, erzählte er mir folgende entſetzliche Geſchichte:

Als Napoleon den Papſt Pius VII. von Rom wegführen und nach dem hohen Bergſchloſſe von Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Kompagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Papſte manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden ſeine Gemächer verlaſſen und ſich nach der Schloſskapelle begeben, wo er täglich ſelber Meſſe las. Wenn er dann durch den großen Saal ſchritt, wo die kaiſerlichen Grenadiere Wache hielten, ſtreckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere beſtimmten Befehl, den Ausgang der päpſtlichen Gemächer ſtrenger als vorher zu bewachen und dem Papſt den Durchgang im großen Saale zu verſagen. Unglücklicherweiſe traf juſt Ricou das Loos, dieſen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, alſo erzkatholiſch war und in dem gefangenen Papſte den Statthalter Chriſti verehrte. Der arme Ricou ſtand Schildwache vor den Gemächern des Papſtes, als Dieſer, wie gewöhnlich, um in der Schloſskapelle Meſſe zu leſen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daſs er die Konſigne erhalten, den heiligen

Vater nicht durchzulaſſen. Vergebens ſuchten einige Prieſter, die ſich im Gefolge des Papſtes befanden, ihm ins Gemüth zu reden und ihm zu bedeuten, welch einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammnis er auf ſich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Meſſe zu leſen. . . . Aber Ricou blieb unerſchütterlich, er berief ſich immer auf die Unmöglichkeit, ſeine Konſigne zu brechen, und als der Papſt dennoch weiter ſchreiten wollte, rief er entſchloſſen: „Au nom de l'Empereur!“ und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonette zurück. Nach einigen Tagen wurde der ſtrenge Befehl wieder aufgehoben, und der Papſt durfte, wie früherhin, um Meſſe zu leſen, den großen Saal durchwandern. Allen Anweſenden gab er dann wieder den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er ſeitdem immer mit ſtrengem Strafblicke anſah und dem er den Rücken kehrte, während er gegen die Übrigen die ſegnende Hand ausſtreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln,“ — ſetzte der alte Invalide hinzu, als er mir dieſe entſetzliche Geſchichte erzählte, — „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Konſigne, ich muſſte dem Kaiſer gehorchen; und auf ſeinen Befehl — Gott verzeih mir's! — hätte ich dem lieben Gott ſelber das Bajonett durch den Leib gerannt.“

Ich habe dem armen Schelm versichert, daſs der Kaiser für alle Sünden der großen Armee verantwortlich sei, was ihm aber wenig schaden könne, da kein Teufel in der Hölle sich unterstehen würde, den Napoleon anzutasten. Der Alte gab mir gern Beifall und erzählte, wie gewöhnlich, mit geschwätziger Begeisterung von der Herrlichkeit des Kaiserreichs, der imperialen Zeit, wo Alles so goldströmend und blühend, statt daſs heut zu Tage die ganze Welt so welk und abgefärbt aussieht.

War wirklich die Zeit des Kaiserreichs in Frankreich so schön und beglückend, wie diese Bonapartisten, klein und groß, vom Invaliden Ricou bis zur Herzogin von Abrantes, uns vorzuprahlen pflegen? Ich glaube nicht. Die Äcker lagen brach, und die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt. Überall Mutterthränen und häusliche Verödung. Aber es geht diesen Bonapartisten wie dem versoffenen Bettler, der die scharfsinnige Bemerkung gemacht hatte, daſs, so lange er nüchtern blieb, seine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, sein Weib in Lumpen gehüllt und sein Kind krank und hungrig war, daſs aber, sobald er einige Gläser Branntwein getrunken, dieses ganze Elend sich plötzlich änderte, seine Hütte sich in einen Pallast verwandelte, sein Weib wie eine geputzte Prinzessin aussah, und

ſein Kind wie die wohlgenährteſte Geſundheit ihn anlachte. Wenn man ihn nun ob ſeiner ſchlechten Wirthſchaft manchmal ausſchalt, ſo verſicherte er immer, man möge ihm nur genug Branntwein zu trinken geben, und ſein ganzer Haushalt würde bald ein glänzenderes Anſehen gewinnen. Statt Branntwein war es Ruhm, Ehrgier und Eroberungsluſt, was jene Bonapartiſten ſo ſehr berauſchte, daſs ſie die wirkliche Geſtalt der Dinge während der Kaiſerzeit nicht ſahen, und jetzt, bei jeder Gelegenheit, wo eine Klage über ſchlechte Zeiten laut wird, rufen ſie immer: „Das würde ſich gleich ändern, Frankreich würde blühen und glänzen, wenn man uns wieder wie ſonſt zu trinken gäbe: Ehrenkreuze, Epaulette, Contributions volontaires, ſpaniſche Gemälde, Herzogthümer, in vollen Zügen.“

Wie dem aber auch ſei, nicht bloß die alten Bonapartiſten, ſondern auch die große Maſſe des Volks wiegt ſich gern in dieſen Illuſionen, und die Tage des Kaiſerreichs ſind die Poeſie dieſer Leute, eine Poeſie, die noch dazu Oppoſition bildet gegen die Geiſtesnüchternheit des ſiegenden Bürgerſtandes. Der Heroismus der imperialen Herrſchaft iſt der einzige, wofür die Franzoſen noch empfänglich ſind, und Napoleon iſt der einzige Heros, an den ſie noch glauben.

Wenn Sie Dieſes erwägen, theurer Freund, ſo begreifen Sie auch ſeine Geltung für das franzöſiſche Theater und den Erfolg, womit die hieſigen Bühnendichter dieſe einzige, in der Sandwüſte des Indifferentismus einzige Quelle der Begeiſterung ſo oft ausbeuten. Wenn in den kleinen Vaudevillen der Boulevards-Theater eine Scene aus der Kaiſerzeit dargeſtellt wird, oder gar der Kaiſer in Perſon auftritt, dann mag das Stück auch noch ſo ſchlecht ſein, es fehlt doch nicht an Beifallsbezeugungen; denn die Seele der Zuſchauer ſpielt mit, und ſie applaudieren ihren eigenen Gefühlen und Erinnerungen. Da giebt es Kouplets, worin Stichworte ſind, die wie betäubende Kolbenſchläge auf das Gehirn eines Franzoſen, andere, die wie Zwiebeln auf ſeine Thränendrüſen wirken. Das jauchzt, Das weint, Das flammt bei den Worten: Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jena, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon . . . oder wenn gar der Mann ſelber, l'homme, zum Vorſchein kommt am Ende des Stücks, als Deus ex machina! Er hat immer das Wünſchelhütchen auf dem Kopfe und die Hände hinterm Rücken, und ſpricht ſo lakoniſch als möglich. Er ſingt nie. Ich habe nie ein Vaudeville geſehen, worin Napoleon geſungen. Alle Andere ſingen. Ich

habe ſogar den alten Fritz, Frédéric le Grand, in Vaudevillen ſingen hören, und zwar ſang er ſo ſchlechte Verſe, daſs man ſchier glauben konnte, er habe ſie ſelbſt gedichtet.

In der That, die Verſe dieſer Vaudeville ſind ſpottſchlecht, aber nicht die Muſik, namentlich in den Stücken, wo alte Stelzfüße die Feldherrngröße und das kummervolle Ende des Kaiſers beſingen. Die graciöſe Leichtfertigkeit des Vaudevilles geht dann über in einen elegiſch-ſentimentalen Ton, der ſelbſt einen Deutſchen rühren könnte. Den ſchlechten Texten ſolcher Complaintes ſind nämlich alsdann jene bekannten Melodien untergelegt, womit das Volk ſeine Napoleonslieder abſingt. Dieſe letzteren ertönen hier an allen Orten, man ſollte glauben, ſie ſchwebten in der Luft oder die Vögel ſängen ſie in den Baumzweigen. Mir liegen beſtändig dieſe elegiſch-ſentimentalen Melodien im Sinn, wie ich ſie von jungen Mädchen, kleinen Kindern, verkrüppelten Soldaten, mit allerlei Begleitungen und allerlei Variationen ſingen hörte. Am rührendſten ſang ſie der blinde Invalide auf der Citadelle von Dieppe. Meine Wohnung lag dicht am Fuße jener Citadelle, wo ſie ins Meer hinausragt, und dort auf dem dunklen Gemäuer ſaß er ganze Nächte, der Alte, und ſang die Thaten des Kaiſers Napo-

leon. Das Meer ſchien ſeinen Geſängen zu lauſchen, das Wort Gloire zog immer ſo feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Bewunderung aufrauſchten und dann wieder ſtill weiter zogen ihren nächtlichen Weg . . . Wenn ſie nach Sankt Helena kamen, grüßten ſie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragiſchen Felſen oder brandeten dort mit ſchmerzlichem Unmuth. Wie manche Nacht ſtand ich am Fenſter und horchte ihm zu, dem alten Invaliden von Dieppe. Ich kann ſeiner nicht vergeſſen. Ich ſehe ihn noch immer ſitzen auf dem alten Gemäuer, während aus den dunklen Wolken der Mond hervortrat und ihn wehmüthig beleuchtete, den Oſſian des Kaiſerreichs.

Von welcher Bedeutung Napoleon einſt für die franzöſiſche Bühne ſein wird, läſſt ſich gar nicht ermeſſen. Bis jetzt ſah man den Kaiſer nur in Vaudevillen oder großen Spektakel- und Dekorationsſtücken. Aber es iſt die Göttin der Tragödie, welche dieſe hohe Geſtalt als rechtmäßiges Eigenthum in Anſpruch nimmt. Iſt es doch, als habe jene Fortuna, die ſein Leben ſo ſonderbar lenkte, ihn zu einem ganz beſonderen Geſchenk für ihre Kouſine Melpomene beſtimmt. Die Tragödiendichter aller Zeiten werden die Schickſale dieſes Mannes in Verſen und Proſa verherrlichen. Die franzöſiſchen

Dichter sind jedoch ganz besonders an diesen Helden gewiesen, da das französische Volk mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen hat, für die Helden der feudalistischen und kourtisanesken Zeit der Valois und Bourbonen keine wohlwollende Sympathie, wo nicht gar eine häßliche Antipathie empfindet, und Napoleon, der Sohn der Revolution, die einzige große Herrschergestalt, der einzige königliche Held ist, woran das neue Frankreich sein volles Herz weiden kann.

Hier habe ich beiläufig [von einer anderen Seite] angedeutet, daß der politische Zustand der Franzosen dem Gedeihen ihrer Tragödie nicht günstig sein kann. Wenn sie geschichtliche Stoffe aus dem Mittelalter oder aus der Zeit der letzten Bourbonen behandeln, so können sie sich des Einflusses eines gewissen Parteigeistes nimmermehr erwehren, und der Dichter bildet dann schon von vorn herein, ohne es zu wissen, eine modern-liberale Opposition gegen den alten König oder Ritter, den er feiern wollte. Dadurch entstehen Mißlaute, die einem Deutschen, der mit der Vergangenheit noch nicht thatsächlich gebrochen hat, und gar einem deutschen Dichter, der in der Unparteilichkeit Goethe'scher Künstlerweise auferzogen worden, aufs unangenehmste ins Gemüth stechen. Die letzten Töne der Marseillaise müssen verhallen, ehe Autor und

Publikum in Frankreich ſich an den Helden ihrer früheren Geſchichte wieder gehörig erbauen können. Und wäre auch die Seele des Autors ſchon gereinigt von allen Schlacken des Haſſes, ſo fände doch ſein Wort kein unparteiiſches Ohr im Parterre, wo die Männer ſitzen, die nicht vergeſſen können, in welche blutigen Konflikte ſie mit der Sippſchaft jener Helden gerathen, die auf der Bühne tragieren. Man kann den Anblick der Väter nicht ſehr goutieren, wenn man den Söhnen auf der Place de grève das Haupt abgeſchlagen hat. So Etwas trübt den reinen Theatergenuſs. Nicht ſelten verkennt man die Unparteilichkeit des Dichters ſo weit, daſs man ihn antirevolutionärer Geſinnungen beſchuldigt. — „Was ſoll dieſes Ritterthum, dieſer phantaſtiſche Plunder?“ ruft dann der entrüſtete Republikaner, und er ſchreit Anathema über den Dichter, der die Helden alter Zeit zur Verführung des Volkes, zur Erweckung ariſtokratiſcher Sympathien mit ſeinen Verſen verherrlicht.

Hier, wie in vielen anderen Dingen, zeigt ſich eine wahlverwandtſchaftliche Ähnlichkeit zwiſchen den franzöſiſchen Republikanern und den engliſchen Puritanern. Es knurrt faſt derſelbe Ton in ihrer Theaterpolemik, nur daſs Dieſen der religiöſe, Jenen der politiſche Fanatismus die abſurdeſten Ar-

gumente leiht. Unter den Aktenſtücken aus der Cromwell'ſchen Periode giebt es eine Streitſchrift des berühmten Puritaners Prynne, betitelt: „Histrio-mastix," (gedruckt 1633), woraus ich Ihnen folgende Diatribe gegen das Theater zur Ergötzung mittheile:

„There is scarce one devil in hell, hardly a notorious sin or sinner upon earth, either of modern or ancient times, but hath some part or other in our stage-plays.

„O, that our players, our play-hunters would now seriously consider, that the persons, whose parts, whose sins they act and see, are even then yelling in the eternal flames of hell for these particular sins of theyrs, even then, whilest they are playing of these sins, these parts of theyrs on the stage! Oh, that they would now remember the sighs, the groans, the tears, the anguish, weeping and gnashing of teeth, the crys and shrieks that these wickednesses cause in hell, whilest they are acting, applauding, committing and laughing at them in the playhouse!"

Sechster Brief.

Mein theurer, innig geliebter Freund! Mir ist, als trüge ich diesen Morgen einen Kranz von Mohnblumen auf dem Haupte, der all mein Sinnen und Denken einschläfert. Unwirsch rüttle ich manchmal den Kopf, und dann erwachen wohl darin hie und da einige Gedanken, aber gleich nicken sie wieder ein und schnarchen um die Wette. Die Witze, die Flöhe des Gehirns, die zwischen den schlummernden Gedanken umherspringen, zeigen sich ebenfalls nicht besonders munter, und sind vielmehr sentimental und träge. Ist es die Frühlingsluft, die dergleichen Kopfbetäubungen verursacht, oder die veränderte Lebensart? Hier geh' ich Abends schon um neun Uhr zu Bette, ohne müde zu sein, genieße dann keinen gesunden Schlaf, der alle Glieder bindet, sondern wälze mich die ganze Nacht in

einem traumſüchtigen Halbſchlummer. In Paris hingegen, wo ich mich erſt einige Stunden nach Mitternacht zur Ruhe begeben konnte, war mein Schlaf wie von Eiſen. Kam ich doch erſt um acht Uhr von Tiſche, und dann rollten wir ins Theater. Der Dr. Detmold aus Hannover, der den verfloſſenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn die Stücke auch noch ſo einſchläfernd. Wie haben viel zuſammen gelacht und kritiſiert und mediſiert. Seien Sie ruhig, Liebſter, Ihrer wurde nur mit der ſchönſten Anerkenntnis gedacht. Wir zollten Ihnen das freudigſte Lob.

Sie wundern ſich, daſs ich ſo oft ins Theater gegangen; Sie wiſſen, der Beſuch des Schauſpielhauſes gehört nicht eben zu meinen Gewohnheiten. Aus Kaprice enthielt ich mich dieſen Winter des Salonlebens, und damit die Freunde, bei denen ich ſelten erſchien, mich nicht im Theater ſähen, wählte ich gewöhnlich eine Avantſcene, in deren Ecke man ſich am beſten den Augen des Publikums verbergen kann. Dieſe Avantſcenen ſind auch außerdem meine Lieblingsplätze. Man ſieht hier nicht bloß, was auf dem Theater geſpielt wird, ſondern auch was hinter den Kouliſſen vorgeht, hinter jenen Kouliſſen, wo die Kunſt aufhört und die liebe Natur wieder

anfängt. Wenn auf der Bühne irgend eine pathetische Tragödie zu schauen ist, und zu gleicher Zeit von dem liederlichen Komödiantentreiben hinter den Koulissen hie und da ein Stück zum Vorschein kömmt, so mahnt Dergleichen an antike Wandbilder oder an die Fresken der Münchener Glyptothek und mancher italiänischer Palazzos, wo in den Ausschnitt-Ecken der großen historischen Gemälde lauter possierliche Arabesken, lachende Götterspäße, Bachanalien und Satyridyllen angebracht sind.

Das Theatre Français besuchte ich sehr wenig; dieses Haus hat für mich etwas Ödes, Unerfreuliches. Hier spuken noch die Gespenster der alten Tragödie, mit Dolch und Giftbecher in den bleichen Händen; hier stäubt noch der Puder der klassischen Perücken. Daſs man auf diesem klassischen Boden manchmal der modernen Romantik ihre tollen Spiele erlaubt, oder daſs man den Anforderungen des älteren und des jüngeren Publikums durch eine Mischung des Klassischen und Romantischen entgegen kommt, daſs man gleichsam ein tragisches Justemilieu gebildet hat, Das ist am unerträglichsten. Diese französischen Tragödiendichter sind emancipierte Sklaven, die immer noch ein Stück der alten klassischen Kette mit sich herumschleppen; ein feines Ohr hört bei jedem ihrer Tritte noch immer ein Geklirre, wie

zur Zeit der Herrſchaft Agamemnon's und Talma's.

Ich bin weit davon entfernt, die ältere franzöſiſche Tragödie unbedingt zu verwerfen. Ich ehre Corneille und liebe Racine. Sie haben Meiſterwerke geliefert, die auf ewigen Poſtamenten ſtehen bleiben im Tempel der Kunſt. Aber für das Theater iſt ihre Zeit vorüber, ſie haben ihre Sendung erfüllt vor einem Publikum von Edelleuten, die ſich gern für Erben des älteren Heroismus hielten, oder wenigſtens dieſen Heroismus nicht kleinbürgerlich verwarfen. Auch noch unter dem Empire konnten die Helden von Corneille und Racine auf die größte Sympathie rechnen, damals, wo ſie vor der Loge des großen Kaiſers und vor einem Parterre von Königen ſpielten. Dieſe Zeiten ſind vorbei, die alte Ariſtokratie iſt todt, und Napoleon iſt todt, und der Thron iſt Nichts als ein gewöhnlicher Holzſtuhl, überzogen mit rothem Sammet, und heute herrſcht die Bourgeoiſie, die Helden des Paul de Kock und des Eugène Scribe*).

Ein Zwitterſtil und eine Geſchmacksanarchie, wie ſie jetzt im Theatre Français vorwalten, iſt greulich. Die meiſten Novatoren neigen ſich gar zu einem Naturalismus, der für die höhere Tragödie

*) Die Worte: „und des Eugène Scribe" fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

eben so verwerflich ist, wie die hohle Nachahmung des klassischen Pathos. Sie kennen zur Genüge, lieber Lewald, das Natürlichkeitssystem, den Iffländianismus, der einst in Deutschland grassierte, und von Weimar aus, besonders durch den Einfluss von Schiller und Goethe, besiegt wurde. Ein solches Natürlichkeitssystem will sich auch hier ausbreiten, und seine Anhänger eifern gegen metrische Form und gemessenen Vortrag. Wenn erstere nur in dem Alexandriner und letzterer nur in dem Zittergegröhle der älteren Periode bestehen soll, so hätten diese Leute Recht, und die schlichte Prosa und der nüchternste Gesellschaftston wären ersprießlicher für die Bühne. Aber die wahre Tragödie muss alsdann untergehen. Diese fordert Rhythmus der Sprache und eine von dem Gesellschaftston verschiedene Deklamation. Ich möchte Dergleichen fast für alle dramatische Erzeugnisse in Anspruch nehmen. Wenigstens sei die Bühne niemals eine banale Wiederholung des Lebens, und sie zeige dasselbe in einer gewissen vornehmen Veredlung, die sich, wenn auch nicht in Wortmaß und Vortrag, doch in dem Grundton, in der inneren Feierlichkeit eines Stückes, ausspricht. Denn das Theater ist eine andere Welt, die von der unsrigen geschieden ist, wie die Scene vom Parterre. Zwischen dem Theater und der Wirk-

lichkeit liegt das Orchester, die Musik, und zieht sich der Feuerstreif der Rampe. Die Wirklichkeit, nachdem sie das Tonreich durchwandert und auch die bedeutungsvollen Rampenlichter überschritten, steht auf dem Theater als Poesie verklärt uns gegenüber. Wie ein verhallendes Echo klingt noch in ihr der holde Wohllaut der Musik, und sie ist märchenhaft angestrahlt von den geheimnisvollen Lampen. Das ist ein Zauberklang und Zauberglanz, der einem prosaischen Publikum sehr leicht als unnatürlich vorkommt, und der doch noch weit natürlicher ist, als die gewöhnliche Natur; es ist nämlich durch die Kunst erhöhete, bis zur blühendsten Göttlichkeit gesteigerte Natur.

Die besten Tragödiendichter der Franzosen sind noch immer Alexandre Dumas und Victor Hugo. Diesen nenne ich zuletzt, weil seine Wirksamkeit für das Theater nicht so groß und erfolgreich ist*), obgleich er alle seine Zeitgenossen diesseits des Rheines an poetischer Bedeutung überragt. Ich will ihm keineswegs das Talent für das Dramatische absprechen, wie von Vielen geschieht, die aus perfider

*) Der Schluß dieses und der Anfang des folgenden Absatzes bis zu den Worten: „Die Karlisten betrachten ihn ꝛc." fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Absicht beständig seine lyrische Größe preisen. Er ist ein Dichter und kommandiert die Poesie in jeder Form. Seine Dramen sind eben so lobenswerth wie seine Oden. Aber auf dem Theater wirkt mehr das Rhetorische als das Poetische, und die Vorwürfe, die bei dem Fiasko eines Stückes dem Dichter gemacht werden, träfen mit größerem Rechte die Masse des Publikums, welches für naive Naturlaute, tiefsinnige Gestaltungen und psychologische Feinheiten minder empfänglich ist, als für pompöse Phrase, plumpes Gewieher der Leidenschaft und Koulissenreißerei. Letzteres heißt im französischen Schauspielerargot: brûler les planches.

Victor Hugo ist überhaupt hier in Frankreich noch nicht nach seinem vollen Werthe gefeiert. Deutsche Kritik und deutsche Unparteilichkeit weiß seine Verdienste mit besserem Maße zu messen und mit freierem Lobe zu würdigen. Hier steht seiner Anerkenntnis nicht bloß eine klägliche Kritikasterei, sondern auch die politische Parteisucht im Wege. Die Karlisten betrachten ihn als einen Abtrünnigen, der seine Leier, als sie noch von den letzten Accorden des Salbungslieds Karl's X. vibrierte, zu einem Hymnus auf die Juliusrevolution umzustimmen gewusst. Die Republikaner misstrauen seinem Eifer für die Volkssache, und wittern in jeder Phrase die

versteckte Vorliebe für Adelthum und Katholicismus. Sogar die unsichtbare Kirche der Saint-Simonisten, die überall und nirgends, wie die christliche Kirche vor Constantin, auch Diese verwirft ihn; denn Diese betrachtet die Kunst als ein Priesterthum und verlangt, daſs jedes Werk des Dichters, des Malers, des Bildhauers, des Musikers, Zeugnis gebe von seiner höheren Weihe, daſs es seine heilige Sendung beurkunde, daſs es die Beglückung und Verschönerung des Menschengeschlechts bezwecke. Die Meisterwerke Victor Hugo's vertragen keinen solchen moralischen Maßstab, ja sie sündigen gegen alle jene großmüthigen, aber irrigen Anforderungen der neuen Kirche. Ich nenne sie irrig, denn, wie Sie wissen, ich bin für die Autonomie der Kunst; weder der Religion, noch der Politik soll sie als Magd dienen, sie ist sich selber letzter Zweck, wie die Welt selbst. Hier begegnen wir denselben einseitigen Vorwürfen, die schon Goethe von unseren Frommen zu ertragen hatte, und, wie Dieser, muſs auch Victor Hugo die unpassende Anklage hören, daſs er keine Begeisterung empfände für das Ideale, daſs er ohne moralischen Halt, daſs er ein kaltherziger Egoist sei u. s. w.*).

*) Der Schluſs dieses und der erste Satz des folgenden Absatzes fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Dazu kommt eine falsche Kritik, welche das Beste, was wir an ihm loben müssen, sein Talent der sinnlichen Gestaltung, für einen Fehler erklärt, und sie sagen, es mangle seinen Schöpfungen die innerliche Poesie, la poësie intime, Umriss und Farbe seien ihm die Hauptsache, er gebe äußerlich fassbare Poesie, er sei materiell, kurz sie tadeln an ihm eben die löblichste Eigenschaft, seinen Sinn für das Plastische.

Und dergleichen Unrecht geschieht ihm nicht von den alten Klassikern, die ihn nur mit aristotelischen Waffen befehdeten und längst besiegt sind, sondern von seinen ehemaligen Kampfgenossen, einer Fraktion der romantischen Schule, die sich mit ihrem literarischen Gonfaloniere ganz überworfen hat. Fast alle seine früheren Freunde sind von ihm abgefallen, und, um die Wahrheit zu gestehen, abgefallen durch seine eigne Schuld, verletzt durch jenen Egoismus, der bei der Schöpfung von Meisterwerken sehr vortheilhaft, im gesellschaftlichen Umgange aber sehr nachtheilig wirkt. Sogar Saint-Beuve hat es nicht mehr mit ihm aushalten können; sogar Saint-Beuve tadelt ihn jetzt, er, welcher einst der getreueste Schildknappe seines Ruhmes war. Wie in Afrika, wenn der König von Darfur öffentlich ausreitet, ein Panegyrist vor ihm herläuft, welcher mit lautester Stimme

beſtändig ſchreit: „Seht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere, alle Andre ſind Ochſen, und nur Dieſer iſt der rechte Büffel!“ ſo lief einſt Saint-Beuve jedesmal vor Victor Hugo einher, wenn Dieſer mit einem neuen Werke vors Publikum trat, und ſtieß in die Poſaune und lobhudelte den Büffel der Poeſie. Dieſe Zeit iſt vorbei, Saint-Beuve feiert jetzt die gewöhnlichen Kälber und ausgezeichneten Kühe der franzöſiſchen Literatur*), die befreundeten Stimmen ſchweigen oder tadeln, und der größte Dichter Frankreichs kann in ſeiner Heimat nimmermehr die gebührende Anerkennung finden.

Ja, Victor Hugo iſt der größte Dichter Frankreichs, und, was Viel ſagen will, er könnte ſogar in Deutſchland unter den Dichtern erſter Klaſſe eine Stellung einnehmen. Er hat Phantaſie und Gemüth, und dazu einen Mangel an Takt, wie nie bei Franzoſen, ſondern nur bei uns Deutſchen gefunden wird. Es fehlt ſeinem Geiſte an Harmonie, und er iſt voller geſchmackloſer Auswüchſe, wie Grabbe und Jean Paul. Es fehlt ihm das ſchöne Maßhalten, welches wir bei den klaſſiſchen Schrift-

*) Der Schluſs dieſes Satzes und der nächſte Satz fehlen in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ſtellern bewundern. Seine Muſe, trotz ihrer Herrlichkeit, iſt mit einer gewiſſen deutſchen Unbeholfenheit behaftet. Ich möchte Daſſelbe von ſeiner Muſe behaupten, was man von den ſchönen Engländerinnen ſagt: ſie hat zwei linke Hände.

Alexandre Dumas iſt kein ſo großer Dichter wie Victor Hugo, aber er beſitzt Eigenſchaften, womit er auf dem Theater weit mehr, als Dieſer, ausrichten kann. Ihm ſteht zu Gebote jener unmittelbare Ausdruck der Leidenſchaft, welchen die Franzoſen Verve nennen, und dann iſt er mehr Franzoſe als Hugo: er ſympathiſiert mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöthen und Unruhigkeiten ſeiner Landsleute, er iſt enthuſiaſtiſch, aufbrauſend, komödiantenhaft, edelmüthig, leichtſinnig, großſprecheriſch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gascogne von Europa. Er redet zu dem Herzen mit dem Herzen, und wird verſtanden und applaudiert. Sein Kopf iſt ein Gaſthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die ſich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; ſehr oft ſteht er leer. Keiner hat wie Dumas ein Talent für das Dramatiſche. Das Theater iſt ſein wahrer Beruf. Er iſt ein geborener Bühnendichter, und von Rechtswegen gehören ihm alle dramatiſchen Stoffe, er finde ſie in der Natur oder in Schiller, Shakſpeare

und Calderon. Er entlockt ihnen neue Effekte, er ſchmilzt die alten Münzen um, damit ſie wieder eine freudige Tagesgeltung gewinnen, und wir ſollten ihm ſogar danken für ſeine Diebſtähle an der Vergangenheit, denn er bereichert damit die Gegenwart. Eine ungerechte Kritik, ein unter betrübſamen Umſtänden ans Licht getretener Aufſatz im Journal des Débats, hat unſerem armen Dichter bei der großen unwiſſenden Menge ſehr ſtark geſchadet, indem vielen Scenen ſeiner Stücke die frappanteſten Parallelſtellen in ausländiſchen Tragödien nachgewieſen wurden. Aber Nichts iſt thörichter als dieſer Vorwurf des Plagiats, es giebt in der Kunſt kein ſechſtes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu ſeinen Werken findet, und ſelbſt ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälern darf er ſich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich iſt, den er damit ſtützt. Dieſes hat Goethe ſehr gut verſtanden, und vor ihm ſogar Shakſpeare. Nichts iſt thörichter als das Begehrnis, ein Dichter ſolle alle ſeine Stoffe aus ſich ſelber herausſchaffen, Das ſei Originalität. Ich erinnere mich einer Fabel, wo die Spinne mit der Biene ſpricht und ihr vorwirft*),

*) „Ich erinnere mich, unter meinen verlorenen Papieren befand ſich eine Fabel, wo ich die Spinne mit der

daſs ſie aus tauſend Blumen das Material ſammle, wovon ſie ihren Wachsbau und den Honig darin bereite; „ich aber,“ ſetzt ſie triumphierend hinzu, „ich ziehe mein ganzes Kunſtgewebe in Originalfäden aus mir ſelber hervor.“

Wie ich eben erwähnte, der Aufſatz gegen Dumas im Journal des Débats trat unter betrübſamen Umſtänden ans Licht; er war nämlich abgefaſſt von einem jener jungen Seïden, die blindlings den Befehlen Victor Hugo's gehorchen, und er ward gedruckt in einem Blatte, deſſen Direktoren mit Demſelben aufs innigſte befreundet ſind. Hugo war großartig genug, die Mitwiſſenſchaft an dem Erſcheinen dieſes Artikels nicht abzuleugnen, und er glaubte, ſeinem alten Freunde Dumas, wie es in literariſchen Freundſchaften üblich iſt, zu rechter Zeit den zweckmäßigen Todesſtoß verſetzt zu haben. *) In der That, über Dumas' Renommée hing ſeitdem ein ſchwarzer Trauerflor, und Viele behaupteten, wenn man dieſen Flor wegzöge, werde man gar

---

Biene ſprechen laſſe; die Spinne wirft ihr nämlich vor, ꝛc.“ leſen wir im älteſten Abdruck der vorſtehenden Briefe.

Der Herausgeber.

*) Der vorhergehende Theil dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Nichts mehr dahinter erblicken. Aber seit der Aufführung eines Dramas wie „Edmund Kean“ ist Dumas' Renommée aus ihrer dunklen Verhüllung wieder leuchtend hervorgetreten, und er beurkundete damit aufs Neue sein großes dramatisches Talent.

Dieses Stück, welches sich gewiss auch die deutsche Bühne zugeeignet hat, ist mit einer Lebendigkeit aufgefasst und ausgeführt, wie ich noch nie gesehen, da ist ein Guss, eine Neuheit in den Mitteln, die sich wie von selbst darbieten, eine Fabel, deren Verwicklungen ganz natürlich aus einander entspringen, ein Gefühl, das aus dem Herzen kommt und zu dem Herzen spricht, kurz eine Schöpfung. Mag Dumas auch in Äußerlichkeiten des Kostümes und des Lokales sich kleine Fehler zu Schulden kommen lassen: in dem ganzen Gemälde herrscht nichtsdestoweniger eine erschütternde Wahrheit; er versetzte mich im Geiste wieder ganz zurück nach Alt-England, und den seligen Kean selber, den ich dort so oft sah, glaubte ich wieder leibhaftig vor mir zu sehen. Zu solcher Täuschung hat freilich auch der Schauspieler beigetragen, der die Rolle des Kean spielte, obgleich sein Äußeres, die imposante Gestalt von Frederic Lemaitre, so sehr verschieden war von der kleinen untersetzten Figur des seligen Kean. Dieser hatte aber dennoch Etwas in seiner Persön-

lichkeit ſowie auch in ſeinem Spiel, was ich bei Frederic Lemaitre wiederfinde. Es herrſcht zwiſchen ihnen eine wunderbare Verwandtſchaft. Kean war eine jener exceptionellen Naturen, die weniger die allgemeinen ſchlichten Gefühle, als vielmehr das Ungewöhnliche, Bizarre, Außerordentliche, das ſich in einer Menſchenbruſt begeben kann, durch überraſchende Bewegung des Körpers, unbegreiflichen Ton der Stimme und noch unbegreiflicheren Blick des Auges, zur äußeren Anſchauung bringen. Daſſelbe iſt bei Frederic Lemaitre der Fall, und Dieſer iſt ebenfalls einer jener fürchterlichen Farceure, bei deren Anblick Thalia vor Entſetzen erbleicht und Melpomene vor Wonne lächelt. Kean war einer jener Menſchen, deren Charakter allen Reibungen der Civiliſation trotzt, die, ich will nicht ſagen aus beſſerem, ſondern aus ganz anderem Stoffe als wir Andern beſtehen, eckige Sonderlinge mit einſeitiger Begabung, aber in dieſer Einſeitigkeit außerordentlich alles Vorhandene überragend, erfüllt von jener unbegrenzten, unergründlichen, unbewuſſten, teufliſch göttlichen Macht, welche wir das Dämoniſche nennen. Mehr oder minder findet ſich dieſes Dämoniſche bei allen großen Männern der That oder des Wortes. Kean war gar kein vielſeitiger Schauſpieler; er konnte zwar in vielerlei Rollen ſpielen, doch in

dieſen Rollen ſpielte er immer ſich ſelber. Aber dadurch gab er uns immer eine erſchütternde Wahrheit, und obgleich zehn Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, ſehe ich ihn doch noch immer vor mir ſtehen als Shylock, als Othello, Richard, Macbeth, und bei manchen dunklen Stellen dieſer Shakſpeare'ſchen Stücke erſchloſs mir ſein Spiel das volle Verſtändnis. Da gab's Modulationen in ſeiner Stimme, die ein ganzes Schreckenleben offenbarten, da gab es Lichter in ſeinem Auge, die einwärts alle Finſterniſſe einer Titanenſeele beleuchteten, da gab es Plötzlichkeiten in der Bewegung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die mehr ſagten als ein vierbändiger Kommentar von Franz Horn.

Siebenter Brief.

[Wie Sie wissen, lieber Lewald, ist es nicht meine Gewohnheit, das Spiel der Komödianten, oder wie man vornehm sagt: die Leistungen der Künstler, mit behaglicher Wortfülle zu besprechen. Aber Edmund Kean, dessen ich im vorigen Briefe erwähnte und auf den ich noch einmal zurückkomme, war kein gewöhnlicher Bretterheld, und ich gestehe Ihnen, in meinem englischen Tagebuch verschmähte ich es nicht, neben einer Kritik der weltwichtigsten Parlamentsredner des Tages, auch über das jedesmalige Spiel von Kean meine flüchtigen Wahrnehmungen aufzuzeichnen. Leider ist, mit so vielen meiner besten Papiere, auch dieses Buch verloren gegangen. Doch will es mich bedünken, als hätte ich Ihnen einmal in Wandsbeck Etwas über die Darstellung des Shylock von Kean daraus vorgelesen.

Der Jude von Venedig war die erste Heldenrolle, die ich ihn spielen sah. Ich sage Heldenrolle, denn er spielte ihn nicht als einen gebrochenen alten Mann, als eine Art Schewa des Hasses, wie unser Devrient that, sondern als einen Helden. So steht er noch immer in meinem Gedächtnisse, angethan mit seinem schwarzseidenen Rockelor, der ohne Ärmel ist und nur bis ans Knie reicht, so daſs das blutrothe Untergewand, welches bis zu den Füßen hinabfällt, desto greller hervortritt. Ein schwarzer breiträndiger, aber zu beiden Seiten aufgekrämpter Filzhut, der hohe Kegel mit einem blutrothen Bande umwunden, bedeckt das Haupt, dessen Haare, so wie auch die des Bartes, lang und pechschwarz herabhängen und gleichsam einen wüsten Rahmen bilden zu dem gesund rothen Gesichte, worin zwei weiße, lechzende Augäpfel schauerlich beängstigend hervorlauern. In der rechten Hand hält er einen Stock, weniger als Stütze, denn als Waffe. Nur den Ellbogen seines linken Arms stützt er darauf, und in der linken Hand ruht verrätherisch nachdenklich das schwarze Haupt mit den noch schwärzeren Gedanken, während er dem Bassanio erklärt, was unter dem bis auf heutigen Tag gültigen Ausdruck: „ein guter Mann“ zu verstehen ist. Wenn er die Parabel vom Erzvater Jakob und Laban's Schafen erzählt, fühlt

er ſich wie verſponnen in ſeinen eigenen Worten, und bricht plötzlich ab: „Ay, he was the third;“ während einer langen Pauſe ſcheint er dann nachzudenken über Das, was er ſagen will, man ſieht, wie ſich die Geſchichte in ſeinem Kopfe allmählich rundet, und wenn er dann plötzlich, als habe er den Leitfaden ſeiner Erzählung wieder aufgefunden, fortfährt: „No, not take interest . . .,“ ſo glaubt man nicht eine auswendig gelernte Rolle, ſondern eine mühſam ſelbſterdachte Rede zu hören. Am Ende der Erzählung lächelt er auch wie eine Autor, der mit ſeiner Erfindung ſelbſt zufrieden iſt. Langſam beginnt er: „Signor Antonio, many a time and oft,“ bis er zu dem Wort „dog“ kommt, welches ſchon heftiger hervorgeſtoßen wird. Der Ärger ſchwillt bei „and spit upon my Jewish gabardine . . .“ bis „own.“ Dann tritt er näher heran, aufrecht und ſtolz, und mit höhniſcher Bitterkeit ſpricht er: „Well then, . . .“ bis „ducats —“ Aber plötzlich beugt ſich ſein Nacken, er zieht den Hut ab, und mit unterwürfigen Gebärden ſpricht er: „Or shall I bend low . . .“ bis „monies?“ Ja, auch ſeine Stimme iſt alsdann unterwürfig, nur leiſe hört man darin den verbiſſenen Groll, um die freundlichen Lippen ringeln kleine muntere Schlangen, nur die Augen können ſich nicht verſtellen, ſie ſchießen

unaufhörlich ihre Giftpfeile, und dieſer Zwieſpalt von äußerer Demuth und innerem Grimm endigt beim letzten Wort (monies) mit einem ſchaurig-gezogenen Lachen, welches plötzlich ſchroff abbricht, während das zur Unterwürfigkeit krampfhaft verzerrte Geſicht einige Zeit larvenartig unbeweglich bleibt, und nur das Auge, das böſe Auge, drohend und tödlich daraus hervorglotzt.

Aber Das iſt Alles vergebens. Die beſte Beſchreibung kann Ihnen Edmund Kean's Weſen nicht deutlich machen. Seine Deklamation, die Abgebrochenheiten ſeines Vortrags, haben ihm Viele mit Glück abgelauſcht; denn der Papagei kann die Stimme des Adlers, des Königs der Lüfte, ganz täuſchend nachahmen. Aber den Adlerblick, das kühne Feuer, das in die verwandte Sonne hineinſchauen kann, Kean's Auge, dieſen magiſchen Blitz, dieſe Zauberflamme, Das hat kein gewöhnlicher Theatervogel ſich aneignen können. Nur im Auge Frederic Lemaitre's, und zwar während er den Kean ſpielte, entdeckte ich Etwas, was mit dem Blick des wirklichen Kean die größte Ähnlichkeit hatte.]

Es wäre ungerecht, wenn ich, nach ſo rühmlicher Erwähnung Frederic Lemaitre's, den andern großen Schauſpieler, deſſen ſich Paris zu erfreuen hat, mit Stillſchweigen überginge. Bocage genießt

hier eines eben so glänzenden Ruhmes, und seine Persönlichkeit ist, wo nicht eben so merkwürdig, doch gewiss eben so interessant, wie die seines Kollegen. Bocage ist ein schöner, vornehmer Mensch, der sich in den edelsten Formen bewegt. Er besitzt eine metallreiche, zu allen Tonarten biegsame Stimme, die eben so gut des furchtbarsten Donners von Zorn und Grimm, als der hinschmelzendsten Zärtlichkeit des Liebeflüsterns fähig ist. In den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft bewahrt er eine Grazie, bewahrt er die Würde der Kunst und verschmäht es in rohe Natur überzuschnappen, wie Frederic Lemaitre, der zu diesem Preise größere Effekte erreicht, aber Effekte, die uns nicht durch poetische Schönheit entzücken. Dieser ist eine exceptionelle Natur, der von seiner dämonischen Gewalt mehr besessen wird, als er sie selber besitzt, und den ich mit Kean vergleichen konnte; Jener, Bocage, ist nicht von andern Menschen organisch verschieden, sondern unterscheidet sich von ihnen durch eine ausgebildetere Organisation, er ist nicht ein Zwittergeschöpf von Ariel und Kaliban, sondern er ist ein harmonischer Mensch, eine schöne, schlanke Gestalt, wie Phöbus Apollo. Sein Auge ist nicht so bedeutend, aber mit der Kopfbewegung kann er ungeheure Effekte hervorbringen, besonders wenn er manchmal weltverhöh-

nend vornehm das Haupt zurückwirft. Er hat kalte ironiſche Seufzer, die Einem wie eine ſtählerne Säge durch die Seele ziehen. Er hat Thränen in der Stimme und tiefe Schmerzenslaute, daſs man glauben ſollte, er verblute nach innen. Wenn er ſich plötzlich mit beiden Händen die Augen bedeckt, ſo wird Einem zu Muthe, als ſpräche der Tod: „Es werde Finſternis!“ Wenn er aber dann wieder lächelt, mit all ſeinem ſüßen Zauber lächelt, dann iſt es, als ob in ſeinen Mundwinkeln die Sonne aufgehe.

Da ich doch einmal in die Beurtheilung des Spiels gerathe, ſo erlaube ich mir, Ihnen über die Verſchiedenheit der Deklamation in den drei Königreichen der civiliſierten Welt, in England, Frankreich und Deutſchland, einige unmaßgebliche Bemerkungen mitzutheilen.

Als ich in England der Vorſtellung engliſcher Tragödien zuerſt beiwohnte, iſt mir beſonders eine Geſtikulation aufgefallen, die mit der Geſtikulation der Pantomimenſpiele die größte Ähnlichkeit zeigte. Dieſes erſchien mir aber nicht als Unnatur, ſondern vielmehr als Übertreibung der Natur, und es dauerte lange, ehe ich mich daran gewöhnen und trotz des karikierten Vortrags die Schönheit einer Shakſpeare'ſchen Tragödie auf engliſchem Boden genießen

konnte. Auch das Schreien, das zerreißende Schreien, womit dort sowohl Männer wie Weiber ihre Rollen tragieren, konnte ich im Anfang nicht vertragen. Ist in England, wo die Schauspielhäuser so groß sind, dieses Schreien nothwendig, damit die Worte nicht im weiten Raume verhallen? Ist die oberwähnte karikierte Gestikulation ebenfalls eine lokale Nothwendigkeit, indem der größte Theil der Zuschauer in so großer Entfernung von der Bühne sich befindet? Ich weiß nicht. Es herrscht vielleicht auf dem englischen Theater ein Gewohnheitsrecht der Darstellung, und diesem ist die Übertreibung beizumessen, die mir besonders auffiel bei Schauspielerinnen, bei zarten Organen, die, auf Stelzen schreitend, nicht selten in die widerwärtigsten Mißlaute herabstürzen, bei jungfräulichen Leidenschaften, die sich wie Trampelthiere gebärden. Der Umstand, daſs früherhin die Frauenzimmerrollen auf der englischen Bühne von Männern gespielt wurden, wirkt vielleicht noch auf die Deklamation der heutigen Schauspielerinnen, die ihre Rollen vielleicht nach alten Überlieferungen, nach Theatertraditionen, herschreien.

Indessen, wie groß auch die Gebrechen sind, womit die englische Deklamation behaftet ist, so leistet sie doch einen bedeutenden Ersatz durch die

Innigkeit und Naivetät, die sie zuweilen hervortreten lässt. Diese Eigenschaften verdankt sie der Landessprache, die eigentlich ein Dialekt ist, und alle Tugenden einer aus dem Volke unmittelbar hervorgegangenen Mundart besitzt. Die französische Sprache ist vielmehr ein Produkt der Gesellschaft und sie entbehrt jene Innigkeit und Naivetät, die nur eine lautere, dem Herzen des Volkes entsprungene und mit dem Herzblut desselben geschwängerte Wortquelle gewähren kann. Dafür aber besitzt die französische Deklamation eine Grazie und Flüssigkeit, die der englischen ganz fremd, ja unmöglich ist. Die Rede ist hier in Frankreich durch das schwatzende Gesellschaftsleben während drei Jahrhunderten so rein filtriert worden, daſs sie alle unedle Ausdrücke und unklare Wendungen, alles Trübe und Gemeine, aber auch allen Duft, alle jene wilden Heilkräfte, alle jene geheimen Zauber, die im rohen Worte rinnen und rieseln, unwiederbringlich verloren hat. Die französische Sprache, und also auch die französische Deklamation, ist, wie das Volk selber, nur dem Tage, der Gegenwart, angewiesen, das dämmernde Reich der Erinnerung und der Ahnung ist ihr verschlossen; sie gedeiht im Lichte der Sonne, und von dieser stammt ihre schöne Klarheit und Wärme; fremd und unwirthlich ist ihr die Nacht

mit dem blaſſen Mondſchein, den myſtiſchen Sternen, den ſüßen Träumen und ſchauerlichen Geſpenſtern.

Was aber das eigentliche Spiel der franzöſiſchen Schauſpieler betrifft, ſo überragen ſie ihre Kollegen in allen Landen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil alle Franzoſen geborene Komödianten ſind. Das weiß ſich in alle Lebensrollen ſo leicht hineinzuſtudieren und immer ſo vortheilhaft zu drapieren, daſs es eine Freude iſt anzuſehen. Die Franzoſen ſind die Hofſchauſpieler des lieben Gottes, les comédiens ordinaires du bon Dieu, eine auserleſene Truppe, und die ganze franzöſiſche Geſchichte kommt mir manchmal vor wie eine große Komödie, die aber zum Beſten der Menſchheit aufgeführt wird. Im Leben wie in der Literatur und den bildenden Künſten der Franzoſen herrſcht der Charakter des Theatraliſchen.

Was uns Deutſche betrifft, ſo ſind wir ehrliche Leute und gute Bürger. Was uns die Natur verſagt, Das erzielen wir durch Studium. Nur wenn wir zu ſtark brüllen, fürchten wir zuweilen, daſs man in den Logen erſchrecken und uns beſtrafen möchte, und wir inſinuieren dann mit einer gewiſſen Schlauheit, daſs wir keine wirklichen Löwen ſind, ſondern nur in tragiſche Löwenhäute eingenähte

Zettel, und dieſe Inſinuation nennen wir Ironie. Wir ſind ehrliche Leute und ſpielen am beſten ehrliche Leute. Jubilierende Staatsdiener, alte Dalners, rechtſchaffene Oberforſtmeiſter und treue Bediente ſind unſere Wonne. Helden werden uns ſehr ſauer, doch können wir ſchon damit fertig werden, beſonders in Garniſonſtädten, wo wir gute Muſter vor Augen haben. Mit Königen ſind wir nicht glücklich. In fürſtlichen Reſidenzen hindert uns der Reſpekt, die Königsrollen mit abſoluter Keckheit zu ſpielen; man könnte es übel nehmen, und wir laſſen dann unter dem Hermelin den ſchäbigen Kittel der Unterthansdemuth hervorlauſchen. In den deutſchen Freiſtaaten, in Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, in dieſen glorreichen Republiken, dürften die Schauſpieler ihre Könige ganz unbefangen ſpielen, aber der Patriotismus verleitet ſie, die Bühne zu politiſchen Zwecken zu miſsbrauchen, und ſie ſpielen mit Vorſatz ihre Könige ſo ſchlecht, daſs ſie das Königthum, wo nicht verhaſſt, doch wenigſtens lächerlich machen. Sie befördern indirekt den Sinn für Republikanismus,. und Das iſt beſonders in Hamburg der Fall, wo die Könige am miſerabelſten geſpielt werden. Wäre der dortige hochweiſe Senat nicht undankbar, wie die Regierungen aller Republiken, Athen, Rom, Florenz, es immer geweſen

sind, so müsste die Republik Hamburg für ihre Schauspieler ein großes Pantheon errichten, mit der Aufschrift: „Den schlechten Komödianten das dankbare Vaterland!“

Erinnern Sie sich noch, lieber Lewald, des seligen Schwarz, der in Hamburg den König Philipp im „Don Carlos“ spielte, und immer seine Worte ganz langsam bis in den Mittelpunkt der Erde hinabzog und dann wieder plötzlich gen Himmel schnellte, dergestalt, daſs sie uns nur eine Sekunde lang zu Gesicht kamen?*)

Aber, um nicht ungerecht zu sein, müssen wir eingestehen, daſs es vornehmlich an der deutschen Sprache liegt, wenn auf unserem Theater der Vortrag schlechter ist, als bei den Engländern und Franzosen. Die Sprache der Ersteren ist ein Dialekt, die Sprache der Letzteren ist ein Erzeugnis der Gesellschaft; die unsrige ist weder das Eine noch das Andere, sie entbehrt dadurch sowohl der naiven Innigkeit als der flüssigen Grazie, sie ist nur eine Bücherſprache, ein bodenloses Fabrikat der Schriftsteller, das wir durch Buchhändlervertrieb von der Leipziger Messe beziehen. Die Deklamation der Eng-

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

länder ist Übertreibung der Natur, Übernatur; die unsrige ist Unnatur. Die Deklamation der Franzosen ist affektierter Tiradenton; die unsrige ist Lüge. Da ist ein herkömmliches Gegreine auf unserem Theater, wodurch mir oft die besten Stücke von Schiller verleidet wurden, besonders bei sentimentalen Stellen, wo unsere Schauspielerinnen in ein wässriges Gesinge zerschmelzen, [wovon Gubitz sagt: „Sie p—ss—n mit dem Herzen."] Doch wir wollen von deutschen Schauspielerinnen nichts Böses sagen, sie sind ja meine Landsmänninnen, und dann haben ja die Gänse das Kapitol gerettet, und dann giebt es auch so viele ordentliche Frauenzimmer darunter, und endlich . . . ich werde hier unterbrochen von dem Teufelslärm, der vor meinem Fenster, auf dem Kirchhofe, los ist.

. . . Bei den Knaben, die eben noch so friedlich um den großen Baum herumtanzten, regte sich der alte Adam, oder vielmehr der alte Kain, und sie begannen sich unter einander zu balgen. Ich musste, um die Ruhe wieder herzustellen, zu ihnen hinaustreten, und kaum gelang es mir, sie mit Worten zu beschwichtigen. Da war ein kleiner Junge, der mit ganz besonderer Wuth auf den Rücken eines anderen kleinen Jungen losschlug. Als ich ihn frug:

Was hat dir das arme Kind gethan? sah er mich großäugig an und stotterte: „Es ist ja mein Bruder.“

Auch in meinem Hause blüht heute Nichts weniger als der ewige Frieden. Auf dem Korridor höre ich eben einen Spektakel, als fiele eine Klopstock'sche Ode die Treppe herunter. Wirth und Wirthin zanken sich, und Letztere macht ihrem armen Mann den Vorwurf, er sei ein Verschwender, er verzehre ihr Heirathsgut, und sie stürbe vor Kummer. Krank ist sie freilich, aber vor Geiz. Jeder Bissen, den ihr Mann in den Mund steckt, bekömmt ihr schlecht. Und dann auch, wenn ihr Mann seine Medicin einnimmt und Etwas in den Flaschen übrig lässt, pflegt sie selber diese Reste zu verschlucken, damit kein Tropfen von der theuren Medicin verloren gehe, und davon wird sie krank. Der arme Mann, ein Schneider von Nation und seines Handwerks ein Deutscher, hat sich aufs Land zurückgezogen, um seine übrigen Tage in ländlicher Ruhe zu genießen. Diese Ruhe findet er aber gewiss nur auf dem Grabe seiner Gattin. Deßhalb vielleicht hat er sich ein Haus neben dem Kirchhof gekauft, und schaut er so sehnsuchtsvoll nach den Ruhestätten der Abgeschiedenen. Sein einziges Vergnügen besteht in Taback und Rosen, und von letzteren weiß er die schönsten Gattungen zu ziehen. Er hat diesen

Morgen einige Töpfe mit Rosenstöcken in das Parterre vor meinem Fenster eingepflanzt. Sie blühen wunderschön. Aber, liebster Lewald, fragen Sie doch Ihre Frau, warum diese Rosen nicht duften? Entweder haben diese Rosen den Schnupfen, oder ich.

Achter Brief.

Ich habe im vorletzten Briefe die beiden Chorführer des französischen Dramas besprochen. Es waren jedoch nicht eben die Namen Victor Hugo und Alexandre Dumas, welche diesen Winter auf den Theatern des Boulevards am meisten florierten. Hier gab's drei Namen, die beständig im Munde des Volkes wiederklangen, obgleich sie bis jetzt in der Literatur unbekannt sind. Es waren: Mallefile, Rougemont und Bouchardy. Von Ersterem hoffe ich das Beste, er besitzt, so viel ich merke, große poetische Anlagen. Sie erinnern sich vielleicht seiner „Sieben Infanten von Lara," jenes Greuelstücks, das wir einst an der Porte Saint-Martin mit einander sahen. Aus diesem wüsten Mischmasch von Blut und Wuth traten manchmal wunderschöne, wahrhaft erhabene Scenen hervor, die von roman-

tiſcher Phantaſie und dramatiſchem Talente zeugten. Eine andere Tagödie von Mallefile, „Glenarvon,“ iſt von noch größerer Bedeutung, da ſie weniger verworren und unklar, und eine Expoſition enthält, die erſchütternd ſchön und grandios. In beiden Stücken ſind die Rollen der ehebrecheriſchen Mutter vortrefflich beſetzt durch Mademoiſelle Georges, die ungeheure ſtrahlende Fleiſchſonne am Theaterhimmel des Boulevards. Vor einigen Monaten gab Mallefile ein neues Stück, betitelt: „Der Alpenhirt,“ le Paysan des Alpes. Hier hat er ſich einer größeren Einfachheit befliſſen, aber auf Koſten des poetiſchen Gehalts. Das Stück iſt ſchwächer als ſeine früheren Tragödien. Wie in dieſen, werden auch hier die ehelichen Schranken pathetiſch niedergeriſſen.

Der zweite Laureat des Boulevards, Rougemont, begründete ſeine Renommée durch drei Schauſpiele, die in der kurzen Friſt von etwa ſechs Monaten hinter einander zum Vorſchein kamen und des größten Beifalls genoſſen. Das erſte hieß: „Die Herzogin von Lavaubalière,“ ein ſchwaches Machwerk, worin viel Handlung iſt, die aber nicht überraſchend kühn oder natürlich ſich entfaltet, ſondern immer mühſam durch kleinliche Berechnung herbeigeführt wird, ſo wie auch die Leidenſchaft darin ihre Gluth nur

erheuchelt und innerlich träge und wurmkalt ist. Das zweite Stück, betitelt: „Leon“ ist schon besser, und obgleich es ebenfalls an der erwähnten Vorsätzlichkeit leidet, so enthält es doch einige großartig erschütternde Scenen. Vorige Woche sah ich das dritte Stück, „Eulalie Granger,“ ein rein bürgerliches Drama, ganz vortrefflich, indem der Verfasser darin der Natur seines Talentes gehorcht, und die traurigen Wirrnisse heutiger Gesellschaft mit Verstandesklarheit in einem schön eingerahmten Gemälde darstellt.

Von Bouchardy, dem dritten Laureaten, ist bis jetzt nur ein einziges Stück aufgeführt worden, das aber mit beispielloſem Erfolg gekrönt ward. Es heißt „Gaſpardo,“ ist binnen fünf Monaten alle Tage gespielt worden, und geht es in diesem Zuge fort, so erlebt es einige hundert Vorstellungen. Ehrlich gesagt, der Verstand steht mir still, wenn ich den letzten Gründen dieſes koloſſalen Beifalls nachsinne. Das Stück ist mittelmäßig, wo nicht gar ganz schlecht. Voll Handlung, wovon aber die eine über den Kopf der anderen stolpert, so daſs ein Effekt dem andern den Hals bricht. Der Gedanke, worin sich der ganze Spektakel bewegt, ist eng, und weder ein Charakter noch eine Situation kann sich natürlich entwickeln und entfalten. Dieſes Aufeinander-

thürmen von Stoff ist zwar schon bei den vorhergenannten Bühnendichtern in unerträglichem Grade zu finden; aber der Verfasser des „Gaspardo“ hat sie Beide noch überboten. Indessen, Das ist Vorsatz, Das ist Princip, wie mir einige junge Dramaturgen versichern, durch dieses Zusammenhäufen von heterogenen Stoffen, Zeitperioden und Lokalen unterscheidet sich der jetzige Romantiker von den ehemaligen Klassikern, die in den geschlossenen Schranken des Dramas auf die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung so strenge hielten.

Haben diese Neuerer wirklich die Grenzen des französischen Theaters erweitert? Ich weiß nicht. Aber diese französischen Bühnendichter mahnen mich immer an den Kerkermeister, welcher über die Enge des Gefängnisses sich beklagte, und, um den Raum desselben zu erweitern, kein besseres Mittel wusste, als dass er immer mehr und mehr Gefangene hineinsperrte, die aber, statt die Kerkerwände auszudehnen, sich nur einander erdrückten.

Nachträglich erwähne ich, dass auch in „Gaspardo“ und „Eulalie Granger,“ wie in allen dionysischen Spielen des Boulevards, die Ehe als Sündenbock geschlachtet wird*).

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Ich möchte Ihnen gern noch, lieber Freund, von einigen anderen Bühnendichtern des Boulevards berichten, aber wenn sie auch dann und wann ein verdauliches Stück liefern, so zeigt sich darin nur eine Leichtigkeit der Behandlung, die wir bei allen Franzosen finden, keineswegs aber eine Eigenthümlichkeit der Auffassung. Auch habe ich nur die Stücke gesehen und gleich vergessen, und mich nie danach erkundigt, wie ihre Autoren hießen. Zum Ersatze aber will ich Ihnen die Namen der Eunuchen mittheilen, die dem König Ahasveros in Susa als Kämmerer dienten; sie hießen: Mehuman, Bistha, Harbona, Bigtha, Abagtha, Sethar und Charkas.

Die Theater des Boulevards, von denen ich eben sprach, und die ich in diesen Briefen beständig im Sinne hatte, sind die eigentlichen Volkstheater, welche an der Porte Saint-Martin anfangen, und dem Boulevard du Temple entlang in immer absteigendem Werthe sich aufgestellt haben. Ja, diese lokale Rangordnung ist ganz richtig. Erst kommt das Schauspielhaus, welches den Namen der Porte Saint-Martin führt und für das Drama gewiss das beste Theater von Paris ist, die Werke von Hugo und Dumas am vortrefflichsten giebt und eine vortreffliche Truppe, worunter Mademoiselle Georges und Bocage, besitzt. Hierauf folgt das Am-

bigu-Comique, wo es ſchon mit Darſtellung und Darſtellern ſchlechter beſtellt iſt, aber noch immer das romantiſche Drama tragiert wird. Von da gelangen wir zu Franconi, welche Bühne jedoch in dieſer Reihe nicht mitzurechnen iſt, da man dort mehr Pferde- als Menſchenſtücke aufführt. Dann kommt la Gaîté, ein Theater, das unlängſt abgebrannt, aber jetzt wieder aufgebaut iſt, und von außen wie von innen ſeinem heiteren Namen entſpricht. Das romantiſche Drama hat hier ebenfalls das Bürgerrecht, und auch in dieſem freundlichen Hauſe fließen zuweilen die Thränen und pochen die Herzen von den furchtbarſten Emotionen; aber hier wird doch ſchon mehr geſungen und gelacht, und das Vaudeville kommt ſchon mit ſeinem leichten Geträller zum Vorſchein. Daſſelbe iſt der Fall in dem daneben ſtehenden Theater les Folies dramatiques, welches ebenfalls Dramen und noch mehr Vaudevilles giebt; aber ſchlecht iſt dieſes Theater nicht zu nennen, und ich habe manches gute Stück aufführen, und zwar gut aufführen ſehen. Nach den Folies dramatiques, dem Werthe wie dem Lokale nach, folgt das Theater von Madame Saqui, wo man ebenfalls noch Dramen, aber äußerſt mittelmäßige und die miſerabelſten Singſpäße giebt, die endlich bei den benachbarten Fünambülen in die

derbſten Poſſenreißereien ausarten. Hinter den Fünambülen, wo einer der vortrefflichſten Pierrots, der berühmte Debureau, ſeine weißen Geſichter ſchneidet, entdeckte ich noch ein ganz kleines Theater, welches Lazary heißt, wo man ganz ſchlecht ſpielt, wo das Schlechte endlich ſeine Grenzen gefunden, wo die Kunſt mit Brettern zugenagelt iſt.

Während Ihrer Abweſenheit iſt zu Paris noch ein neues Theater errichtet worden, ganz am Ende des Boulevards, bei der Baſtille, und heißt: Théâtre de la Porte Saint-Antoine. Es iſt in jeder Hinſicht hors de ligne, und man kann es weder ſeiner artiſtiſchen noch lokalen Stellung nach unter die erwähnten Boulevardstheater rangieren. Auch iſt es zu neu, als daſs man über ſeinen Werth ſchon etwas Beſtimmtes ausſprechen dürfte. Die Stücke, die dort aufgeführt werden, ſind übrigens nicht ſchlecht. Unlängſt habe ich dort, in der Nachbarſchaft der Baſtille, ein Drama aufführen ſehen, welches den Namen dieſes Gefängniſſes trägt, und ſehr ergreifende Stellen enthielt. Die Heldin, wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt die Gemahlin des Gouverneurs der Baſtille und entflieht mit einem Staatsgefangenen. Auch ein gutes Luſtſpiel ſah ich dort aufführen, welches den Titel führt: „Mariez-vous donc!“ und die Schickſale eines Ehemannes veran-

ſchaulichte, der keine vornehme Konvenienz-Ehe ſchließen wollte, ſondern ein ſchönes Mädchen aus dem Volke heirathet. Der Vetter wird ihr Liebhaber, die Schwiegermutter bildet mit Dieſem und der getreuen Gemahlin die Hausopposition gegen den Ehemann, den ihr Luxus und die ſchlechte Wirthſchaft in Armuth ſtürzen. Um den Lebensunterhalt für ſeine Familie zu gewinnen, muſs der Unglückliche endlich an der Barrière eine Tanzbude für Lumpengeſindel eröffnen. Wenn die Quadrille nicht vollzählig iſt, läſſt er ſein ſiebenjähriges Söhnchen mittanzen, und das Kind weiß ſchon ſeine Pas mit den liederlichſten Pantomimen des Chahüts zu variieren. So findet ihn ein Freund, und während der arme Mann, mit der Violine in der Hand, fiedelnd und ſpringend die Touren angiebt, findet er manchmal eine Zwiſchenpauſe, wo er dem Ankömmling ſeine Eheſtandsnöthen erzählen kann. Es giebt nichts Schmerzlicheres, als der Kontraſt der Erzählung und der gleichzeitigen Beſchäftigung des Erzählers, der ſeine Leidensgeſchichte oft unterbrechen muſs, um mit einem chassez! oder en avant deux! in die Tanzreihen einzuſpringen und mitzutanzen. Die Tanzmuſik, die melodramatiſch jenen Eheſtandsgeſchichten als Accompagnement dient, dieſe ſonſt ſo heiteren Töne ſchneiden Einem hier ironiſch gräſs-

lich ins Herz. Ich habe nicht in das Gelächter der Zuschauer einstimmen können. Gelacht habe ich nur über den Schwiegervater, einen alten Trunkenbold, der all sein Hab und Gut verschluckt und endlich betteln gehen muss. Aber er bettelt höchst humoristisch. Er ist ein dicker Faulwanst mit einem rothverssoffenen Gesichte, und an einem Seile führt er einen räudigen blinden Hund, welchen er seinen Belisar nennt. Der Mensch, behauptet er, sei undankbar gegen die Hunde, die den blinden Menschen so oft als getreue Führer dienten; er aber wolle diesen Bestien ihre Menschenliebe vergelten, und er diene jetzt als Führer seinem armen Belisar, seinem blinden Hund.

Ich habe so herzlich gelacht, dass die Umstehenden mich gewiss für den Chatouilleur des Theaters hielten.

Wissen Sie, was ein Chatouilleur ist? Ich selber kenne die Bedeutung dieses Wortes erst seit Kurzem, und verdanke diese Belehrung meinem Barbier, dessen Bruder als Chatouilleur bei einem Boulevardstheater angestellt ist. Er wird nämlich dafür bezahlt, dass er bei der Vorstellung von Lustspielen jedesmal, wenn ein guter Witz gerissen wird, laut lacht und die Lachlust des Publikums aufreizt. Dieses ist ein sehr wichtiges Amt, und der Succes von

vielen Luſtſpielen hängt davon ab. Denn manchmal ſind die guten Witze ſehr ſchlecht, und das Publikum würde durchaus nicht lachen, wenn nicht der Chatouilleur die Kunſt verſtände, durch allerlei Modulationen ſeines Lachens, vom leiſeſten Kichern bis zum herzlichſten Wonnegrunzen, das Mitgelächter der Menge zu erzwingen. Das Lachen hat einen epidemiſchen Charakter wie das Gähnen, und ich empfehle Ihnen für die deutſche Bühne die Einführung eines Chatouilleurs, eines Vorlachers. Vorgähner beſitzen Sie dort gewiſs genug. Aber es iſt nicht leicht, jenes Amt zu verrichten, und, wie mir mein Barbier verſichert, es gehört viel Talent dazu. Sein Bruder übt es jetzt ſchon ſeit fünfzehn Jahren und brachte es darin zu einer ſolchen Virtuoſität, daſs er nur einen einzigen ſeiner feineren, halbgedämpften, halbentſchlüpften Fiſtellaute anzuſchlagen braucht, um die Menge in ein volles Jauchzen ausbrechen zu laſſen. „Er iſt ein Mann von Talent,“ ſetzte mein Barbier hinzu, „und er verdient mehr Geld, als ich; denn außerdem iſt er noch als Leidtragender bei den Pompes funèbres angeſtellt, und er hat des Morgens oft fünf bis ſechs Leichenzüge, wo er, in ſeiner rabenſchwarzen Trauerkleidung mit weißem Taſchentuch und betrübtem Geſichte, ſo wei-

nerlich aussehen kann, dass man schwören sollte, er folge dem Sarge seines eigenen Vaters."

Wahrlich, lieber Lewald, ich habe Respekt vor dieser Vielseitigkeit, doch wäre ich auch derselben fähig, für alles Geld in der Welt möchte ich nicht die Ämter dieses Mannes übernehmen. Denken Sie sich, wie schrecklich es ist, an einem Frühlingsmorgen, wenn man eben seinen vergnügten Kaffe getrunken und die Sonne Einem froh ins Herz lacht, schon gleich eine Leichenbittermiene vorzunehmen und Thränen zu vergießen für irgend einen abgeschiedenen Gewürzkrämer, den man vielleicht gar nicht kennt, und dessen Tod Einem nur erfreulich sein kann, weil er dem Leidtragenden sieben Francs und zehn Sous einträgt. Und dann, wenn man sechsmal vom Kirchhofe zurückgekehrt und todmüde und sterbensverdrießlich und ernsthaft ist, soll man noch den ganzen Abend lachen über alle schlechten Witze, die man schon so oft belacht hat, lachen mit dem ganzen Gesichte, mit jeder Muskel, mit allen Krämpfen des Leibes und der Seele, um ein blasiertes Parterre zum Mitgelächter zu stimulieren . . . Das ist entsetzlich! Ich möchte lieber König von Frankreich sein.

Neunter Brief*).

Aber was ist die Musik? Diese Frage hat mich gestern Abend vor dem Einschlafen stundenlang beschäftigt. Es hat mit der Musik eine wunderliche Bewandtnis; ich möchte sagen: sie ist ein Wunder. Sie steht zwischen Gedanken und Erscheinung; als dämmernde Vermittlerin steht sie zwischen Geist und Materie; sie ist beiden verwandt und doch von beiden verschieden; sie ist Geist, aber Geist, welcher eines Zeitmaßes bedarf; sie ist Materie, aber Materie, die des Raumes entbehren kann.

Wir wissen nicht, was Musik ist. Aber was gute Musik ist, Das wissen wir, und noch besser wissen wir, was schlechte Musik ist; denn von letz-

*) Der neunte und zehnte Brief fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

terer ist uns eine größere Menge zu Ohren gekommen. Die musikalische Kritik kann sich nur auf Erfahrung, nicht auf eine Syntheſe stützen; sie sollte die musikalischen Werke nur nach ihren Ähnlichkeiten klassificieren und den Eindruck, den sie auf die Gesammtheit hervorgebracht, als Maßstab annehmen.

Nichts ist unzulänglicher als das Theoretisieren in der Musik; hier giebt es freilich Gesetze, mathematisch bestimmte Gesetze, aber diese Gesetze sind nicht die Musik, sondern ihre Bedingnisse, wie die Kunst des Zeichnens und die Farbenlehre, oder gar Palette und Pinsel, nicht die Malerei sind, sondern nur nothwendige Mittel. Das Wesen der Musik ist Offenbarung, es lässt sich keine Rechenschaft davon geben, und die wahre musikalische Kritik ist eine Erfahrungswissenschaft.

Ich kenne nichts Unerquicklicheres, als eine Kritik von Monsieur Fetis, oder von seinem Sohne, Monsieur Fötus, wo a priori, aus letzten Gründen, einem musikalischen Werke sein Werth ab- oder zuräsonniert wird. Dergleichen Kritiken, abgefasst in einem gewissen Argot und gespickt mit technischen Ausdrücken, die nicht der allgemein gebildeten Welt, sondern nur den exekutierenden Künstlern bekannt sind, geben jenem leeren Gewäsche ein gewisses An-

sehen bei der großen Menge. Wie mein Freund Detmold in Beziehung auf die Malerei ein Handbuch geschrieben hat, wodurch man in zwei Stunden zur Kunstkennerschaft gelangt, so sollte Jemand ein ähnliches Büchlein in Beziehung auf die Musik schreiben und, durch ein ironisches Vokabular der musikalischen Kritikphrasen und der Orchesterjargons, dem hohlen Handwerke eines Fetis und eines Fötus ein Ende machen. Die beste Musikkritik, die einzige, die vielleicht Etwas beweist, hörte ich voriges Jahr in Marseille an der Table-d'hôte, wo zwei Commis-Voyageurs über das Tagesthema, ob Rossini oder Meyerbeer der größere Meister sei, disputierten. Sobald der Eine dem Italiäner die höchste Vortrefflichkeit zusprach, opponierte der Andere, aber nicht mit trockenen Worten, sondern er trillerte einige besonders schöne Melodien aus Robert-le-Diable. Hierauf wusste der Erstere nicht schlagender zu repartieren, als indem er eifrig einige Fetzen aus dem Barbiere-de-Seviglia entgegensang, und so trieben sie es Beide während der ganzen Tischzeit; statt eines lärmenden Austausches von nichtssagenden Redensarten gaben sie uns die köstlichste Tafelmusik, und am Ende musste ich gestehen, dass man über Musik entweder gar nicht oder nur auf diese realistische Weise disputieren sollte.

Sie merken, theurer Freund, daſs ich Sie mit keinen herkömmlichen Phraſen in Betreff der Oper beläſtigen werde. Doch bei Beſprechung der franzöſiſchen Bühne kann ich letztere nicht ganz unerwähnt laſſen. Auch keine vergleichende Diskuſſion über Roſſini und Meyerbeer, in gewöhnlicher Weiſe, haben Sie von mir zu befürchten. Ich beſchränke mich darauf, Beide zu lieben, und keinen von Beiden liebe ich auf Unkoſten des Anderen. Wenn ich mit Erſterem vielleicht mehr noch als mit Letzterem ſympathiſiere, ſo iſt Das nur ein Privatgefühl, keineswegs ein Anerkenntnis größeren Werthes. Vielleicht ſind es eben Untugenden, welche manchen entſprechenden Untugenden in mir ſelber ſo wahlverwandt anklingen. Von Natur neige ich mich zu einem gewiſſen Dolce far niente, und ich lagere mich gern auf blumigen Raſen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daſs ich aus dieſer gemächlichen Träumerei ſehr oft durch harte Rippenſtöße des Schickſals geweckt wurde, ich muſſte gezwungenerweiſe Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich ſchlug mich trotz den Tapferſten ... Aber, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine Empfindungen behielten doch immer

eine gewisse Abgeschiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wusste, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtross auch noch so rüstig tummelte und mit dem Schwert auch noch so gnadenlos auf die Feinde einhieb, so erfasste mich doch nie das Fieber oder die Lust oder die Angst der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, dass die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichtesten Gedränge des Parteikriegs mich herumschlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht. Einem solchen Menschen muss Rossini besser zusagen als Meyerbeer, und doch zu gewissen Zeiten wird er der Musik des Letzteren, wo nicht sich ganz hingeben, doch gewiss enthusiastisch huldigen. Denn auf den Wogen Rossini'scher Musik schaukeln sich am behaglichsten die individuellen Freuden und Leiden des Menschen; Liebe und Hass, Zärtlichkeit und Sehnsucht, Eifersucht und Schmollen, Alles ist hier das isolierte Gefühl eines Einzelnen. Charakteristisch ist daher in der Musik Rossini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines isolierten Empfindens ist. Bei Meyerbeer hingegen finden wir die Oberherrschaft

der Harmonie; in dem Strome der harmoniſchen Maſſen verklingen, ja erſäufen die Melodien, wie die beſonderen Empfindungen des einzelnen Menſchen untergehen in dem Geſammtgefühl eines ganzen Volkes, und in dieſe harmoniſchen Ströme ſtürzt ſich gern unſre Seele, wenn ſie von den Leiden und Freuden des ganzen Menſchengeſchlechts erfaſſt wird und Partei ergreift für die großen Fragen der Geſellſchaft. Meyerbeer's Muſik iſt mehr ſocial als individuell; die dankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwieſpalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in ſeiner Muſik wiederfindet, feiert ihre eigene Leidenſchaft und Begeiſterung, während ſie dem großen Maeſtro applaudiert. Roſſini's Muſik war angemeſſener für die Zeit der Reſtauration, wo, nach großen Kämpfen und Enttäuſchungen, bei den blaſierten Menſchen der Sinn für ihre großen Geſammtintereſſen in den Hintergrund zurückweichen muſſte und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintreten konnten. Nimmermehr würde Roſſini während der Revolution und dem Empire ſeine große Popularität erlangt haben. Robespierre hätte ihn vielleicht antipatriotiſcher, moderantiſtiſcher Melodien angeklagt, und Napoleon hätte ihn gewiſs

nicht als Kapellmeiſter angeſtellt bei der großen Armee, wo er einer Geſammtbegeiſterung bedurfte ... Armer Schwan von Peſaro! der galliſche Hahn und der kaiſerliche Adler hätten dich vielleicht zerriſſen, und geeigneter als die Schlachtfelder der Bürgertugend und des Ruhmes war für dich ein ſtiller See, an deſſen Ufer die zahmen Lilien dir friedlich nickten, und wo du ruhig auf und ab rudern konnteſt, Schönheit und Lieblichkeit in jeder Bewegung! Die Reſtauration war Roſſini's Triumphzeit, und ſogar die Sterne des Himmels, die damals Feierabend hatten und ſich nicht mehr um das Schickſal der Völker bekümmerten, lauſchten ihm mit Entzücken. Die Juliusrevolution hat indeſſen im Himmel und auf Erden eine große Bewegung hervorgebracht, Sterne und Menſchen, Engel und Könige, ja der liebe Gott ſelbſt, wurden ihrem Friedenszuſtand entriſſen, haben wieder viel' Geſchäfte, haben eine neue Zeit zu ordnen, haben weder Muße noch hinlängliche Seelenruhe, um ſich an den Melodien des Privatgefühls zu ergötzen, und nur wenn die großen Chöre von Robert-le-Diable oder gar der Hugenotten harmoniſch grollen, harmoniſch jauchzen, harmoniſch ſchluchzen, horchen ihre Herzen und ſchluchzen, jauchzen und grollen im begeiſterten Einklang.

Dieſes iſt vielleicht der letzte Grund jenes unerhörten, koloſſalen Beifalls, deſſen ſich die zwei großen Opern von Meyerbeer in der ganzen Welt erfreuen. Er iſt der Mann ſeiner Zeit, und die Zeit, die immer ihre Leute zu wählen weiß, hat ihn tumultuariſch aufs Schild gehoben, und proklamiert ſeine Herrſchaft und hält mit ihm ihren fröhlichen Einzug. Es iſt eben keine behagliche Poſition, ſolcherweiſe im Triumph getragen zu werden: durch Ungeſchick oder Ungeſchicklichkeit eines einzigen Schildhalters kann man in ein bedenkliches Wackeln gerathen, wo nicht gar ſtark beſchädigt werden; die Blumenkränze, die Einem an den Kopf fliegen, können zuweilen mehr verletzen als erquicken, wo nicht gar beſudeln, wenn ſie aus ſchmutzigen Händen kommen, und die Überlaſt der Lorberen kann Einem gewiſs viel Angſtſchweiß auspreſſen . . . Roſſini, wenn er ſolchem Zuge begegnet, lächelt überaus ironiſch mit ſeinen feinen italiäniſchen Lippen, und er klagt dann über ſeinen ſchlechten Magen, der ſich täglich verſchlimmere, ſo daſs er gar Nichts mehr eſſen könne.

Das iſt hart, denn Roſſini war immer einer der größten Gourmands. Meyerbeer iſt juſt das Gegentheil; wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſo iſt er auch in ſeinen Genüſſen die Beſcheidenheit

ſelbſt. Nur wenn er Freunde geladen hat, findet man bei ihm einen guten Tiſch. Als ich einſt à la fortune du pot bei ihm ſpeiſen wollte, fand ich ihn bei einem ärmlichen Gerichte Stockfiſche, welches ſein ganzes Diner ausmachte; wie natürlich, ich behauptete, ſchon geſpeiſt zu haben.

Manche haben behauptet, er ſei geizig. Dieſes iſt nicht der Fall. Er iſt nur geizig in Ausgaben, die ſeine Perſon betreffen. Für Andere iſt er die Freigebigkeit ſelbſt, und beſonders unglückliche Landsleute haben ſich derſelben bis zum Miſsbrauch erfreut. Wohlthätigkeit iſt eine Haustugend der Meyerbeer'ſchen Familie, beſonders der Mutter, welcher ich alle Hilfsbedürftigen, und nie ohne Erfolg, auf den Hals jage. Dieſe Frau iſt aber auch die glücklichſte Mutter, die es auf dieſer Welt giebt. Überall umklingt ſie die Herrlichkeit ihres Sohnes, wo ſie geht und ſteht, flattern ihr einige Fetzen ſeiner Muſik um die Ohren, überall glänzt ihr ſein Ruhm entgegen, und gar in der Oper, wo ein ganzes Publikum ſeine Begeiſterung für Giacomo in dem brauſendſten Beifall ausſpricht, da bebt ihr Mutterherz vor Entzückungen, die wir kaum ahnen mögen. Ich kenne in der ganzen Weltgeſchichte nur eine Mutter die ihr zu vergleichen wäre, Das iſt die Mutter des heiligen Boromäus, die noch bei ihren Lebzeiten

ihren Sohn kanoniſiert ſah, und in der Kirche, nebſt Tauſenden von Gläubigen, vor ihm knien und zu ihm beten konnte.

Meyerbeer ſchreibt jetzt eine neue Oper, welcher ich mit großer Neugier entgegenſehe. Die Entfaltung dieſes Genius iſt für mich ein höchſt merkwürdiges Schauſpiel. Mit Intereſſe folge ich den Phaſen ſeines muſikaliſchen wie ſeines perſönlichen Lebens, und beobachte die Wechſelwirkungen, die zwiſchen ihm und ſeinem europäiſchen Publikum ſtattfinden. Es ſind jetzt zehn Jahre, daſs ich ihm zuerſt in Berlin begegnete, zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und der Wachtſtube, zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Trommel, und er ſchien ſich in dieſer Stellung ſehr beklemmt zu fühlen. Ich erinnere mich, ich traf ihn in der Geſellſchaft des Dr. Marx, welcher damals zu einer gewiſſen muſikaliſchen Regence gehörte, die während der Minderjährigkeit eines gewiſſen jungen Genies, das man als legitimen Thronfolger Mozart's betrachtete, beſtändig dem Sebaſtian Bach huldigte. Der Enthuſiasmus für Sebaſtian Bach ſollte aber nicht bloß jenes Interregnum ausfüllen, ſondern auch die Reputation von Roſſini vernichten, den die Regence am meiſten fürchtete und alſo auch am meiſten haſſte. Meyerbeer galt damals für einen Nachahmer Roſ-

sini's, und der Dr. Marx behandelte ihn mit einer gewissen Herablassung, mit einer leutseligen Oberhoheitsmiene, worüber ich jetzt herzlich lachen muss. Der Rossinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeer's; er war noch weit entfernt von der Ehre, um seiner selbst willen angefeindet zu werden. Er enthielt sich auch wohlweislich aller Ansprüche, und als ich ihm erzählte, mit welchem Enthusiasmus ich jüngst in Italien seinen „Crociato" aufführen sehen, lächelte er mit launiger Wehmuth und sagte: „Sie kompromittieren sich, wenn sie mich armen Italiäner hier in Berlin loben, in der Hauptstadt von Sebastian Bach!"

Meyerbeer war in der That damals ganz ein Nachahmer der Italiäner geworden. Der Missmuth gegen den feuchtkalten, verstandeswitzigen, farblosen Berlinianismus hatte frühzeitig eine natürliche Reaktion in ihm hervorgebracht; er entsprang nach Italien, genoss fröhlich seines Lebens, ergab sich dort ganz seinen Privatgefühlen, und komponierte dort jene köstlichen Opern, worin der Rossinismus mit der süßesten Übertreibung gesteigert ist; hier ist das Gold noch übergüldet und die Blume mit noch stärkeren Wohldüften parfümiert. Das war die glücklichste Zeit Meyerbeer's, er schrieb im vergnügten Rausche der italiänischen Sinnenlust, und

im Leben wie in der Kunſt pflückte er die leichteſten Blumen.

Aber Dergleichen konnte einer deutſchen Natur nicht lange genügen. Ein gewiſſes Heimweh nach dem Ernſte des Vaterlands ward in ihm wach; während er unter welſchen Myrten lagerte, beſchlich ihn die Erinnerung an die geheimnisvollen Schauer deutſcher Eichenwälder; während ſüdliche Zephyre ihn umkoſten, dachte er an die dunklen Choräle des Nordwinds; — es ging ihm vielleicht gar wie der Frau von Sevigné, die, als ſie neben einer Orangerie wohnte und beſtändig von lauter Orangenblüthen umduftet war, ſich am Ende nach dem ſchlechten Geruche einer geſunden Miſtkarre zu ſehnen begann . . . Kurz, eine neue Reaktion fand ſtatt, Signor Giacomo ward plötzlich wieder ein Deutſcher und ſchloſs ſich wieder an Deutſchland, nicht an das alte, morſche, abgelebte Deutſchland des engbrüſtigen Spießbürgerthums, ſondern an das junge, großmüthige, weltfreie Deutſchland einer neuen Generation, die alle Fragen der Menſchheit zu ihren eigenen gemacht hat, und die, wenn auch nicht immer auf ihrem Banner, doch deſto unauslöſchlicher in ihrem Herzen, die großen Menſchheitsfragen eingeſchrieben trägt.

Bald nach der Julirevolution trat Meyerbeer vor das Publikum mit einem neuen Werke, das während den Wehen jener Revolution seinem Geiste entsprossen, mit Robert-le-Diable, dem Helden, der nicht genau weiß, was er will, der beständig mit sich selber im Kampfe liegt, ein treues Bild des moralischen Schwankens damaliger Zeit, einer Zeit, die sich zwischen Tugend und Laster so qualvoll unruhig bewegte, in Bestrebungen und Hindernissen sich aufrieb, und nicht immer genug Kraft besaß, den Anfechtungen Satan's zu widerstehen! Ich liebe keineswegs diese Oper, dieses Meisterwerk der Zaghheit, ich sage der Zaghheit nicht bloß in Betreff des Stoffes, sondern auch der Exekution, indem der Komponist seinem Genius noch nicht traut, noch nicht wagt, sich dem ganzen Willen desselben hinzugeben, und der Menge zitternd dient, statt ihr unerschrocken zu gebieten. Man hat damals Meyerbeer mit Recht ein ängstliches Genie genannt; es mangelte ihm der siegreiche Glaube an sich selbst, er zeigte Furcht vor der öffentlichen Meinung, der kleinste Tadel erschreckte ihn, er schmeichelte allen Launen des Publikums, und gab links und rechts die eifrigsten Poignées de main, als habe er auch in der Musik die Volkssouveränetät anerkannt und begründe sein Regiment auf Stimmenmehrheit, im

Gegensatze zu Rossini, der als König von Gottes Gnade im Reiche der Tonkunst absolut herrschte. Diese Ängstlichkeit hat ihn im Leben noch nicht verlassen; er ist noch immer besorgt um die Meinung des Publikums, aber der Erfolg von Robert-le-Diable bewirkte glücklicherweise, dass er von jener Sorge nicht belästigt wird während er arbeitet, dass er mit weit mehr Sicherheit komponiert, dass er den großen Willen seiner Seele in ihren Schöpfungen hervortreten lässt. Und mit dieser erweiterten Geistesfreiheit schrieb er die Hugenotten, worin aller Zweifel verschwunden, der innere Selbstkampf aufgehört und der äußere Zweikampf angefangen hat, dessen kolossale Gestaltung uns in Erstaunen setzt. Erst durch dieses Werk gewann Meyerbeer sein unsterbliches Bürgerrecht in der ewigen Geisterstadt, im himmlischen Jerusalem der Kunst. In den Hugenotten offenbart sich endlich Meyerbeer ohne Scheu; mit unerschrockenen Linien zeichnete er hier seinen ganzen Gedanken, und Alles, was seine Brust bewegte, wagte er auszusprechen in ungezügelten Tönen.

Was dieses Werk ganz besonders auszeichnet, ist das Gleichmaß, das zwischen dem Enthusiasmus und der artistischen Vollendung stattfindet, oder, um mich besser auszudrücken, die gleiche Höhe, welche

darin die Paſſion und die Kunſt erreichen; der Menſch und der Künſtler haben hier gewetteifert, und wenn Jener die Sturmglocke der wildeſten Leidenſchaften anzieht, weiß Dieſer die rohen Naturtöne zum ſchauerlich ſüßeſten Wohllaut zu verklären. Während die große Menge ergriffen wird von der inneren Gewalt, von der Paſſion der Hugenotten, bewundert der Kunſtverſtändige die Meiſterſchaft, die ſich in den Formen bekundet. Dieſes Werk iſt ein gothiſcher Dom, deſſen himmelſtrebender Pfeilerbau und koloſſale Kuppel von der kühnen Hand eines Rieſen aufgepflanzt zu ſein ſcheinen, während die unzähligen, zierlich feinen Feſtons, Roſetten und Arabesken, die wie ein ſteinerner Spitzenſchleier darüber ausgebreitet ſind, von einer unermüdlichen Zwergsgeduld Zeugnis geben. Rieſe in der Konception und Geſtaltung des Ganzen, Zwerg in der mühſeligen Ausführung der Einzelheiten, iſt uns der Baumeiſter der Hugenotten eben ſo unbegreiflich, wie die Kompoſitoren der alten Dome. Als ich jüngſt mit einem Freunde vor der Kathedrale zu Amiens ſtand, und mein Freund dieſes Monument von felſenthürmender Rieſenkraft und unermüdlich ſchnitzelnder Zwergsgeduld mit Schrecken und Mitleiden betrachtete und mich endlich frug, wie es komme, daſs wir heut zu Tage keine ſolchen

Bauwerke mehr zu Stande bringen, antwortete ich ihm: „Theurer Alphonse, die Menschen in jener alten Zeit hatten Überzeugungen, wir Neueren haben nur Meinungen, und es gehört Etwas mehr als eine bloße Meinung dazu, um so einen gothischen Dom aufzurichten.“

Das ist es. Meyerbeer ist ein Mann der Überzeugung. Dieses bezieht sich aber nicht eigentlich auf die Tagesfragen der Gesellschaft, obgleich auch in diesem Betracht bei Meyerbeer die Gesinnungen fester begründet stehen, als bei anderen Künstlern. Meyerbeer, den die Fürsten dieser Erde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen überschütten, und der auch für diese Auszeichnungen so viel Sinn hat, trägt doch ein Herz in der Brust, welches für die heiligsten Interessen der Menschheit glüht, und unumwunden gesteht er seinen Kultus für die Helden der Revolution. Es ist ein Glück für ihn, daſs manche nordischen Behörden keine Musik verstehen, sie würden sonst in den Hugenotten nicht bloß einen Parteikampf zwischen Protestanten und Katholiken erblicken. Aber dennoch sind seine Überzeugungen nicht eigentlich politischer und noch weniger religiöser Art; [nein, auch nicht religiöser Art, seine Religion ist nur negativ, sie besteht nur darin, daſs er, ungleich anderen Künstlern, vielleicht aus

Stolz, ſeine Lippen mit keiner Lüge beflecken will, daſs er gewiſſe zudringliche Segnungen ablehnt, deren Annahme immer als eine zweideutige, nie als eine großmüthige Handlung betrachtet werden kann.] Die eigentliche Religion Meyerbeer's iſt die Religion Mozart's, Gluck's, Beethoven's, es iſt die Muſik; nur an dieſe glaubt er, nur in dieſem Glauben findet er ſeine Seligkeit und lebt er mit einer Überzeugung, die den Überzeugungen früherer Jahrhunderte ähnlich iſt an Tiefe, Leidenſchaft und Ausdauer. Ja, ich möchte ſagen, er iſt Apoſtel dieſer Religion. Wie mit apoſtoliſchem Eifer und Drang behandelt er Alles, was ſeine Muſik betrifft. Während andere Künſtler zufrieden ſind, wenn ſie etwas Schönes geſchaffen haben, ja nicht ſelten alles Intereſſe für ihr Werk verlieren, ſobald es fertig iſt, ſo beginnt im Gegentheil bei Meyerbeer die größere Kindesnoth erſt nach der Entbindung, er giebt ſich alsdann nicht zufrieden, bis die Schöpfung ſeines Geiſtes ſich auch glänzend dem übrigen Volke offenbart, bis das ganze Publikum von ſeiner Muſik erbaut wird, bis ſeine Oper in alle Herzen die Gefühle gegoſſen, die er der ganzen Welt predigen will, bis er mit der ganzen Menſchheit kommuniciert hat. Wie der Apoſtel, um eine einzige verlorene Seele zu retten, weder Mühe noch Schmerzen

achtet, so wird auch Meyerbeer, erfährt er, daſs irgend Jemand seine Musik verleugnet, ihm unermüdlich nachstellen, bis er ihn zu sich bekehrt hat; und das einzige gerettete Lamm, und sei es auch die unbedeutendste Feuilletonistenseele, ist ihm dann lieber als die ganze Herde von Gläubigen, die ihn immer mit orthodoxer Treue verehrten.

Die Musik ist die Überzeugung von Meyerbeer, und Das ist vielleicht der Grund aller jener Ängstlichkeiten und Bekümmernisse, die der groſse Meister so oft an den Tag legt, und die uns nicht selten ein Lächeln entlocken. Man muſs ihn sehen, wenn er eine neue Oper einstudiert; er ist dann der Plagegeist aller Musiker und Sänger, die er mit unaufhörlichen Proben quält. Nie kann er sich ganz zufrieden geben, ein einziger falscher Ton im Orchester ist ihm ein Dolchstich, woran er zu sterben glaubt. Diese Unruhe verfolgt ihn noch lange, wenn die Oper bereits aufgeführt und mit Beifallsrausch empfangen worden. Er ängstigt sich dann noch immer, und ich glaube, er giebt sich nicht eher zufrieden, als bis einige tausend Menschen, die seine Oper gehört und bewundert haben, gestorben und begraben sind; bei Diesen wenigstens hat er keinen Abfall zu befürchten, diese Seelen sind ihm sicher. An den Tagen, wo seine Oper gegeben wird, kann

es ihm der liebe Gott nie recht machen; regnet es und ist es kalt, so fürchtet er, daſs Mademoiselle Falcon den Schnupfen bekomme; ist hingegen der Abend hell und warm, so fürchtet er, daſs das schöne Wetter die Leute ins Freie locken und das Theater leer stehen möchte. Nichts ist der Peinlichkeit zu vergleichen, womit Meyerbeer, wenn seine Musik endlich gedruckt wird, die Korrektur besorgt; diese unermüdliche Verbesserungssucht während der Korrektur ist bei den Pariser Künstlern zum Sprichwort geworden. Aber man bedenke, daſs ihm die Musik über Alles theuer ist, theurer gewiſs als sein Leben. Als die Cholera in Paris zu wüthen begann, beschwor ich Meyerbeer, so schleunig als möglich abzureisen; aber er hatte noch für einige Tage Geschäfte, die er nicht hintenan setzen konnte, er hatte mit einem Italiäner das italiänische Libretto für Robert-le-Diable zu arrangieren.

Weit mehr als Robert-le-Diable sind die Hugenotten ein Werk der Überzeugung, sowohl in Hinsicht des Inhalts als der Form. Wie ich schon bemerkt habe, während die groſse Menge vom Inhalt hingerissen wird, bewundert der stillere Betrachter die ungeheuren Fortschritte der Kunst, die neuen Formen, die hier hervortreten. Nach dem Ausspruch der kompetentesten Richter müssen jetzt alle Musiker,

die für die Oper schreiben wollen, vorher die Hugenotten studieren. In der Instrumentation hat es Meyerbeer am weitesten gebracht. Unerhört ist die Behandlung der Chöre, die sich hier wie Individuen aussprechen und aller opernhaften Herkömmlichkeit entäußert haben. Seit dem Don Juan giebt es gewiss keine größere Erscheinung im Reiche der Tonkunst, als jener vierte Akt der Hugenotten, wo auf die grauenhaft erschütternde Scene der Schwerterweihe, der eingesegneten Mordlust, noch ein Duo gesetzt ist, das jenen ersten Effekt noch überbietet; ein kolossales Wagnis, das man dem ängstlichen Genie kaum zutrauen sollte, dessen Gelingen aber eben so sehr unser Entzücken wie unsere Verwunderung erregt. Was mich betrifft, so glaube ich, dass Meyerbeer diese Aufgabe nicht durch Kunstmittel gelöst hat, sondern durch Naturmittel, indem jenes famose Duo eine Reihe von Gefühlen ausspricht, die vielleicht nie, oder wenigstens nie mit solcher Wahrheit, in einer Oper hervorgetreten, und für welche dennoch in den Gemüthern der Gegenwart die wildesten Sympathien auflodern. Was mich betrifft, so gestehe ich, dass nie bei einer Musik mein Herz so stürmisch pochte, wie bei dem vierten Akte der Hugenotten, dass ich aber diesem Akte und seinen Aufregungen gern aus dem Wege gehe und mit

weit größerem Vergnügen dem zweiten Akte beiwohne. Dieser ist ein [gehaltvolleres] Idyll, das an Lieblichkeit und Grazie den romantischen Lustspielen von Shakspeare, vielleicht aber noch mehr dem „Aminta“ von Tasso ähnlich ist. In der That, unter den Rosen der Freude lauscht darin eine sanfte Schwermuth, die an den unglücklichen Hofdichter von Ferrara erinnert. Es ist mehr die Sehnsucht nach der Heiterkeit, als die Heiterkeit selbst, es ist kein herzliches Lachen, sondern ein Lächeln des Herzens, eines Herzens, welches heimlich krank ist und von Gesundheit nur träumen kann. Wie kommt es, dass ein Künstler, dem von der Wiege an alle blutsaugenden Lebenssorgen abgewedelt worden, der, geboren im Schoße des Reichthums, gehätschelt von der ganzen Familie, die allen seinen Neigungen bereitwillig, ja enthusiastisch fröhnte, weit mehr als irgend ein sterblicher Künstler zum Glück berechtigt war, — wie kommt es, dass Dieser dennoch jene ungeheuren Schmerzen erfahren hat, die uns aus seiner Musik entgegenseufzen und schluchzen? Denn was er nicht selber empfindet, kann der Musiker nicht so gewaltig, nicht so erschütternd aussprechen. Es ist sonderbar, dass der Künstler, dessen materielle Bedürfnisse befriedigt sind, desto unleidlicher von moralischen Drangsalen heimgesucht wird! Aber

Das ist ein Glück für das Publikum, das den Schmerzen des Künstlers seine idealsten Freuden verdankt. Der Künstler ist jenes Kind, wovon das Volksmärchen erzählt, daſs seine Thränen lauter Perlen sind. Ach! die böse Stiefmutter, die Welt, schlägt das arme Kind um so unbarmherziger, damit es nur recht viele Perlen weine!

Man hat die Hugenotten, mehr noch als Robert-le-Diable, eines Mangels an Melodien zeihen wollen. Dieser Vorwurf beruht auf einem Irrthum. „Vor lauter Wald sieht man die Bäume nicht.“ Die Melodie ist hier der Harmonie untergeordnet, und bereits bei einer Vergleichung mit der [rein menschlichen, individuellen] Musik Rossini's, worin das umgekehrte Verhältnis stattfindet, habe ich angedeutet, daſs es diese Vorherrschaft der Harmonie ist, welche die Musik von Meyerbeer als eine menschheitlich bewegte, gesellschaftlich moderne Musik charakterisiert. An Melodien fehlt es ihr wahrlich nicht, nur dürfen diese Melodien nicht störsam schroff, ich möchte sagen egoistisch, hervortreten, sie dürfen nur dem Ganzen dienen, sie sind discipliniert, statt daſs bei den Italiänern die Melodien isoliert, ich möchte fast sagen außergesetzlich, sich geltend machen, ungefähr wie ihre berühmten Banditen. Man merkt es nur nicht; mancher gemeine Soldat schlägt sich

in einer großen Schlacht eben so gut wie der Kalabrese, der einsame Raubheld, dessen persönliche Tapferkeit uns weniger überraschen würde, wenn er unter regulären Truppen, in Reih' und Glied, sich schlüge. Ich will einer Vorherrschaft der Melodie bei Leibe ihr Verdienst nicht absprechen, aber bemerken muss ich, als eine Folge derselben sehen wir in Italien jene Gleichgültigkeit gegen das Ensemble der Oper, gegen die Oper als geschlossenes Kunstwerk, die sich so naiv äußert, dass man in den Logen, während keine Bravourpartien gesungen werden, Gesellschaft empfängt, ungeniert plaudert, wo nicht gar Karten spielt.

Die Vorherrschaft der Harmonie in den Meyerbeer'schen Schöpfungen ist vielleicht eine nothwendige Folge seiner weiten, das Reich des Gedankens und der Erscheinungen umfassenden Bildung. Zu seiner Erziehung wurden Schätze verwendet und sein Geist war empfänglich; er ward früh eingeweiht in alle Wissenschaften und unterscheidet sich auch hiedurch von den meisten Musikern, deren glänzende Ignoranz einigermaßen verzeihlich, da es ihnen gewöhnlich an Mitteln und Zeit fehlte, sich außerhalb ihres Faches große Kenntnisse zu erwerben. Das Gelernte ward bei ihm Natur, und die Schule der Welt gab ihm die höchste Entwicklung; er gehört

zu jener geringen Zahl Deutscher, die selbst Frankreich als Muster der Urbanität anerkennen musste. Solche Bildungshöhe war vielleicht nöthig, wenn man das Material, das zur Schöpfung der Hugenotten gehörte, zusammenfinden und sicheren Sinnes gestalten wollte. Aber ob nicht, was an Weite der Auffassung und Klarheit des Überblicks gewonnen ward, an anderen Eigenschaften verloren ging, Das ist eine Frage. Die Bildung vernichtet bei dem Künstler jene scharfe Accentuation, jene schroffe Färbung, jene Ursprünglichkeit der Gedanken, jene Unmittelbarkeit der Gefühle, die wir bei rohbegrenzten, ungebildeten Naturen so sehr bewundern.

Die Bildung wird überhaupt immer theuer erkauft, und die kleine Blanka hat Recht. Dieses etwa achtjährige Töchterchen von Meyerbeer beneidet den Müßiggang der kleinen Buben und Mädchen, die sie auf der Straße spielen sieht, und äußerte sich jüngst folgendermaßen: „Welch ein Unglück, dass ich gebildete Eltern habe! Ich muss von Morgen bis Abend alles Mögliche auswendig lernen und still sitzen und artig sein, während die ungebildeten Kinder da unten den ganzen Tag glücklich herumlaufen und sich amüsieren können!“

Zehnter Brief.

Außer Meyerbeer beſitzt die Académie royale de musique wenige Tondichter, von welchen es der Mühe lohnte ausführlich zu reden. Und dennoch befindet ſich die franzöſiſche Oper in der reichſten Blüthe, oder, um mich richtiger auszudrücken, ſie erfreut ſich täglich einer guten Recette. Dieſer Zuſtand des Gedeihens begann vor ſechs Jahren durch die Leitung des berühmten Herrn Veron, deſſen Principien ſeitdem von dem neuen Direktor, Herrn Duponchel, mit demſelben Erfolg angewendet werden. Ich ſage Principien, denn in der That, Herr Veron hatte Principien, Reſultate ſeines Nachdenkens in der Kunſt und Wiſſenſchaft, und wie er als Apotheker eine vortreffliche Mixtur für den Huſten erfunden hat, ſo erfand er als Operndirektor ein Heilmittel gegen die Muſik. Er hatte nämlich an ſich

ſelber bemerkt, daſs ein Schauſpiel von Franconi ihm mehr Vergnügen machte als die beſte Oper; er überzeugte ſich, daſs der größte Theil des Publikums von denſelben Empfindungen beſeelt ſei, daſs die meiſten Leute aus Konvenienz in die große Oper gehen und nur dann ſich dort ergötzen, wenn ſchöne Dekorationen, Koſtüme und Tänze ſo ſehr ihre Aufmerkſamkeit feſſeln, daſs ſie die fatale Muſik ganz überhören. Der große Veron kam daher auf den genialen Gedanken, die Schauluſt der Leute in ſo hohem Grade zu befriedigen, daſs die Muſik ſie gar nicht mehr genieren kann, daſs ſie in der großen Oper daſſelbe Vergnügen finden wie bei Franconi. Der große Veron und das große Publikum verſtanden ſich; Jener wuſſte die Muſik unſchädlich zu machen, und gab unter dem Titel „Oper“ Nichts als Pracht- und Spektakelſtücke; dieſes, das Publikum, konnte mit ſeinen Töchtern und Gattinnen in die große Oper gehen, wie es gebildeten Ständen ziemt, ohne vor Langeweile zu ſterben. Amerika war entdeckt, das Ei ſtand auf der Spitze, das Opernhaus füllte ſich täglich, Franconi ward überboten und machte Bankrott, und Herr Veron iſt ſeitdem ein reicher Mann. Der Name Veron wird ewig leben in den Annalen der Muſik; er hat den Tempel der Göttin verſchönert, aber ſie ſelbſt

zur Thür hinausgeſchmiſſen. Nichts übertrifft den Luxus, der in der großen Oper überhand genommen, und dieſe iſt jetzt das Paradies der Harthörigen.

Der jetzige Direktor folgt den Grundſätzen ſeines Vorgängers, obgleich er zu der Perſönlichkeit Deſſelben den ergötzlich ſchroffſten Kontraſt bildet. Haben Sie Herrn Veron jemals geſehen? Im Café de Paris oder auf dem Boulevard Coblence iſt ſie Ihnen gewiſs manchmal aufgefallen, dieſe feiſte karikierte Figur, mit dem ſchief eingedrückten Hute auf dem Kopfe, welcher in einer ungeheuren weißen Kravatte, deren Vatermörder bis über die Ohren reichen, [um ein überreiches Flechtengeſchwür zu bedecken,] ganz vergraben iſt, ſo daſs das rothe, lebensluſtige Geſicht mit den kleinen blinzelnden Augen nur wenig zum Vorſchein kommt. In dem Bewuſſtſein ſeiner Menſchenkenntnis und ſeines Gelingens wälzt er ſich ſo behaglich, ſo inſolent behaglich einher, umgeben von einem Hofſtaate junger, mitunter auch ältlicher Dandies der Literatur, die er gewöhnlich mit Champagner oder ſchönen Figurantinnen regaliert. Er iſt der Gott des Materialismus, und ſein geiſtverhöhnender Blick ſchnitt mir oft peinigend ins Herz, wenn ich ihm begegnete; [manchmal dünkte mir, als kröchen aus ſeinen

Augen eine Menge kleiner Würmer, klebricht und glänzend.]

Herr Duponchel ist ein hagerer, gelbblasser Mann, welcher, wo nicht edel, doch vornehm aussieht, immer trist, eine Leichenbittermiene, und Jemand nannte ihn ganz richtig: un deuil perpétuel. Nach seiner äußeren Erscheinung würde man ihn eher für den Aufseher des Père la chaise, als für den Direktor der großen Oper halten. Er erinnert mich immer an den melancholischen Hofnarren Ludwig's XIII. Dieser Ritter von der traurigen Gestalt ist jetzt Maître de plaisir der Pariser, und ich möchte ihn manchmal belauschen, wenn er einsam in seiner Behausung auf neue Späße sinnt, womit er seinen Souverän, das französische Publikum, ergötzen soll, wenn er wehmüthig-närrisch das trübe Haupt schüttelt, [dass die Schellen an seiner schwarzen Kappe wie seufzend klingeln, wenn er für die Falcon die Zeichnung eines neuen Kostüms koloriert,] und [wenn er] das rothe Buch ergreift, um nachzusehen, ob die Taglioni . . .

Sie sehen mich verwundert an? Ja, Das ist ein kurioses Buch, dessen Bedeutung sehr schwer mit anständigen Worten zu erklären sein möchte. Nur durch Analogien kann ich mich hier verständlich machen. Wissen Sie, was der Schnupfen der

Sängerinnen ist? Ich höre Sie seufzen, und Sie denken wieder an Ihre Märtyrerzeit: die letzte Probe ist überstanden, die Oper ist schon für den Abend angekündigt, da kommt plötzlich die Prima-Donna und erklärt, daſs sie nicht singen könne, denn sie habe den Schnupfen. Da ist Nichts anzufangen, ein Blick gen Himmel, ein ungeheurer [theatralischer] Schmerzensblick! und ein neuer Zettel wird gedruckt, worin man einem verehrungswürdigen Publikum anzeigt, daſs die Vorstellung der „Vestalin," wegen Unpäſslichkeit der Mademoiselle Schnaps, nicht stattfinden könne und statt Dessen „Rochus Pumpernickel" aufgeführt wird. Den Tänzerinnen half es Nichts, wenn sie den Schnupfen ansagten, er hinderte sie ja nicht am Tanzen, und sie beneideten lange Zeit die Sängerinnen ob jener rheumatischen Erfindung, womit Diese sich zu jeder Zeit einen Feierabend und ihrem Feinde, dem Theaterdirektor, einen Leidenstag verschaffen konnten. Sie erflehten daher vom lieben Gott dasselbe Qualrecht, und Dieser, ein Freund des Balletts, wie alle Monarchen, begabte sie mit einer Unpäſslichkeit, die, an sich selber harmlos, sie dennoch verhindert, öffentlich zu pirouettieren, und die wir, nach der Analogie von thé dansant, den tanzenden Schnupfen nennen möchten. Wenn nun eine Tänzerin nicht auftreten will, hat sie eben so

gut ihren unabweisbaren Vorwand, wie die beste Sängerin. Der ehemalige Direktor der großen Oper verwünschte sich oft zu allen Teufeln, wenn „Die Sylphide“ gegeben werden sollte, und die Taglioni ihm meldete, sie könne heute keine Flügel und keine Trikothosen anziehen und nicht auftreten, denn sie habe den tanzenden Schnupfen . . . Der große Veron, in seiner tiefsinnigen Weise, entdeckte, daſs der tanzende Schnupfen sich von dem singenden Schnupfen der Sängerinnen [nicht bloß durch die Farbe, sondern auch] durch eine gewisse Regelmäßigkeit unterscheide, und seine jedesmalige Erscheinung lange voraus berechnet werden könne; denn der liebe Gott, ordnungsliebend wie er ist, gab den Tänzerinnen eine Unpäſslichkeit, die im Zusammenhang mit den Gesetzen der Astronomie, der Physik, der Hydraulik, kurz des ganzen Universums steht und folglich kalkulabel ist; der Schnupfen der Sängerinnen hingegen ist eine Privaterfindung, eine Erfindung der Weiberlaune, und folglich inkalkulabel. In diesem Umstand der Berechenbarkeit der periodischen Wiederkehr des tanzenden Schnupfens suchte der große Veron eine Abhilfe gegen die Vexationen der Tänzerinnen, und jedesmal, wenn eine derselben den ihrigen, [nämlich den tanzenden Schnupfen,] bekam, ward das Datum dieses Ereignisses in ein

beſonderes Buch genau aufgezeichnet, und Das iſt das rothe Buch, welches eben Herr Duponchel in Händen hielt und in welchem er nachrechnen konnte, an welchem Tage die Taglioni . . . Dieſes Buch, welches den Inventionsgeiſt, und überhaupt den Geiſt des ehemaligen Operndirektors, des Herrn Veron, charakteriſiert, iſt gewiſs von praktiſcher Nützlichkeit.

Aus den vorhergehenden Bemerkungen werden Sie die gegenwärtige Bedeutung der franzöſiſchen großen Oper begriffen haben. Sie hat ſich mit den Feinden der Muſik ausgeſöhnt, und, wie in die Tuilerien iſt der wohlhabende Bürgerſtand auch in die Akademie de Muſique eingedrungen, während die vornehme Geſellſchaft das Feld geräumt hat. Die ſchöne Ariſtokratie, dieſe Elite, die ſich durch Rang, Bildung, Geburt, Faſhion und Müßiggang auszeichnet, flüchtete ſich in die italiäniſche Oper, in dieſe muſikaliſche Oaſe, wo die großen Nachtigallen der Kunſt noch immer trillern, die Quellen der Melodie noch immer zaubervoll rieſeln, und die Palmen der Schönheit mit ihren ſtolzen Fächern Beifall winken . . . während rings umher eine blaſſe Sandwüſte, eine Sahara der Muſik. Nur noch einzelne gute Koncerte tauchen manchmal hervor in dieſer Wüſte, und gewähren dem Freunde der Tonkunſt eine außer-

ordentliche Labung. Dahin gehörten dieſen Winter die Sonntage des Conſervatoires, einige Privatſoiréen auf der Rue du Bondy, und beſonders die Koncerte von Berlioz und Liſzt. Die beiden Letzteren ſind wohl die merkwürdigſten Erſcheinungen in der hieſigen muſikaliſchen Welt; ich ſage die merkwürdigſten, nicht die ſchönſten, nicht die erfreulichſten. Von Berlioz werden wir bald eine Oper erhalten. Das Süjet iſt eine Epiſode aus dem Leben Benvenuto's Cellini, der Guſs des Perſeus. Man erwartet Außerordentliches, da dieſer Komponiſt ſchon Außerordentliches geleiſtet. Seine Geiſtesrichtung iſt das Phantaſtiſche, nicht verbunden mit Gemüth, ſondern mit Sentimentalität; er hat große Ähnlichkeit mit Callot, Gozzi und Hoffmann. Schon ſeine äußere Erſcheinung deutet darauf hin. Es iſt Schade, daſs er ſeine ungeheure, antediluvianiſche Friſur, dieſe aufſträubenden Haare, die über ſeine Stirne, wie ein Wald über eine ſchroffe Felswand, ſich erhoben, abſchneiden laſſen; ſo ſah ich ihn zum erſten Male vor ſechs Jahren, und ſo wird er immer in meinem Gedächtniſſe ſtehen. Es war im Conservatoire de Musique, und man gab eine große Symphonie von ihm, ein bizarres Nachtſtück, das nur zuweilen erhellt wird von einer ſentimentalweißen Weiberrobe, die darin hin und her flattert, oder von

einem ſchwefelgelben Blitz der Ironie. Das Beſte darin iſt ein Hexenſabbath, wo der Teufel Meſſe lieſt und die katholiſche Kirchenmuſik mit der ſchauerlichſten, blutigſten Poſſenhaftigkeit parodiert wird. Es iſt eine Farce, wobei alle geheimen Schlangen, die wir im Herzen tragen, freudig emporziſchen. Mein Logennachbar, ein redſeliger junger Mann, zeigte mir den Komponiſten, welcher ſich am äußerſten Ende des Saales in einem Winkel des Orcheſters befand und die Pauke ſchlug. Denn die Pauke iſt ſein Inſtrument. „Sehen Sie in der Avantſcene," ſagte mein Nachbar, „jene dicke Engländerin? Das iſt Miſs Smithſon; in dieſe Dame iſt Herr Berlioz ſeit drei Jahren ſterbensverliebt, und dieſer Leidenſchaft verdanken wir die wilde Symphonie, die Sie heute hören." In der That, in der Avantſcene-Loge ſaß die berühmte Schauſpielerin von Coventgarden; Berlioz ſah immer unverwandt nach ihr hin, und jedesmal, wenn ſein Blick dem ihrigen begegnete, ſchlug er los auf ſeine Pauke, wie wüthend. Miſs Smithſon iſt ſeitdem Madame Berlioz geworden, und ihr Gatte hat ſich ſeitdem auch die Haare abſchneiden laſſen. Als ich dieſen Winter im Conſervatoire wieder ſeine Symphonie hörte, ſaß er wieder als Paukenſchläger im Hintergrunde des Orcheſters, die dicke Engländerin ſaß wieder in der

Avantſcene, ihre Blicke begegneten ſich wieder . . . aber er ſchlug nicht mehr ſo wüthend auf die Pauke.

Lißt iſt der nächſte Wahlverwandte von Berlioz und weiß Deſſen Muſik am beſten zu exekutieren. Ich brauche Ihnen von ſeinem Talente nicht zu reden; ſein Ruhm iſt europäiſch. Er iſt unſtreitig derjenige Künſtler, welcher in Paris die unbedingteſten Enthuſiaſten findet, aber auch die eifrigſten Widerſacher. Das iſt ein bedeutendes Zeichen, daſs Niemand mit Indifferenz von ihm redet. Ohne poſitiven Gehalt kann man in dieſer Welt weder günſtige, noch feindliche Paſſionen erwecken. Es gehört Feuer dazu, um die Menſchen zu entzünden, ſowohl zum Haſs als zur Liebe. Was am beſten für Lißt zeugt, iſt die volle Achtung, womit ſelbſt die Gegner ſeinen perſönlichen Werth anerkennen. Er iſt ein Menſch von verſchrobenem, aber edlem Charakter, uneigennützig und ohne Falſch. Höchſt merkwürdig ſind ſeine Geiſtesrichtungen, er hat große Anlagen zur Spekulation, und mehr noch, als die Intereſſen ſeiner Kunſt, intereſſieren ihn die Unterſuchungen der verſchiedenen Schulen, die ſich mit der Löſung der großen, Himmel und Erde umfaſſenden Frage beſchäftigen. Er glühte lange Zeit für die ſchöne Saint-Simoniſtiſche Weltanſicht, ſpäter umnebelten ihn die ſpiritualiſtiſchen oder viel-

mehr vaporiſchen Gedanken von Ballanche, jetzt ſchwärmt er für die republikaniſch-katholiſchen Lehren eines Lamennais, welcher die Jakobinermütze aufs Kreuz gepflanzt hat . . . Der Himmel weiß! in welchem Geiſtesſtall er ſein nächſtes Steckenpferd finden wird. Aber lobenswerth bleibt immer dieſes unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit, es zeugt von ſeinem Sinn für das Heilige, für das Religiöſe. Daſs ein ſo unruhiger Kopf, der von allen Nöthen und Doktrinen der Zeit in die Wirre getrieben wird, der das Bedürfnis fühlt, ſich um alle Bedürfniſſe der Menſchheit zu bekümmern, und gern die Naſe in alle Töpfe ſteckt, worin der liebe Gott die Zukunft kocht: daſs Franz Lißt kein ſtiller Klavierſpieler für ruhige Staatsbürger und gemüthliche Schlafmützen ſein kann, Das verſteht ſich von ſelbſt. Wenn er am Fortepiano ſitzt und ſich mehrmals das Haar über die Stirne zurückgeſtrichen hat und zu improviſieren beginnt, dann ſtürmt er nicht ſelten allzu toll über die elfenbeinernen Taſten, und es erklingt eine Wildnis von himmelhohen Gedanken, wozwiſchen hie und da die ſüßeſten Blumen ihren Duft verbreiten, daſs man zugleich beängſtigt und beſeligt wird, aber doch noch mehr beängſtigt.

Ich geſtehe es Ihnen, wie ſehr ich auch Lißt liebe, ſo wirkt doch ſeine Muſik nicht angenehm auf mein Gemüth, um ſo mehr, da ich ein Sonntagskind bin und die Geſpenſter auch ſehe, welche andere Leute nur hören, da, wie Sie wiſſen, bei jedem Ton, den die Hand auf dem Klavier anſchlägt, auch die entſprechende Klangfigur in meinem Geiſte aufſteigt, kurz, da die Muſik meinem inneren Auge ſichtbar wird. Noch zittert mir der Verſtand im Kopfe bei der Erinnerung des Koncertes, worin ich Lißt zuletzt ſpielen hörte. Es war im Koncerte für die unglücklichen Italiäner, im Hôtel jener ſchönen, edlen und leidenden Fürſtin, welche ihr leibliches und ihr geiſtiges Vaterland, Italien und den Himmel, ſo ſchön repräſentiert ... (Sie haben ſie gewiſs in Paris geſehen, die ideale Geſtalt, welche dennoch nur das Gefängnis iſt, worin die heiligſte Engelſeele eingekerkert worden ... Aber dieſer Kerker iſt ſo ſchön, daſs Jeder wie verzaubert davor ſtehen bleibt und ihn anſtaunt) ... Es war im Koncerte zum Beſten der unglücklichen Italiäner, wo ich Lißt verfloſſenen Winter zuletzt ſpielen hörte, ich weiß nicht mehr was, aber ich möchte darauf ſchwören, er variierte einige Themata aus der Apokalypſe. Anfangs konnte ich ſie nicht ganz deutlich ſehen, die vier myſtiſchen Thiere, ich hörte nur ihre

Stimme, besonders das Gebrüll des Löwen und das Krächzen des Adlers. Den Ochsen mit dem Buch in der Hand sah ich ganz genau. Am besten spielte er das Thal Josaphat. Es waren Schranken wie bei einem Turnier, und als Zuschauer um den ungeheuren Raum drängten sich die auferstandenen Völker, grabesbleich und zitternd. Zuerst galoppierte Satan in die Schranken, schwarz geharnischt auf einem milchweißen Schimmel. Langsam ritt hinter ihm her der Tod, auf seinem fahlen Pferde. Endlich erschien Christus, in goldener Rüstung, auf einem schwarzen Ross, und mit seiner heiligen Lanze stach er erst Satan zu Boden, hernach den Tod, und die Zuschauer jauchzten . . . Stürmischen Beifall zollte man dem Spiel des wackeren Liszt, welcher ermüdet das Klavier verließ, sich vor den Damen verbeugte . . . Um die Lippen der Schönsten zog jenes melancholisch-süße Lächeln, [welches an Italien erinnert und den Himmel ahnen lässt] . . .

[Das eben erwähnte Koncert hatte für das Publikum noch ein besonderes Interesse. Aus Journalen wissen Sie zur Genüge, welches trübselige Missverhältnis zwischen Liszt und dem Wiener Pianisten Thalberg herrscht, welchen Rumor ein Artikel von Liszt gegen Thalberg in der musikalischen Welt

erregt hat, und welche Rollen die lauernde Feindschaft und Klatschsucht sowohl zum Nachtheil des Kritikers als des Kritisierten dabei spielten. In der Blüthenzeit dieser skandalösen Reibungen entschlossen sich nun beide Helden des Tages, in demselben Koncerte, Einer nach dem Andern, zu spielen. Sie setzten Beide die verletzten Privatgefühle bei Seite, um einen wohlthätigen Zweck zu fördern, und das Publikum, welchem sie Gelegenheit boten, ihre eigenthümlichen Verschiedenheiten durch augenblickliche Vergleichung zu erkennen und zu würdigen, zollte ihnen reichlich den verdienten Beifall.

Ja, man braucht den musikalischen Charakter Beider nur einmal zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daſs es von eben so großer Heimtücke wie Beschränktheit zeugt, wenn man den Einen auf Kosten des Anderen lobte. Ihre technische Ausbildung wird sich wohl die Wage halten, und was ihren geistigen Charakter betrifft, so läſst sich wohl kein schrofferer Kontrast erdenken, als der edle, seelenvolle, verständige, gemüthliche, stille, deutsche, ja österreichische Thalberg, gegenüber dem wilden, wetterleuchtenden, vulkanischen, himmelstürmenden Liſst!

Die Vergleichung zwischen Virtuosen beruht gewöhnlich auf einem Irrthum, der einst auch in der Poetik florierte, nämlich in dem sogenannten

Princip von der überwundenen Schwierigkeit. Wie man aber seitdem eingesehen hat, daſs die metrische Form eine ganz andere Bedeutung hat, als von der Sprachkünstlichkeit des Dichters Zeugnis zu geben, und daſs wir einen schönen Vers nicht deſshalb bewundern, weil seine Anfertigung viele Mühe gekostet hat, so wird man bald einsehen, daſs es hinlänglich ist, wenn ein Musiker Alles, was er fühlt und denkt, oder was Andere gefühlt und gedacht, durch sein Instrument mittheilen kann, und daſs alle virtuosischen Tours de force, die nur von der überwundenen Schwierigkeit zeugen, als unnützer Schall zu verwerfen und ins Gebiet der Taschenspielerei, des Volteschlagens, der verschluckten Schwerter, der Balancierkünste und der Eiertänze zu verweisen sind. Es ist hinreichend, daſs der Musiker sein Instrument ganz in der Gewalt habe, daſs man des materiellen Vermittelns ganz vergesse und nur der Geist vernehmbar werde. Überhaupt, seit Kalkbrenner die Kunst des Spiels zur höchsten Vollendung gebracht, sollten sich die Pianisten nicht Viel auf ihre technische Fertigkeit einbilden. Nur Aberwitz und Böswilligkeit durften in pedantischen Ausdrücken von einer Revolution sprechen, welche Thalberg auf seinem Instrumente hervorgebracht habe. Man hat diesem groſsen, vortrefflichen Künstler einen

schlechten Dienst erwiesen, als man, statt die jugendliche Schönheit, Zärte und Lieblichkeit seines Spiels zu rühmen, ihn als einen Columbus darstellte, der auf dem Pianoforte Amerika entdeckt habe, während die Anderen sich bisher nur mühsam um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumspielen mussten, wenn sie das Publikum mit musikalischen Specereien erquicken wollten. Wie musste Kalkbrenner lächeln, als er von der neuen Entdeckung hörte!]

Es wäre ungerecht, wenn ich bei dieser Gelegenheit nicht eines Pianisten erwähnen wollte, der neben Liszt am meisten gefeiert wird. Es ist Chopin*), der nicht bloß als Virtuose durch technische Vollendung glänzt, sondern auch als Komponist das Höchste leistet. Das ist ein Mensch vom ersten Range. Chopin ist der Liebling jener Elite, die in

*) Im ältesten Abdruck lautet diese Stelle: „Es ist Chopin, und Dieser kann zugleich als Beispiel dienen, wie es einem außerordentlichen Menschen nicht genügt, in der technischen Vollendung mit den Besten seines Faches rivalisieren zu können. Chopin ist nicht damit zufrieden, daß seine Hände ob ihrer Fertigkeit von anderen Händen beifällig beklatscht werden; er strebt nach einem besseren Lorber, seine Finger sind nur die Diener seiner Seele, und diese wird applaudiert von Leuten, die nicht bloß mit den Ohren hören, sondern auch mit der Seele. Er ist daher der Liebling jener Elite ꝛc." Der Herausgeber.

der Musik die höchsten Geistesgenüsse sucht. Sein Ruhm ist aristokratischer Art, er ist parfümiert von den Lobsprüchen der guten Gesellschaft, er ist vornehm wie seine Person.

Chopin ist von französischen Eltern in Polen geboren und hat einen Theil seiner Erziehung in Deutschland genossen. Diese Einflüsse dreier Nationalitäten machen seine Persönlichkeit zu einer höchst merkwürdigen Erscheinung; er hat sich nämlich das Beste angeignet, wodurch sich die drei Völker auszeichnen: Polen gab ihm seinen chevaleresken Sinn und seinen geschichtlichen Schmerz, Frankreich gab ihm seine leichte Anmuth, seine Grazie, Deutschland gab ihm den romantischen Tiefsinn . . . Die Natur aber gab ihm eine zierliche, schlanke, etwas schmächtige Gestalt, das edelste Herz und das Genie. Ja, dem Chopin muss man Genie zusprechen in der vollen Bedeutung des Wortes; er ist nicht bloß Virtuose, er ist auch Poet, er kann uns die Poesie, die in seiner Seele lebt, zur Anschauung bringen, er ist Tondichter, und Nichts gleicht dem Genuss, den er uns verschafft, wenn er am Klavier sitzt und improvisiert. Er ist alsdann weder Pole, noch Franzose, noch Deutscher, er verräth dann einen weit höheren Ursprung, man merkt alsdann, er stammt aus dem Lande Mozart's, Raphael's,

Goethe's, sein wahres Vaterland ist das Traumreich der Poesie. Wenn er am Klavier sitzt und improvisiert, ist es mir, als besuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimat und erzähle mir die kurioſesten Dinge, die während meiner Abwesenheit dort passiert sind . . . Manchmal möcht' ich ihn mit Fragen unterbrechen: Und wie geht's der schönen Nixe, die ihren silbernen Schleier so kokett um die grünen Locken zu binden wusste? Verfolgt sie noch immer der weißbärtige Meergott mit seiner närrisch abgestandenen Liebe? Sind bei uns die Rosen noch immer so flammenstolz? Singen die Bäume noch immer so schön im Mondschein? . . .

Ach! es ist schon lange her, daſs ich in der Fremde lebe, und mit meinem fabelhaften Heimweh komme ich mir manchmal vor, wie der fliegende Holländer und seine Schiffsgenossen, die auf den kalten Wellen ewig geschaukelt werden und vergebens zurückverlangen nach den stillen Kaien, Tulpen, Myfrowen, Thonpfeifen und Porzellantassen von Holland . . . „Amsterdam! Amsterdam! wann kommen wir wieder nach Amsterdam!" seufzen sie im Sturm, während die Heulwinde sie beständig hin und her schleudern auf den verdammten Wogen ihrer Wasserhölle. Wohl begreife ich den Schmerz, womit der Kapitän des verwünschten Schiffes einst

ſagte: „Komme ich jemals zurück nach Amſterdam, ſo will ich dort lieber ein Stein werden an irgend einer Straßenecke, als daſs ich jemals die Stadt wieder verlaſſe!“ Armer Vanderdecken!

Ich hoffe, liebſter Freund, daſs dieſe Briefe Sie froh und heiter antreffen, im roſigen Lebenslichte, und daſs es mir nicht wie dem fliegenden Holländer ergehe, deſſen Briefe gewöhnlich an Perſonen gerichtet ſind, die während ſeiner Abweſenheit in der Heimat längſt verſtorben ſind!

[Ach, wie viele meiner Lieben ſind dahingeſchieden, während mein Lebensſchiff in der Fremde von den fatalſten Stürmen hin und her getrieben wird! Ich fange an ſchwindlicht zu werden, und ich glaube, auch die Sterne am Himmel ſtehen nicht mehr feſt und bewegen ſich in leidenſchaftlichen Kreiſen. Ich ſchließe die Augen, und dann greifen nach mir die tollen Träume mit ihren langen Armen, und ziehen mich in unerhörte Gegenden und ſchauerliche Beängſtigungen . . . Sie haben keinen Begriff davon, theurer Freund, wie ſeltſam, wie abenteuerlich wunderbar die Landſchaften ſind, die ich im Traume ſehe, und welche grauenhaften Schmerzen mich ſogar im Schlafe quälen . . .

Verfloſſene Nacht befand ich mich in einem ungeheuren Dome. Es herrſchte darin dämmerndes

Zwielicht ... Nur in den oberſten Räumen, durch die Galerien, die über dem erſten Pfeilerbau ſich erhoben, zogen die flackernden Lichter einer Proceſſion: rothröckige Chorknaben, ungeheure Wachskerzen und Kreuzfahnen vorantragend, braune Mönche und Prieſter, in buntfarbigen Meſsgewanden hintendrein folgend ... Und der Zug bewegte ſich märchenhaft ſchauerlich in den Höhen, der Kuppel entlang, aber allmählich herabſteigend, — während ich unten, das unglückſelige Weib am Arm, im Schiffe der Kirche immer hin und her floh. — Ich weiß nicht mehr, ob welcher Befürchtung: wir flohen mit herzpochender Angſt, ſuchten uns manchmal hinter einem von den Rieſenpfeilern zu verſtecken, jedoch vergebens, und wir flohen immer ängſtlicher, da die Proceſſion, auf Wendeltreppen herabſteigend, uns endlich nahete ... Es war ein unbegreiflich wehmüthiger Geſang, und was noch unbegreiflicher, voran ſchritt eine lange, blaſſe, ſchon ältliche Frau, die noch Spuren großer Schönheit im Geſichte trug und ſich mit gemeſſenen Pas, faſt wie eine Operntänzerin, zu uns hin bewegte. In den Händen trug ſie einen Strauß von ſchwarzen Blumen, den ſie uns mit theatraliſcher Gebärde darreichte, während ein wahrer, ungeheurer Schmerz in ihren großen, glänzenden Augen zu weinen ſchien

... Nun aber änderte sich plötzlich die Scene, und, statt in einem dunklen Dome, befanden wir uns in einer Landschaft, wo die Berge sich bewegten und allerlei Stellungen annahmen, wie Menschen, und wo die Bäume mit rothen Flammenblättern zu brennen schienen, und wirklich brannten ... Denn als die Berge, nach den tollsten Bewegungen, sich gänzlich verflachten, verloderten auch die Bäume in sich selber, fielen wie Asche zusammen ... Und endlich befand ich mich ganz allein auf einer weiten, wüsten Ebene, unter meinen Füßen Nichts als gelber Sand, über mir Nichts als trostlos fahler Himmel. Ich war allein. Die Gefährtin war von meiner Seite verschwunden, und indem ich sie angstvoll suchte, fand ich im Sande eine weibliche Bildsäule, wunderschön, aber die Arme abgebrochen, wie bei der Venus von Milo, und der Marmor an manchen Stellen kummervoll verwittert. Ich stand eine Weile davor in wehmüthiger Betrachtung, bis endlich ein Reiter angeritten kam. Das war ein großer Vogel, ein Strauß, und er ritt auf einem Kamele, drollig anzusehen. Er machte ebenfalls Halt vor der gebrochenen Statue, und wir unterhielten uns lange über die Kunst. Was ist die Kunst? frug ich ihn. Und er antwortete: „Fragen Sie Das die

große steinerne Sphinx, welche im Vorhof des Museums zu Paris kauert.“

Theurer Freund, lachen Sie nicht über meine Nachtgesichte! Oder haben auch Sie ein werkeltägiges Vorurtheil gegen Träume? —

Morgen reise ich nach Paris. Leben Sie wohl!]

Anhang.

George Sand.

Paris, den 30. April 1840.

Gestern Abend, nach langem Erwarten von Tag zu Tag, nach einem fast zweimonatlichen Hinzögern, wodurch die Neugier, aber auch die Geduld des Publikums überreizt wurde — endlich gestern Abend ward „Cosima," das Drama von George Sand, im Théâtre français aufgeführt. [Das Gedränge und die Hitze war unerträglich.] Man hat keinen Begriff davon, wie seit einigen Wochen alle Notabilitäten der Hauptstadt, Alles, was hier hervorragt durch Rang, Geburt, Talent, Laster, Reichthum, kurz durch Auszeichnung jeder Art, sich Mühe gab, dieser Vorstellung beiwohnen zu können. Der Ruhm des Autors ist so groß, daſs die Schaulust

aufs höchſte geſpannt war; aber nicht bloß die Schauluſt, ſondern noch ganz andere Intereſſen und Leidenſchaften kamen ins Spiel. Man kannte im Voraus die Kabalen, die Intrigen, die Böswilligkeiten, die ſich gegen das Stück verſchworen und mit dem niedrigſten Metierneid gemeinſchaftliche Sache machten. Der kühne Autor, der durch ſeine Romane bei der Ariſtokratie und bei dem Bürgerſtand gleich großes Miſsfallen erregte, ſollte für ſeine „irreligiöſen und immoraliſchen Grundſätze“ bei Gelegenheit eines dramatiſchen Debüts öffentlich büßen; denn, wie ich Ihnen dieſer Tage ſchrieb,*) die franzöſiſche Nobleſſe betrachtet die Religion als eine Abwehr gegen die herandrohenden Schreckniſſe des Republikanismus und protegiert ſie, um ihr Anſehen zu befördern und ihre Köpfe zu ſchützen, während die Bourgeoiſie durch die antimatrimonialen Doktrinen eines George Sand ebenfalls ihre Köpfe bedroht ſieht, nämlich bedroht durch einen gewiſſen Hornſchmuck, den ein verheiratheter Bürgergardiſt eben ſo gern entbehrt, wie er gern mit dem Kreuze der Ehrenlegion geziert zu werden wünſcht.

*) Vgl. den Korreſpondenzbericht vom 30. April 1840, — Sämmtl. Werke, Bd. IX, S. 64.

Der Herausgeber.

Der Autor hatte sehr gut seine misliche Stellung begriffen und in seinem Stück Alles vermieden, was die adligen Ritter der Religion und die bürgerlichen Schildknappen der Moral, die Legitimisten der Politik und der Ehe, in Harnisch bringen konnte; und der Vorfechter der socialen Revolution, der in seinen Schriften das Wildeste wagte, hatte sich auf der Bühne die zahmsten Schranken gesetzt, und sein nächster Zweck war, nicht auf dem Theater seine Principien zu proklamieren, sondern vom Theater Besitz zu nehmen. Dass ihm Dies gelingen könne, erregte aber eine große Furcht unter gewissen kleinen Leuten, denen die angedeuteten religiösen, politischen und moralischen Differenzen ganz fremd sind, und die nur den gemeinsten Handwerksinteressen huldigen. Das sind die sogenannten Bühnendichter, die in Frankreich, eben so wie bei uns in Deutschland, eine ganz abgesonderte Klasse bilden und, wie mit der eigentlichen Literatur selbst, so auch mit den ausgezeichneten Schriftstellern, deren die Nation sich rühmt, Nichts gemein haben. Letztere, mit wenigen Ausnahmen, stehen dem Theater ganz fern, nur dass bei uns die großen Schriftsteller mit vornehmer Geringschätzung sich eigenwillig von der Bretterwelt abwenden, während sie in Frankreich sich herzlich gern darauf producieren möchten, aber durch die

Machinationen der erwähnten Bühnendichter von diesem Terrain zurückgetrieben werden. Und im Grunde kann man es den kleinen Leuten nicht verdenken, daſs sie sich gegen die Invasion der Großen so viel als möglich wehren. „Was wollt ihr bei uns," rufen sie, bleibt in eurer Literatur, und drängt euch nicht zu unsern Suppentöpfen! Für euch der Ruhm, für uns das Geld! Für euch die langen Artikel der Bewunderung, die Anerkenntnis der Geister, die höhere Kritik, die uns arme Schelme ganz ignoriert! Für euch der Lorber, für uns der Braten! Für euch der Rausch der Poesie, für uns der Schaum des Champagners, den wir vergnüglich schlürfen in Gesellschaft des Chefs der Klaqueure und der anständigsten Damen. Wir essen, trinken, werden applaudiert, ausgepfiffen und vergessen, während ihr in den Revüen „beider Welten" gefeiert werdet und*) der erhabensten Unsterblichkeit entgegenhungert!"

In der That, das Theater gewährt jenen Bühnendichtern den glänzendsten Wohlstand; die meisten von ihnen werden reich, leben in Hülle und Fülle, statt daſs die größten Schriftsteller Frankreichs, ruiniert durch den belgischen Nachdruck und den ban-

*) Die Worte: „in den Revüen „beider Welten" gefeiert werdet und" fehlen in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

kerotten Zuſtand des Buchhandels, in troſtloſer Armuth dahindarben. Was iſt natürlicher, als daſs ſie manchmal nach den goldenen Früchten ſchmachten, die hinter den Lampen der Bretterwelt reifen, und die Hand darnach ausſtrecken, wie jüngſt Balzac that, dem ſolches Gelüſt ſo ſchlecht bekam! Herrſcht ſchon in Deutſchland ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis zwiſchen den Mittelmäßigkeiten, die das Theater ausbeuten, ſo iſt Das in weit ſchnöderer Weiſe der Fall zu Paris, wo all dieſe Miſère centraliſiert iſt. Und dabei ſind hier die kleinen Leute ſo aktiv, ſo geſchickt, ſo unermüdlich in ihrem Kampf gegen die Großen, und ganz beſonders in ihrem Kampf gegen das Genie, das immer iſoliert ſteht, auch etwas ungeſchickt iſt, und, im Vertrauen geſagt, auch gar zu träumeriſch träge iſt.

Welche Aufnahme fand nun das Drama von George Sand, des größten Schriftſtellers, den das neue Frankreich hervorgebracht, des unheimlich einſamen Genius, der auch bei uns in Deutſchland gewürdigt worden? War die Aufnahme eine entſchieden ſchlechte oder eine zweifelhaft gute? Ehrlich geſtanden, ich kann dieſe Frage nicht beantworten. Die Achtung vor dem großen Namen lähmte vielleicht manches böſe Vorhaben. Ich erwartete das

Schlimmste. Alle Antagonisten des Autors hatten sich ein Rendezvous gegeben in dem ungeheuren Saale des Théâtre français, der über zweitausend Personen fasst. Etwa einhundertvierzig Billette hatte die Admnistration zur Verfügung des Autors gestellt, um sie an die Freunde zu vertheilen; ich glaube aber, verzettelt durch weibliche Laune, sind davon nur wenige in die rechten, applaudierenden Hände gerathen. Von einer organisierten Klaque war gar nicht die Rede; der gewöhnliche Chef derselben hatte seine Dienste angeboten, fand aber kein Gehör bei dem stolzen Verfasser der „Lelia." Die sogenannten Römer, die in der Mitte des Parterres unter dem großen Leuchter so tapfer zu applaudieren pflegen, wenn ein Stück von Scribe oder Ancelot aufgeführt wird, waren gestern im Théâtre français nicht sichtbar. [Die Beifallsbezeugungen, die dennoch häufig und hinlänglich geräuschvoll stattfanden, waren um so ehrenwerther. Während des fünften Akts hörte man einige Meucheltöne, und doch enthielt dieser Akt weit mehr dramatische und poetische Schönheiten als die vorhergehenden, worin das Bestreben, alles Anstößige zu vermeiden, fast in eine unerfreuliche Zagnis ausartete.

kerotten Zuſtand des Buchhandels, in troſtloſer Armuth dahindarben. Was iſt natürlicher, als daſs ſie manchmal nach den goldenen Früchten ſchmachten, die hinter den Lampen der Bretterwelt reifen, und die Hand darnach ausſtrecken, wie jüngſt Balzac that, dem ſolches Gelüſt ſo ſchlecht bekam! Herrſcht ſchon in Deutſchland ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis zwiſchen den Mittelmäßigkeiten, die das Theater ausbeuten, ſo iſt Das in weit ſchnöderer Weiſe der Fall zu Paris, wo all dieſe Misère centraliſiert iſt. Und dabei ſind hier die kleinen Leute ſo aktiv, ſo geſchickt, ſo unermüdlich in ihrem Kampf gegen die Großen, und ganz beſonders in ihrem Kampf gegen das Genie, das immer iſoliert ſteht, auch etwas ungeſchickt iſt, und, im Vertrauen geſagt, auch gar zu träumeriſch träge iſt.

Welche Aufnahme fand nun das Drama von George Sand, des größten Schriftſtellers, den das neue Frankreich hervorgebracht, des unheimlich einſamen Genius, der auch bei uns in Deutſchland gewürdigt worden? War die Aufnahme eine entſchieden ſchlechte oder eine zweifelhaft gute? Ehrlich geſtanden, ich kann dieſe Frage nicht beantworten. Die Achtung vor dem großen Namen lähmte vielleicht manches böſe Verdammen. Ich erwartete das

Schlimmste. Alle Antagonisten des Autors hatten sich ein Rendezvous gegeben in dem ungeheuren Saale des Théâtre français, der über zweitausend Personen fasst. Etwa einhundertvierzig Billette hatte die Admnistration zur Verfügung des Autors gestellt, um sie an die Freunde zu vertheilen; ich glaube aber, verzettelt durch weibliche Laune, sind davon nur wenige in die rechten, applaudierenden Hände gerathen. Von einer organisierten Klaque war gar nicht die Rede; der gewöhnliche Chef derselben hatte seine Dienste angeboten, fand aber kein Gehör bei dem stolzen Verfasser der „Lelia." Die sogenannten Römer, die in der Mitte des Parterres unter dem großen Leuchter so tapfer zu applaudieren pflegen, wenn ein Stück von Scribe oder Ancelot aufgeführt wird, waren gestern im Théâtre français nicht sichtbar. [Die Beifallsbezeugungen, die dennoch häufig und hinlänglich geräuschvoll stattfanden, waren um so ehrenwerther. Während des fünften Akts hörte man einige Meucheltöne, und doch enthielt dieser Akt weit mehr dramatische und poetische Schönheiten als die vorhergehenden, worin das Bestreben, alles Anstößige zu vermeiden, fast in eine unerfreuliche Zagnis ausartete.

Über den Werth des Stücks überhaupt will ich mir hier kein Urtheil gestatten. Genug, der Verfasser ist George Sand, und das gedruckte Werk wird in einigen Tagen der Kritik von ganz Europa überliefert werden. Das ist ein Vortheil, den die großen Reputationen genießen: sie werden von einer Jury gerichtet, welche sich nicht irre machen läßt von einigen literarischen Eunuchen, die aus dem Winkel eines Parterres oder eines Journals ihre pfeifenden Stimmchen vernehmen lassen.]

Über die Darstellung des bestrittenen Dramas kann ich leider nur das Schlimmste berichten. Außer der berühmten Dorval, die gestern nicht schlechter, aber auch nicht besser als gewöhnlich spielte, trugen alle Akteure ihre monotone Mittelmäßigkeit zur Schau. Der Hauptheld des Stücks, ein Monsieur Beauvallet, spielte, um biblisch zu reden, „wie ein Schwein mit einem goldenen Nasenring.“ George Sand scheint vorausgesehn zu haben, wie wenig sein Drama, trotz aller Zugeständnisse, die er den Kapricen der Schauspieler machte, von den mimischen Leistungen derselben zu erwarten hatte, und im Gespräch mit einem deutschen Freunde sagte er scherzhaft: „Sehen Sie, die Franzosen sind Alle geborne Komödianten, und Jeder spielt in der Welt mehr oder minder brillant seine Rolle; Diejenigen aber

unter meinen Landsleuten, die am wenigſten Talent für die edle Schauſpielkunſt beſitzen, widmen ſich dem Theater und werden Akteure.“

Ich habe ſelbſt früher bemerkt, daſs das öffentliche Leben in Frankreich, das Repräſentativſyſtem und das politiſche Treiben, die beſten ſchauſpielériſchen Talente der Franzoſen abſorbiert, und deſshalb auf dem eigentlichen Theater nur die Mediokritäten zu finden ſind. Dieſes gilt aber nur von den Männern, nicht von den Weibern; die franzöſiſche Bühne iſt reich an Schauſpielerinnen vom höchſten Werth, und die jetzige Generation überflügelt vielleicht die frühere. Große, außerordentliche Talente bewundern wir, die ſich hier um ſo zahlreicher entfalten konnten, da die Frauen durch eine ungerechte Geſetzgebung, durch die Uſurpation der Männer, von allen politiſchen Ämtern und Würden ausgeſchloſſen ſind und ihre Fähigkeiten nicht auf den Brettern des Palais Bourbon und des Luxembourg geltend machen können. Ihrem Drang nach Öffentlichkeit ſtehen nur die öffentlichen Häuſer der Kunſt und der Galanterie offen, und ſie werden entweder Aktricen oder Loretten, oder auch Beides zugleich, denn hier in Frankreich ſind dieſe zwei Gewerbe nicht ſo ſtreng geſchieden, wie bei uns in Deutſchland, wo die Komödianten oft zu den reputier-

lichsten Personen gehören und nicht selten sich durch bürgerlich gute Aufführung auszeichnen; sie sind bei uns nicht durch die öffentliche Meinung wie Parias ausgestoßen aus der Gesellschaft, und sie finden vielmehr in den Häusern des Adels, in den Soiréen toleranter jüdischer Bankiers und sogar in einigen honetten bürgerlichen Familien eine zuvorkommende Aufnahme. Hier in Frankreich im Gegentheil, wo so viele Vorurtheile ausgerottet sind, ist das Anathema der Kirche noch immer wirksam in Bezug auf die Schauspieler; sie werden noch immer als Verworfene betrachtet, und da die Menschen immer schlecht werden, wenn man sie schlecht behandelt, so bleiben mit wenigen Ausnahmen die Schauspieler hier im verjährten Zustande des glänzend schmutzigen Zigeunerthums. Thalia und die Tugend schlafen hier selten in demselben Bette, und sogar unsre berühmteste Melpomene steigt manchmal von ihrem Kothurn herunter, um ihn mit den liederlichen Pantöffelchen einer Philine zu vertauschen.

Alle schöne Schauspielerinnen haben hier ihren bestimmten Preis, und die, welche um keinen bestimmten Preis zu haben, sind gewiss die theuersten. Die meisten jungen Schauspielerinnen werden von Verschwendern oder reichen Parvenüs unterhalten. Die eigentlichen unterhaltenen Frauen, die

ſogenannten femmes entretenues, empfinden dagegen die gewaltigſte Sucht, ſich auf dem Theater zu zeigen, eine Sucht, worin Eitelkeit und Kalkul ſich vereinigen, da ſie dort am beſten ihre Körperlichkeit zur Schau ſtellen, ſich den vornehmen Lüſtlingen bemerkbar machen und zugleich auch vom größern Publikum bewundern laſſen können. Dieſe Perſonen, die man beſonders auf den kleinen Theatern ſpielen ſieht, erhalten gewöhnlich gar keine Gage, im Gegentheil, ſie bezahlen noch monatlich den Direktoren eine beſtimmte Summe für die Vergünſtigung, daſs ſie auf ihrer Bühne ſich producieren können. Man weiß daher ſelten hier, wo die Aktrice und die Kourtiſane ihre Rolle wechſeln, wo die Komödie aufhört und die liebe Natur wieder anfängt, wo der fünffüßige Jambus in die vierfüßige Unzucht übergeht. Dieſe Amphibien von Kunſt und Laſter, dieſe Meluſinen des Seineſtrandes, bilden gewiſs den gefährlichſten Theil des galanten Paris, worin ſo viele holdſelige Monſtra ihr Weſen treiben. Wehe dem Unerfahrenen, der in ihre Netze geräth! Wehe auch dem Erfahrenen, der wohl weiß, daſs das holde Ungethüm in einen häſslichen Fiſchſchwanz endet, und dennoch der Bezauberung nicht zu widerſtehen vermag, und vielleicht eben durch die Wolluſt des innern Grauens, durch den fatalen

Reiz des lieblichen Verderbens, des süßen Abgrunds, desto sicherer überwältigt wird!

Die Weiber, von welchen hier die Rede, sind nicht böse oder falsch, sie sind sogar gewöhnlich von außerordentlicher Herzensgüte, sie sind nicht so betrüglich und so habsüchtig, wie man glaubt, sie sind mitunter vielmehr die treuherzigsten und großmüthigsten Kreaturen; alle ihre unreinen Handlungen entstehen durch das momentane Bedürfnis, die Noth und die Eitelkeit; sie sind überhaupt nicht schlechter als andre Töchter Eva's, die von Kind auf durch Wohlhabenheit und überwachende Sippschaft oder durch die Gunst des Schicksals vor dem Fallen und dem Noch-tiefer-fallen geschützt werden. — Das Charakteristische bei ihnen ist eine gewisse Zerstörungssucht, von welcher sie besessen sind, nicht bloß zum Schaden eines Galans, sondern auch zum Schaden desjenigen Mannes, den sie wirklich lieben, und zumeist zum Schaden ihrer eignen Person. Diese Zerstörungssucht ist tief verwebt mit einer Sucht, einer Wuth, einem Wahnsinn nach Genuß, dem augenblicklichsten Genuß, der keinen Tag Frist gestattet, an keinen Morgen denkt, und aller Bedenklichkeiten überhaupt spottet. Sie erpressen dem Geliebten seinen letzten Sou, bringen ihn dahin, auch seine Zukunft zu verpfänden, um nur der

Freude der Stunde zu genügen; sie treiben ihn dahin, selbst jene Ressourcen zu vergeuden, die ihnen selber zu Gute kommen dürften, sie sind manchmal sogar schuld, daſs er seine Ehre eskomptiert — kurz, sie ruinieren den Geliebten in der grauenhaftesten Eile und mit einer schauerlichen Gründlichkeit. Montesquieu hat irgendwo in seinem Esprit des lois das Wesen des Despotismus dadurch zu charakterisieren gesucht, daſs er die Despoten mit jenen Wilden verglich, die, wenn sie die Früchte eines Baumes genieſsen wollen, sogleich zur Axt greifen und den Baum selbst niederfällen, und sich dann gemächlich neben dem Stamm niedersetzen und in genäschiger Hast die Früchte aufspeisen. Ich möchte diese Vergleichung auf die erwähnten Damen anwenden. Nach Shakspeare, der uns in der Cleopatra, die ich einst eine Reine entretenue genannt habe, ein tiefsinniges Beispiel solcher Frauengestalten aufgezeichnet hat, ist gewiſs unser Freund Honoré de Balzac Derjenige, der sie mit der gröſsten Treue geschildert. Er beschreibt sie, wie ein Naturforscher irgend eine Thierart oder ein Pathologe eine Krankheit beschreibt, ohne moralisierenden Zweck, ohne Vorliebe noch Abscheu. Es ist ihm gewiſs nie eingefallen, solche Phänomena zu verschönern oder gar

zu rehabilitieren, was die Kunst eben so sehr verböte als die Sittlichkeit . . .

Ich wollte aussprechen, dass das Verfahren seines Kollegen George Sand ein ganz anderes ist, dass dieser Schriftsteller eine bestimmte Tendenz vor Augen hat, die er in all' seinen Werken verfolgt; ich wollte sogar aussprechen, dass ich diese Tendenz nicht billige — allein es fällt mir rechtzeitig ein, dass solche Bemerkungen sehr übel am Platze wären in einem Augenblick, wo alle Feinde des Autors der „Lelia" gemeinsame Sache im Theatre-Français wider sie machen. Aber was, zum Henker! wollte sie auf dieser Galere? Weiß sie denn nicht, dass man eine Pfeife für einen Sou kaufen kann, dass der armseligste Tropf ein Virtuos auf diesem Instrumente ist? Wir haben Leute gesehen, die pfeifen konnten, als wären sie Paganinis . . .

Spätere Notiz.

(1854.)

Berichterstattungen über die erste Vorstellung eines Dramas, wo schon der gefeierte Name des

Autors die Neugier reizt, müssen mit großer Eilfertigkeit abgefasst und abgeschickt werden, damit nicht böswillige Missurtheile oder verunglimpfender Klatsch einen bedenklichen Vorsprung gewinnen. In den vorstehenden Blättern fehlt daher jede nähere Besprechung des Dichters oder vielmehr der Dichterin, die hier ihren ersten Bühnenversuch wagte; ein Versuch, der gänzlich missglückte, so dass die Stirn, die an Lorberkränze gewöhnt, diesmal mit sehr fatalen Dornen gekrönt worden. Für die angedeutete Entbehrnis in obigem Berichte bieten wir heute einen nothdürftigen Ersatz, indem wir aus einer vor etlichen Jahren geschriebenen Monographie etwelche Bemerkungen über die Person oder vielmehr die persönliche Erscheinung George Sand's hier mittheilen. Sie lauten, wie folgt:

„Wie männiglich bekannt, ist George Sand ein Pseudonym, der Nom de guerre einer schönen Amazone. Bei der Wahl dieses Namens leitete sie keineswegs die Erinnerung an den unglückseligen Sand, den Meuchelmörder Kotzebue's, des einzigen Lustspieldichters der Deutschen. Unsre Heldin wählte jenen Namen, weil er die erste Silbe von Sandeau; so hieß nämlich ihr Liebhaber, der ein achtungswerther Schriftsteller, aber dennoch mit seinem ganzen Namen nicht so berühmt werden konnte, wie

seine Geliebte mit der Hälfte desselben, die sie lachend mitnahm, als sie ihn verließ. Der wirkliche Name von George Sand ist Aurora Dudevant, wie ihr legitimer Gatte geheißen, der kein Mythos ist, wie man glauben sollte, sondern ein leiblicher Edelmann aus der Provinz Berry, und den ich selbst einmal das Vergnügen hatte, mit eignen Augen zu sehen. Ich sah ihn sogar bei seiner, damals schon de facto geschiedenen Gattin, in ihrer kleinen Wohnung auf dem Quai Voltaire, und daſs ich ihn eben dort sah, war an und für sich eine Merkwürdigkeit, ob welcher, wie Chamisso sagen würde, ich selbst mich für Geld sehen lassen könnte. Er trug ein nichtssagendes Philistergesicht und schien weder böse noch roh zu sein, doch begriff ich sehr leicht, daſs diese feuchtkühle Tagtäglichkeit, dieser porzellanhafte Blick, diese monotonen, chinesischen Pagodenbewegungen für ein banales Weibzimmer sehr amüsant sein konnten, jedoch einem tieferen Frauengemüthe auf die Länge sehr unheimlich werden und dasselbe endlich mit Schauder und Entsetzen, bis zum Davonlaufen, erfüllen mussten.

Der Familienname der Sand ist Dupin. Sie ist die Tochter eines Mannes von geringem Stande, dessen Mutter die berühmte, aber jetzt vergessene Tänzerin Dupin gewesen. Diese Dupin soll eine

natürliche Tochter des Marschalls Moritz von Sachsen gewesen sein, welcher selber zu den vielen hundert Hurenkindern gehörte, die der Kurfürst August der Starke hinterließ. Die Mutter des Moritz von Sachsen war Aurora von Königsmark, und Aurora Dudevant, welche nach ihrer Ahnin genannt wurde, gab ihrem Sohne ebenfalls den Namen Moritz. Dieser und ihre Tochter, Solange geheißen und an den Bildhauer Clesinger vermählt, sind die zwei einzigen Kinder von George Sand. Sie war immer eine vortreffliche Mutter, und ich habe oft stundenlang dem französischen Sprachunterricht beigewohnt, den sie ihren Kindern ertheilte, und es ist Schade, daſs die sämmtliche Académie française diesen Lektionen nicht beiwohnte, da sie gewiſs davon Viel profitieren konnte.

George Sand, die große Schriftstellerin, ist zugleich eine schöne Frau. Sie ist sogar eine ausgezeichnete Schönheit. Wie der Genius, der sich in ihren Werken ausspricht, ist ihr Gesicht eher schön als interessant zu nennen; das Interessante ist immer eine graciöse oder geistreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge von George Sand tragen eben das Gepräge einer griechischen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derselben ist jedoch nicht schroff und wird gemildert durch die Senti-

mentalität, die darüber wie ein schmerzlicher Schleier ausgegossen. Die Stirn ist nicht hoch, und geschei-telt fällt bis zur Schulter das köstliche, kastanien-braune Lockenhaar. Ihre Augen sind etwas matt, wenigstens sind sie nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch viele Thränen erloschen oder in ihre Werke übergegangen sein, die ihre Flammen-brände über die ganze Welt verbreitet, manchen trostlosen Kerker erleuchtet, vielleicht aber auch man-chen stillen Unschuldstempel verderblich entzündet ha-ben. Der Autor von „Lelia“ hat stille, sanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha erinnern. Sie hat weder eine emancipierte Adlernase, noch ein witziges Stumpfnäschen; es ist eben eine ordi-näre grade Nase. Ihren Mund umspielt gewöhn-lich ein gutmüthiges Lächeln, es ist aber nicht sehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit. Das Kinn ist vollfleischig, aber doch schön gemessen. Auch ihre Schultern sind schön, ja prächtig. Ebenfalls die Arme und die Hände, die sehr klein, wie ihre Füße. Die Reize des Busens mögen andre Zeitgenossen beschreiben; ich gestehe meine Inkompetenz. Ihr übriger Körper-bau scheint etwas zu dick, wenigstens zu kurz zu sein. Nur der Kopf trägt den Stempel der Idea-lität, erinnert an die edelsten Überbleibsel der grie-

chiſchen Kunſt, und in dieſer Beziehung konnte immerhin einer unſerer Freunde die ſchöne Frau mit der Marmorſtatue der Venus von Milo vergleichen, die in den unteren Sälen des Louvres aufgeſtellt. Ja, George Sand iſt ſchön wie die Venus von Milo; ſie übertrifft dieſe ſogar durch manche Eigenſchaften: ſie iſt z. B. ſehr viel jünger. Die Phyſiognomen, welche behaupten, daſs die Stimme des Menſchen ſeinen Charakter am untrüglichſten ausſpreche, würden ſehr verlegen ſein, wenn ſie die außerordentliche Innigkeit einer George Sand aus ihrer Stimme herauslauſchen ſollten. Letztere iſt matt und welk, ohne Metall, jedoch ſanft und angenehm. Die Natürlichkeit ihres Sprechens verleiht ihr einigen Reiz. Von Geſangsbegabnis iſt bei ihr keine Spur; George Sand ſingt höchſtens mit der Bravour einer ſchönen Griſette, die noch nicht gefrühſtückt hat oder ſonſt nicht eben bei Stimme iſt. Das Organ von George Sand iſt eben ſo wenig glänzend wie Das, was ſie ſagt. Sie hat durchaus Nichts von dem ſprudelnden Eſprit ihrer Landsmänninnen, aber auch Nichts von ihrer Geſchwätzigkeit. Dieſer Schweigſamkeit liegt aber weder Beſcheidenheit noch ſympathetiſches Verſenken in die Rede eines Andern zum Grunde. Sie iſt einſilbig vielmehr aus Hochmuth, weil ſie dich nicht werth

hält, ihren Geist an dir zu vergeuden, oder gar aus Selbstsucht, weil sie das Beste deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten. Daſs George Sand aus Geiz im Gespräche Nichts zu geben und immer Etwas zu nehmen versteht, ist ein Zug, worauf mich Alfred de Musset einst aufmerksam machte. „Sie hat dadurch einen großen Vortheil vor uns Andern," sagte Musset, der in seiner Stellung als langjähriger Kavaliere servente jener Dame die beste Gelegenheit hatte, sie gründlich kennen zu lernen.

Nie sagt George Sand etwas Witziges, wie sie überhaupt eine der unwitzigsten Französinnen ist, die ich kenne. Mit einem liebenswürdigen, oft sonderbaren Lächeln hört sie zu, wenn Andre reden, und die fremden Gedanken, die sie in sich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Alambik ihres Geistes weit kostbarer hervor. Sie ist eine sehr feine Horcherin. Sie hört auch gerne auf den Rath ihrer Freunde. Bei ihrer unkanonischen Geistesrichtung hat sie, wie begreiflich, keinen Beichtvater, doch da die Weiber, selbst die emancipationssüchtigsten, immer eines männlichen Lenkers, einer männlichen Autorität bedürfen, so hat George Sand gleichsam einen literarischen Directeur de conscience, den philosophischen Kapuziner Pierre Le-

roux. Dieſer wirkt leider ſehr verderblich auf ihr Talent, denn er verleitet ſie, ſich in unklare Faſeleien und halbausgebrütete Ideen einzulaſſen, ſtatt ſich der heitern Luſt farbenreicher und beſtimmter Geſtaltungen hinzugeben, die Kunſt der Kunſt wegen übend. Mit weit weltlichern Funktionen hatte George Sand unſern vielgeliebten Frederic Chopin betraut. Dieſer große Muſiker und Pianiſt war während langer Zeit ihr Kavaliere ſervente; vor ſeinem Tode entließ ſie ihn; ſein Amt war freilich in der letzten Zeit eine Sinecure geworden.

Ich weiß nicht, wie mein Freund Heinrich Laube einſt in der „Allgemeinen Zeitung“ mir eine Äußerung in den Mund legen konnte, die dahin lautete, als ſei der damalige Liebhaber von George Sand der geniale Franz Liſzt geweſen. Laube's Irrthum entſtand gewiſs durch Ideen-Aſſociation, indem er die Namen zweier gleichberühmten Pianiſten verwechſelte. Ich benutze dieſe Gelegenheit, dem guten oder vielmehr dem äſthetiſchen Leumund der Dame einen wirklichen Dienſt zu erweiſen, indem ich meinen deutſchen Landsleuten zu Wien und Prag die Verſicherung ertheile, daſs es eine der miſerabelſten Verleumdungen iſt, wenn dort einer der miſerabelſten Liederkompoſiteurs vom mundfaulſten Dialekte, ein namenloſes, kriechendes Inſekt, ſich

rühmt, mit George Sand in intimem Umgange gestanden zu haben. Die Weiber haben allerlei Idiosynkrasien, und es giebt deren sogar, welche Spinnen verspeisen; aber ich bin noch keiner Frau begegnet, welche Wanzen verschluckt hätte. Nein, an dieser prahlerischen Wanze hat Lelia nie Geschmack gefunden, und sie tolerierte dieselbe nur manchmal in ihrer Nähe, weil sie gar zu zudringlich war.

Lange Zeit, wie ich oben bemerkt, war Alfred de Musset der Herzensfreund von George Sand. Sonderbarer Zufall, daſs einst der größte Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen, und der größte ihrer jetzt lebenden Dichter in Versen (jedenfalls der größte nach Béranger) lange Zeit, in leidenschaftlicher Liebe für einander entbrannt, ein lorbergekröntes Paar bildeten*). George Sand in Prosa

*) In dem mir vorliegenden Originalmanuskript lautete die nachfolgende Stelle ursprünglich, wie folgt: „In der That, wie George Sand in Prosa alle andren schönwissenschaftlichen Autoren in Frankreich überragt, so ist Alfred de Musset dort der größte Poète lyrique. Nach ihnen kommt Béranger. Beider Nebenbuhler, Victor Hugo, der dritte große Lyriker der Franzosen, steht weit hinter jenen beiden ersten, deren Verse sich so schön durch Wahrheit, Harmonie und Grazie auszeichnen. In welchem bedauerlich hohen Grade Victor Hugo diese Eigenschaften ent-

und Alfred de Musset in Versen überragen in der That den so gepriesenen Victor Hugo, der mit seiner grauenhaft hartnäckigen, fast blödsinnigen Beharrlichkeit den Franzosen und endlich sich selber weiß machte, daſs er der größte Dichter Frankreichs sei. Ist Dieses wirklich seine eigne fixe Idee? Jedenfalls ist es nicht die unsrige. Sonderbar! die Eigenschaft, die ihm am meisten fehlt, ist eben diejenige, die bei den Franzosen so Viel gilt und zu ihren schönsten Eigenthümlichkeiten gehört. Es ist Dieses der Geschmack. Da sie den Geschmack bei allen französischen Schriftstellern antrafen, mochte der gänzliche Mangel desselben bei Victor Hugo ihnen vielleicht eben als eine Originalität erscheinen. Was wir bei ihm am unleidlichsten vermissen, ist Das, was wir Deutsche „Natur“ nennen: er ist gemacht, verlogen, und oft im selben Verse sucht die eine Hälfte die andre zu belügen; er ist durch und durch kalt, wie nach Aussage der Hexen der Teufel ist, eiskalt sogar in seinen leidenschaftlichsten Ergüssen; seine Begeisterung ist nur eine Phantasmagorie,

---

behrt, ist allgemein bekannt. Es fehlt ihm der Geschmack, der bei den Franzosen so allgemein ist, daſs ihnen sein Mangel vielleicht als Originalität erscheint; es fehlt ihm Das, was wir Deutsche „Natur“ nennen ꝛc.“

Der Herausgeber.

Philosophie, dass nämlich der Leib der sichtbare Geist ist und die geistigen Gebresten auch in der Körperlichkeit sich offenbaren. Ich muss mich ausdrücklich gegen die irrige Annahme verwahren, als ob auch das Umgekehrte der Fall sein müsse, als ob der Leib eines Menschen ebenfalls immer sein sichtbarer Geist wäre, und die äußerliche Missgestalt auch auf eine innere schließen lasse. Nein, wir haben in verkrüppelten Hüllen sehr oft die gradgewachsen schönsten Seelen gefunden, was um so erklärlicher, da die körperlichen Difformitäten gewöhnlich durch irgend ein physisches Ereignis entstanden sind, und nicht selten auch eine Folge von Vernachlässigung oder Krankheit nach der Geburt. Die Difformität der Seele hingegen wird mit zur Welt gebracht, und so hat der französische Poet, an welchem Alles falsch ist, auch einen falschen Buckel.

Wir erleichtern uns die Beurtheilung der Werke George Sand's, indem wir sagen, dass sie den bestimmtesten Gegensatz zu denen des Victor Hugo bilden. Jener Autor hat Alles, was Diesem fehlt; George Sand hat Wahrheit, Natur, Geschmack, Schönheit und Begeisterung, und alle diese Eigenschaften verbindet die strengste Harmonie. George Sand's Genius hat die wohlgerundet schönsten Hüften, und Alles, was sie fühlt und denkt, haucht Tiefsinn und

Anmuth. Ihr Stil ist eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form. Was aber den Stoff ihrer Darstellungen betrifft, ihre Sujets, die nicht selten schlechte Sujets genannt werden dürften, so enthalte ich mich hier jeder Bemerkung, und ich überlasse dieses Thema ihren Feinden*) — —“

*) „und ich überlasse dieses Thema der Diskussion ihrer tugendhaften Feinde, die etwas eifersüchtig auf ihre unmoralischen Erfolge sind.“ schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Muſikaliſche Berichte

aus Paris.

(1840—1847.)

Muſikaliſche Berichte

aus Paris.

(1840—1847.)

Spontini und Meyerbeer*).

Paris, den 12. Juni 1840.

Der Ritter Spontini bombardiert in diesem Augenblick die armen Pariser mit lithographierten Briefen, um zu jedem Preis das Publikum an seine verschollene Person zu erinnern. Es liegt in diesem Augenblick ein Cirkular vor mir, das er an alle Zeitungsredaktoren schickt, und das Keiner drucken will aus Pietät für den gesunden Menschenverstand und Spontini's alten Namen. Das Lächer-

*) Der nachfolgende Aufsatz bildete in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Theil des im neunten Bande (S. 115—119) abgedruckten Briefes vom 12. Juni 1840, und war dort mit der ersten Hälfte durch den Übergangssatz verknüpft: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un seul pas. Von Napoleon und dem Heilausschuß muß ich plötzlich zum Ritter Spontini übergehen."

Der Herausgeber.

liche grenzt hier ans Sublime*). Dieſe peinliche Schwäche, die ſich im barockeſten Stil ausſpricht oder vielmehr ausärgert, iſt eben ſo merkwürdig für den Arzt wie für den Sprachforſcher. Erſterer gewahrt hier das traurige Phänomen einer Eitelkeit, die im Gemüth immer wüthender auflodert, je mehr die edlern Geiſteskräfte darin erlöſchen; der Andere aber, der Sprachforſcher, ſieht, welch ein ergötzlicher Jargon entſteht, wenn ein ſtarrer Italiäner, der in Frankreich nothdürftig etwas Franzöſiſch gelernt hat, dieſes ſogenannte Italiäner-Franzöſiſch während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts in Berlin ausbildete, ſo daſs das alte Kauderwelſch mit ſarmatiſchen Barbarismen gar wunderlich geſpickt ward. [Dieſes Cirkular beginnt mit den Worten: C'est très probablement une bénévole supposition ou un souhait amical jeté à loisir dans le camp des nouvellistes de Paris, que l'annonce que je viens de lire dans la „Gazette d'État“ de Berlin et dans les „Débats“ du 16. courant, que l'administration de l'académie royale de musique a arrêté de remettre en scène la Vestale! ce dont aucuns

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

désirs ni soucis ne m'ont un seul instant occupé après mon dernier départ de Paris! Als ob Jemand in der „Staatszeitung“ oder in den „Debats“ aus freiem Antrieb von Herrn Spontini ſpräche, und als ob er nicht ſelbſt die ganze Welt mit Briefen tribulierte, um an ſeine Oper zu erinnern.] Das Cirkular iſt vom Februar datiert, ward aber neuerdings wieder hergeſchickt, weil Signor Spontini hört, daſs man hier ſein berühmtes Werk wieder aufführen wolle, welches Nichts als eine Falle ſei — eine Falle, die er benutzen will, um hierher berufen zu werden. Nachdem er nämlich gegen ſeine Feinde pathetiſch deklamiert hat, ſetzt er hinzu: Et voilà justement le nouveau piége que je crois avoir deviné, et ce qui me fait un impérieux devoir de m'opposer, me trouvant absent, à la remise en scène de mes opéras sur le théâtre de l'académie royale de musique, à moins que je ne sois officiellement engagé moi-même par l'administration, sous la garantie du Ministère de l'Intérieur, à me rendre à Paris, pour aider de mes conseils créateurs les artistes (la tradition de mes opéras étant perdue), pour assister aux répétitions et contribuer au succès de la Vestale, puisque c'est d'elle qu'il

s'agit. Das ist noch die einzige Stelle in diesen Spontini'schen Sümpfen, wo fester Boden; die Pfiffigkeit streckt hier ihre länglichten Ohren hervor. Der Mann will durchaus Berlin verlassen, wo er es nicht mehr aushalten kann, seitdem die Meyerbeer'schen Opern gegeben werden, und vor einem Jahr kam er auf einige Wochen hierher und lief von Morgen bis Mitternacht zu allen Personen von Einfluss, um seine Berufung nach Paris zu betreiben. Da die meisten Leute hier ihn für längst verstorben hielten, so erschraken sie nicht wenig ob seiner plötzlichen, geisterhaften Erscheinung. Die ränkevolle Behendigkeit dieser todten Gebeine hatte in der That etwas Unheimliches. Herr Duponchel, der Direktor der großen Oper, ließ ihn gar nicht vor sich und rief mit Entsetzen: „Diese intrigante Mumie mag mir vom Leibe bleiben; ich habe bereits genug von den Intrigen der Lebenden zu erdulden!“ Und doch hatte Herr Moritz Schlesinger, Verleger der Meyerbeer'schen Opern — denn durch diese gute ehrliche Seele ließ der Ritter seinen Besuch bei Herrn Duponchel voraus ankündigen — alle seine glaubwürdige Beredsamkeit aufgeboten, um seinen Empfohlenen im besten Lichte darzustellen. In der Wahl dieser empfehlenden Mittelsperson bekundete Herr Spontini seinen ganzen

Scharfsinn. Er zeigte ihn auch bei andern Gelegenheiten; z. B. wenn er über Jemand räsonnierte, so geschah es gewöhnlich bei dessen intimsten Freunden. Den französischen Schriftstellern erzählte er, dass er in Berlin einen deutschen Schriftsteller festsetzen lassen, der gegen ihn geschrieben. Bei den französischen Sängerinnen beklagte er sich über deutsche Sängerinnen, die sich nicht bei der Berliner Oper engagieren wollten, wenn man ihnen nicht kontraktlich zugestand, dass sie in keiner Spontini'schen Oper zu singen brauchten!

Aber er will durchaus hierher; er kann es nicht mehr aushalten in Berlin, wohin er, wie er behauptet, durch den Hass seiner Feinde verbannt worden, und wo man ihm dennoch keine Ruhe lasse. Dieser Tage schrieb er an die Redaktion der France musicale: seine Feinde begnügten sich nicht, dass sie ihn über den Rhein getrieben, über die Weser, über die Elbe; sie möchten ihn noch weiter verjagen, über die Weichsel, über den Niemen! Er findet große Ähnlichkeit zwischen seinem Schicksal und dem Napoleon'schen. Er dünkt sich ein Genie, wogegen sich alle musikalischen Mächte verschworen. Berlin ist sein Sankt Helena und Rellstab sein Hudson Lowe. Jetzt aber müsse man seine Gebeine nach Paris zurückkommen lassen und im Invalidenhause

der Tonkunſt, in der Académie royale de musique, feierlich beiſetzen. — —

Das Alpha und Omega aller Spontini'ſchen Beklagniſſe iſt Meyerbeer. Als mir hier in Paris der Ritter die Ehre ſeines Beſuches ſchenkte, war er unerſchöpflich an Geſchichten, die geſchwollen von Gift und Galle. Er kann die Thatſache nicht ableugnen, daſs der König von Preußen unſern großen Giacomo mit Ehrenbezeugungen überhäuft und darauf bedacht iſt, Denſelben mit hohen Ämtern und Würden zu betrauen, aber er weiß dieſer königlichen Huld die ſchnödeſten Motive anzudichten. Am Ende glaubt er ſelbſt ſeine eignen Erfindungen, und mit einer Miene der tiefſten Überzeugung verſicherte er mir: als er einſt bei Seiner Majeſtät dem König geſpeiſt, habe Allerhöchſtderſelbe nach der Tafel mit heiterer Offenherzigkeit geſtanden, daſs er den Meyerbeer um jeden Preis an Berlin feſſeln wolle, damit dieſer Millionär ſein Vermögen nicht im Auslande verzehre. Da die Muſik, die Sucht, als Opernkomponiſt zu glänzen, eine bekannte Schwäche des reichen Mannes ſei, ſuche er, der König, dieſe ſchwache Seite zu benutzen, um den Ehrgeizigen durch Auszeichnungen zu ködern. — „Es iſt traurig," ſoll der König hinzugeſetzt haben, „daſs ein vaterländiſches Talent, das ein ſo

großes, fast geniales Vermögen besitzt, in Italien und Paris seine guten preußischen harten Thaler vergeuden musste, um als Komponist gefeiert zu werden — was man für Geld haben kann, ist auch bei uns in Berlin zu haben, auch in unsern Treibhäusern wachsen Lorberbäume für den Narren, der sie bezahlen will, auch unsre Journalisten sind geistreich und lieben ein gutes Frühstück oder gar ein gutes Mittagessen, auch unsre Eckensteher und Saure-Gurkenhändler haben zum Beifallklatschen eben so derbe Hände wie die Pariser Klaque — ja wenn unsre Tagediebe, statt in der Tabagie, ihre Abende im Opernhause zubrächten, um die Hugenotten zu applaudieren, würde auch ihre Ausbildung dadurch gewinnen — die niedern Klassen müssen sittlich und ästhetisch gehoben werden, und die Hauptsache ist, dass Geld unter die Leute komme, zumal in der Hauptstadt." — Solcherweise, versicherte Spontini, habe sich Seine Majestät geäußert, um sich gleichsam zu entschuldigen, dass er ihn, den Verfasser der Vestalin, dem Meyerbeer sakrificiere. Als ich bemerkte, dass es im Grunde sehr löblich sei, wenn ein Fürst ein solches Opfer bringe, um den Wohlstand seiner Hauptstadt zu fördern — da fiel mir Spontini in die Rede: „O, Sie irren sich, der König von Preußen protegiert die schlechte Musik nicht

aus staatsökonomischen Gründen, sondern vielmehr weil er die Tonkunst hasst und wohl weiß, dass sie zu Grunde gehen muss durch Beispiel und Leitung eines Mannes, der, ohne Sinn für Wahrheit und Adel, nur der rohen Menge schmeicheln will."

Ich konnte nicht umhin, dem hämischen Italiäner offen zu gestehen, dass es nicht klug von ihm sei, dem Nebenbuhler alles Verdienst abzusprechen. — „Nebenbuhler!" rief der Wüthende und wechselte zehnmal die Farbe, bis endlich die gelbe wieder die Oberhand behielt — dann aber, sich fassend, frug er mit höhnischem Zähnefletschen: „Wissen Sie ganz gewiss, dass Meyerbeer wirklich der Komponist der Musik ist, die unter seinem Namen aufgeführt wird?" Ich stutzte nicht wenig ob dieser Tollhausfrage, und mit Erstaunen hörte ich, Meyerbeer habe in Italien einigen armen Musikern ihre Kompositionen abgekauft und daraus Opern verfertigt, die aber durchgefallen seien, weil der Quark, den man ihm geliefert, gar zu miserabel war. Später habe er von einem talentvollen Abbate zu Venedig etwas Besseres erstanden, welches er dem „Crociato" einverleibte. Er besitze auch Weber's hinterlassene Manuskripte, die er der Wittwe abgeschwatzt, und woraus er gewiss später schöpfen werde. Robert-le-Diable und die Hugenotten seien größtentheils die

Produktion eines Franzosen, welcher Gouin heiße und herzlich gern unter Meyerbeer's Namen seine Opern zur Aufführung bringe, um nicht sein Amt eines Chef de Bureau an der Post einzubüßen, da seine Vorgesetzten gewiss seinem administrativen Eifer misstrauen würden, wenn sie wüssten, dass er ein träumerischer Komponist; die Philister halten praktische Funktionen für unvereinbar mit artistischer Begabnis, und der Postbeamte Gouin ist klug genug, seine Autorschaft zu verschweigen und allen Weltruhm seinem ehrgeizigen Freund Meyerbeer zu überlassen. Daher die innige Verbindung beider Männer, deren Interessen sich eben so innig ergänzen. Aber ein Vater bleibt immer Vater, und dem Freund Gouin liegt das Schicksal seiner Geisteskinder beständig am Herzen; die Details der Aufführung und des Erfolgs von Robert-le-Diable und den Hugenotten nehmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch, er wohnt jeder Probe bei, er unterhandelt beständig mit dem Operndirektor, mit den Sängern, den Tänzern, dem Chef der Klaque, den Journalisten; er läuft mit seinen Thranstiefeln ohne Lederstrippen von Morgens bis Abends nach allen Zeitungsredaktionen, um irgend ein Reklam zu Gunsten der sogenannten Meyerbeer'schen Opern anzubringen, und seine Unermüdlichkeit soll Jeden in Erstaunen setzen.

Als mir Spontini dieſe Hypotheſe mittheilte, geſtand ich, daſs ſie nicht aller Wahrſcheinlichkeit ermangle, und daſs, obgleich das vierſchrötige Äußere, das ziegelrothe Geſicht, die kurze Stirn, das ſchmierig ſchwarze Haar des erwähnten Herrn Gouin vielmehr an einen Ochſenzüchtler oder Viehmäſter, als an einen Tonkünſtler, erinnere, dennoch in ſeinem Benehmen Manches vorkomme, das ihn in den Verdacht bringe, der Autor der Meyerbeer'ſchen Opern zu ſein. Es paſſiert ihm manchmal, daſs er Robert-le-Diable oder die Hugenotten „unſere Oper" nennt. Es entſchlüpfen ihm Redensarten, wie: „Wir haben heute eine Repetition" — „wir müſſen eine Arie abkürzen." Auch iſt es ſonderbar, bei keiner Vorſtellung jener Opern fehlt Herr Gouin, und wird eine Bravourarie applaudiert, vergiſſt er ſich ganz und verbeugt ſich nach allen Seiten, als wolle er dem Publiko danken. Ich geſtand dieſes Alles dem grimmigen Italiäner, aber dennoch, fügte ich hinzu, trotzdem daſs ich mit eignen Augen Dergleichen bemerkt, halte ich Herrn Gouin nicht für den Autor der Meyerbeer'ſchen Opern; ich kann nicht glauben, daſs Herr Gouin die Hugenotten und Robert-le-Diable geſchrieben habe; iſt es aber doch der Fall, ſo muſs gewiſs die Künſtlereitelkeit am Ende die Oberhand gewinnen, und Herr Gouin wird öffent-

lich die Autorschaft jener Opern für sich vindicieren.

„Nein," erwiederte der Italiäner mit einem unheimlichen Blick, der stechend wie ein blankes Stilett, „dieser Gouin kennt zu gut seinen Meyerbeer, als daſs er nicht wüſste, welche Mittel seinem schrecklichen Freunde zu Gebote stehen, um Jemand zu beseitigen, der ihm gefährlich ist. Er wäre kapabel, unter dem Vorwande, sein armer Gouin sei verrückt geworden, Denselben auf ewig in Charenton einsperren zu lassen. Er würde für ihn das Kostgeld der ersten Klasse von Geisteskranken bezahlen, und er ginge zweimal die Woche nach Charenton, um sich zu überzeugen, ob sein armer Freund auch gehörig bewacht werde; er gäbe den Wärtern ein liberales Trinkgeld, damit sie gut für seinen Freund sorgten, für seinen irrsinnigen Orest, als dessen Pylades er sich gebärdete, zur großen Erbauung aller Maulaffen, die seine Generosität rühmen würden. Armer Gouin! wenn er von seinen schönen Chören in Robert-le-Diable spräche, legte man ihm die Zwangsjacke an, und spräche er von seinem herrlichen Duett in den Hugenotten, so gäbe man ihm die Douche. Und der arme Schelm dürfte noch froh sein, mit dem Leben davon zu kommen. Alle, die jenem Ehrgeizling hindernd im Wege stehen,

müſſen weichen. Wo iſt Weber? wo Bellini? Hum! Hum!“

Dieſes Hum! Hum! war trotz aller unverſchämten Bosheit ſo drollig, daſs ich nicht ohne Lachen die Bemerkung machte: Aber Sie, Maeſtro, Sie ſind noch nicht aus dem Wege geräumt, auch nicht Donizetti, oder Mendelsſohn, oder Roſſini, oder Halevy. — „Hum! Hum!“ war die Antwort, „Hum! Hum! Halevy geniert ſeinen Konfrater nicht, und Dieſer würde ihn ſogar dafür bezahlen, daſs er nur exiſtiere, als ungefährlicher Scheinrival, und von Roſſini weiß er durch ſeine Späher, daſs Derſelbe keine Note mehr komponiert — auch hat Roſſini's Magen ſchon genug gelitten, und er berührt kein Piano, um nicht Meyerbeer's Argwohn zu erregen. Hum! Hum! Aber Gottlob! nur unſre Leiber können getödtet werden, nicht unſre Geiſteswerke; dieſe werden in ewiger Friſche fortblühen, während mit dem Tode jenes Cartouche der Muſik auch ſeine Unſterblichkeit ein Ende nimmt, und ſeine Opern ihm folgen ins ſtumme Reich der Vergeſſenheit!“

Nur mit Mühe zügelte ich meinen Unwillen, als ich hörte, mit welcher frechen Geringſchätzung der welſche Neidhart von dem großen hochgefeierten Meiſter ſprach, welcher der Stolz Deutſchlands

und die Wonne des Morgenlandes ist, und gewiss als der wahre Schöpfer von Robert-le-Diable und den Hugenotten betrachtet und bewundert werden muss! Nein, so etwas Herrliches hat kein Gouin komponiert! Bei aller Verehrung für den hohen Genius, wollen freilich zuweilen bedenkliche Zweifel in mir aufsteigen in Betreff der Unsterblichkeit dieser Meisterwerke nach dem Ableben des Meisters, aber in meiner Unterredung mit Spontini gab ich mir doch die Miene, als sei ich überzeugt von ihrer Fortdauer nach dem Tode, und um den boshaften Italiäner zu ärgern, machte ich ihm im Vertrauen eine Mittheilung, woraus er ersehen konnte, wie weitsichtig Meyerbeer für das Gedeihen seiner Geisteskinder bis über das Grab hinaus gesorgt hat. Diese Fürsorge, sagte ich, ist ein psychologischer Beweis, dass nicht Herr Gouin, sondern der große Giacomo der wirkliche Vater sei. Derselbe hat nämlich in seinem Testament zu Gunsten seiner musikalischen Geisteskinder gleichsam ein Fideikommiss gestiftet, indem er jedem ein Kapital vermachte, dessen Zinsen dazu bestimmt sind, die Zukunft der armen Waisen zu sichern, so dass auch nach dem Hinscheiden des Herrn Vaters die gehörigen Popularitätsausgaben, der eventuelle Aufwand von Flitterstaat, Klaque, Zeitungslob u. s. w., bestritten

werden können. Selbst für das noch ungeborne Prophetchen soll der zärtliche Erzeuger die Summe von 150,000 Thaler Preußisch Kourant ausgesetzt haben. Wahrlich, noch nie ist ein Prophet mit einem so großen Vermögen zur Welt gekommen; der Zimmermannssohn von Bethlehem und der Kameltreiber von Mekka waren nicht so begütert. Robert-le-Diable und die Hugenotten sollen minder reichlich dotiert sein; sie können vielleicht auch einige Zeit vom eignen Fette zehren, so lange für Dekorationspracht und üppige Ballettbeine gesorgt ist; später werden sie Zulage bedürfen. Für den „Crociato" dürfte die Dotation nicht so glänzend ausfallen; mit Recht zeigt sich hier der Vater ein bisschen knickerig, und er klagt, der lockere Fant habe ihm einst in Italien zu Viel gekostet; er sei ein Verschwender. Desto großmüthiger bedenkt Meyerbeer seine unglückliche durchgefallene Tochter „Emma de Rosburgo;" sie soll jährlich in der Presse wieder aufgeboten werden, sie soll eine neue Ausstattung bekommen, und erscheint in einer Prachtausgabe von Satin-Velin; für verkrüppelte Wechselbälge schlägt immer am treuesten das liebende Herz der Eltern. Solcherweise sind alle Meyerbeer'schen Geisteskinder gut versorgt, ihre Zukunft ist verassekuriert für alle Zeiten. —

Der Haſs verblendet ſelbſt die Klügſten, und es iſt kein Wunder, daſs ein leidenſchaftlicher Narr, wie Spontini, meine Worte nicht ganz bezweifelte. — Er rief aus: „O! er iſt Alles fähig! Unglückliche Zeit! Unglückliche Welt!“

Ich ſchließe hier, da ich ohnehin heute ſehr tragiſch geſtimmt bin und trübe Todesgedanken über meinen Geiſt ihre Schatten werfen. Heute hat man meinen armen Sakoski begraben, den berühmten Lederkünſtler — denn die Benennung Schuſter iſt zu gering für einen Sakoski. Alle Marchands bottiers und Fabricants de chaussures von Paris folgten ſeiner Leiche. Er ward achtundachtzig Jahre alt, und ſtarb an einer Indigeſtion. Er lebte weiſe und glücklich. Wenig bekümmerte er ſich um die Köpfe, aber deſto mehr um die Füße ſeiner Zeitgenoſſen. Möge die Erde dich eben ſo wenig drücken, wie mich deine Stiefel!

Muſikaliſche Saiſon von 1841.

Paris, den 20. April 1841.

Der diesjährige Salon offenbarte nur eine buntgefärbte Ohnmacht. Faſt ſollte man meinen, mit dem Wiederaufblühen der bildenden Künſte habe es bei uns ein Ende; es war kein neuer Frühling, ſondern ein leidiger Alteweiberſommer. Einen freudigen Aufſchwung nahm die Malerei und die Skulptur, ſogar die Architektur, bald nach der Juliusrevolution; aber die Schwingen waren nur äußerlich angeheftet, und auf den forcierten Flug folgte der kläglichſte Sturz. Nur die junge Schweſterkunſt, die Muſik, hatte ſich mit urſprünglicher, eigenthümlicher Kraft erhoben. Hat ſie ſchon ihren Lichtgipfel erreicht? Wird ſie ſich lange darauf behaupten? Oder wird ſie ſchnell wieder herabſinken? Das ſind Fragen, die nur ein ſpäteres Geſchlecht beantworten

kann. Jedenfalls hat es aber den Anschein, als ob in den Annalen der Kunst unsre heutige Gegenwart vorzugsweise als das Zeitalter der Musik eingezeichnet werden dürfte. Mit der allmählichen Vergeistigung des Menschengeschlechts halten auch die Künste ebenmäßig Schritt. In der früheſten Periode musste nothwendigerweise die Architektur alleinig hervortreten, die unbewusste rohe Größe massenhaft verherrlichend, wie wir's z. B. sehen bei den Ägyptern. Späterhin erblicken wir bei den Griechen die Blüthezeit der Bildhauerkunst, und diese bekundet schon eine äußere Bewältigung der Materie; der Geist meißelte eine ahnende Sinnigkeit in den Stein. Aber der Geist fand dennoch den Stein viel zu hart für seine steigenden Offenbarungsbedürfnisse, und er wählte die Farbe, den bunten Schatten, um eine verklärte und dämmernde Welt des Liebens und Leidens darzustellen. Da entstand die große Periode der Malerei, die am Ende des Mittelalters sich glänzend entfaltete. Mit der Ausbildung des Bewusstseinlebens schwindet bei den Menschen alle plastische Begabnis, am Ende erlischt sogar der Farbensinn, der doch immer an bestimmte Zeichnung gebunden ist, und die gesteigerte Spiritualität, das abstrakte Gedankenthum, greift nach Klängen und Tönen, um eine lallende Überschwänglichkeit auszu-

drücken, die vielleicht nichts Anderes ist, als die Auflösung der ganzen materiellen Welt; die Musik ist vielleicht das letzte Wort der Kunst, wie der Tod das letzte Wort des Lebens.

Ich habe diese kurze Bemerkung hier vorangestellt, um anzudeuten, weshalb die musikalische Saison mich mehr ängstigt als erfreut. Dass man hier fast in lauter Musik ersäuft, dass es in Paris fast kein einziges Haus giebt, wohin man sich wie in eine Arche retten kann vor dieser klingenden Sündfluth, dass die edle Tonkunst unser ganzes Leben überschwemmt — Dies ist für mich ein bedenkliches Zeichen, und es ergreift mich darob manchmal ein Missmuth, der bis zur murrsinnigsten Ungerechtigkeit gegen unsre großen Maëstri und Virtuosen ausartet. Unter diesen Umständen darf man keinen allzu heitern Lobgesang von mir erwarten für den Mann, den hier die schöne Welt, besonders die hysterische Damenwelt, in diesem Augenblick mit einem wahnsinnigen Enthusiasmus umjubelt, und der in der That einer der merkwürdigsten Repräsentanten der musikalischen Bewegung ist. Ich spreche von Franz Liszt, dem genialen Pianisten, [dessen Spiel mir manchmal vorkommt wie eine melodische Agonie der Erscheinungswelt.] Ja, der Geniale ist jetzt wieder hier und giebt Koncerte, die einen Zauber üben,

der ans Fabelhafte grenzt. Neben ihm ſchwinden alle Klavierſpieler — mit Ausnahme eines Einzigen, des Chopin, des Raphael's des Fortepiano. In der That, mit Ausnahme dieſes Einzigen ſind alle andern Klavierſpieler, die wir dieſes Jahr in unzähligen Koncerten hörten, eben nur Klavierſpieler, ſie glänzen durch die Fertigkeit, womit ſie das beſaitete Holz handhaben; bei Liſzt hingegen denkt man nicht mehr an überwundene Schwierigkeit, das Klavier verſchwindet, und es offenbart ſich die Muſik. In dieſer Beziehung hat Liſzt, ſeit wir ihn zum letzten Mal hörten, den wunderbarſten Fortſchritt gemacht. Mit dieſem Vorzug verbindet er eine Ruhe, die wir früher an ihm vermiſſten. Wenn er z. B. damals auf dem Pianoforte ein Gewitter ſpielte, ſahen wir die Blitze über ſein eigenes Geſicht dahinzucken, wie von Sturmwind ſchlotterten ſeine Glieder, und ſeine langen Haarzöpfe träuften gleichſam vom dargeſtellten Platzregen. Wenn er jetzt auch das ſtärkſte Donnerwetter ſpielt, ſo ragt er doch ſelber darüber empor, wie der Reiſende, der auf der Spitze einer Alpe ſteht, während es im Thal gewittert; die Wolken lagern tief unter ihm, die Blitze ringeln wie Schlangen zu ſeinen Füßen, das Haupt erhebt er lächelnd in den reinen Äther.

drücken, die vielleicht nichts Anderes ist, als die Auflösung der ganzen materiellen Welt; die Musik ist vielleicht das letzte Wort der Kunst, wie der Tod das letzte Wort des Lebens.

Ich habe diese kurze Bemerkung hier vorangestellt, um anzudeuten, weshalb die musikalische Saison mich mehr ängstigt als erfreut. Dass man hier fast in lauter Musik ersäuft, dass es in Paris fast kein einziges Haus giebt, wohin man sich wie in eine Arche retten kann vor dieser klingenden Sündfluth, dass die edle Tonkunst unser ganzes Leben überschwemmt — Dies ist für mich ein bedenkliches Zeichen, und es ergreift mich darob manchmal ein Missmuth, der bis zur murrsinnigsten Ungerechtigkeit gegen unsre großen Maëstri und Virtuosen ausartet. Unter diesen Umständen darf man keinen allzu heitern Lobgesang von mir erwarten für den Mann, den hier die schöne Welt, besonders die hysterische Damenwelt, in diesem Augenblick mit einem wahnsinnigen Enthusiasmus umjubelt, und der in der That einer der merkwürdigsten Repräsentanten der musikalischen Bewegung ist. Ich spreche von Franz Liszt, dem genialen Pianisten, [dessen Spiel mir manchmal vorkommt wie eine melodische Agonie der Erscheinungswelt.] Ja, der Geniale ist jetzt wieder hier und giebt Koncerte, die einen Zauber üben,

der ans Fabelhafte grenzt. Neben ihm schwinden alle Klavierspieler — mit Ausnahme eines Einzigen, des Chopin, des Raphael's des Fortepiano. In der That, mit Ausnahme dieses Einzigen sind alle andern Klavierspieler, die wir dieses Jahr in unzähligen Koncerten hörten, eben nur Klavierspieler, sie glänzen durch die Fertigkeit, womit sie das besaitete Holz handhaben; bei Liszt hingegen denkt man nicht mehr an überwundene Schwierigkeit, das Klavier verschwindet, und es offenbart sich die Musik. In dieser Beziehung hat Liszt, seit wir ihn zum letzten Mal hörten, den wunderbarsten Fortschritt gemacht. Mit diesem Vorzug verbindet er eine Ruhe, die wir früher an ihm vermissten. Wenn er z. B. damals auf dem Pianoforte ein Gewitter spielte, sahen wir die Blitze über sein eigenes Gesicht dahinzucken, wie von Sturmwind schlotterten seine Glieder, und seine langen Haarzöpfe träuften gleichsam vom dargestellten Platzregen. Wenn er jetzt auch das stärkste Donnerwetter spielt, so ragt er doch selber darüber empor, wie der Reisende, der auf der Spitze einer Alpe steht, während es im Thal gewittert; die Wolken lagern tief unter ihm, die Blitze ringeln wie Schlangen zu seinen Füßen, das Haupt erhebt er lächelnd in den reinen Äther.

Trotz seiner Genialität begegnet Liszt einer Opposition hier in Paris*), die meistens aus ernstlichen Musikern besteht und seinem Nebenbuhler, dem kaiserlichen Thalberg, den Lorber reicht. — Liszt hat bereits zwei Koncerte gegeben, worin er, gegen allen Gebrauch, ohne Mitwirkung anderer Künstler ganz allein spielte. Er bereitet jetzt ein drittes Koncert zum Besten des Monuments von Beethoven. Dieser Komponist muss in der That dem Geschmack eines Liszt am meisten zusagen. Namentlich Beethoven treibt die spiritualistische Kunst bis zu jener tönenden Agonie der Erscheinungswelt, bis zu jener Vernichtung der Natur, die mich mit einem Grauen erfüllt, das ich nicht verhehlen mag, obgleich meine Freunde darüber den Kopf schütteln. Für mich ist es ein sehr bedeutungsvoller Umstand, dass Beethoven am Ende seiner Tage taub ward, und sogar die unsichtbare Tonwelt keine klingende

*) „die vielleicht eben durch seine Genialität hervorgerufen ward. Diese Eigenschaft ist in gewissen Augen ein ungeheures Verbrechen, das man nicht genug bestrafen kann. „Dem Talent wird schon nachgerade verziehen, aber gegen das Genie ist man unerbittlich!“ — so äußerte sich einst der selige Lord Byron, mit welchem unser Liszt viele Ähnlichkeit bietet.“ lesen wir in der Augsb. Allg. Zeitung.

Der Herausgeber.

Realität mehr für ihn hatte. Seine Töne waren nur noch Erinnerungen eines Tones, Geſpenſter verſchollener Klänge, und ſeine letzten Produktionen tragen an der Stirne ein unheimliches Todtenmal.

Minder ſchauerlich als die Beethoven'ſche Muſik war für mich der Freund Beethoven's, l'Ami de Beethoven, wie er ſich hier überall producierte, ich glaube ſogar auf Viſitenkarten. Eine ſchwarze Hopfenſtange mit einer entſetzlich weißen Kravatte und einer Leichenbittermiene. War dieſer Freund Beethoven's wirklich Deſſen Pylades? Oder gehörte er zu jenen gleichgültigen Bekannten, mit denen ein genialer Menſch zuweilen um ſo lieber Umgang pflegt, je unbedeutender ſie ſind, und je proſaiſcher ihr Geplapper iſt, das ihm eine Erholung gewährt nach ermüdend poetiſchen Geiſtesflügen? Jedenfalls ſahen wir hier eine neue Art der Ausbeutung des Genius, und die kleinen Blätter ſpöttelten nicht wenig über den Ami de Beethoven. „Wie konnte der große Künſtler einen ſo unerquicklichen, geiſtesarmen Freund ertragen!“ riefen die Franzoſen, die über das monotone Geſchwätz jenes langweiligen Gaſtes alle Geduld verloren. Sie dachten nicht daran, daſs Beethoven taub war.

Die Zahl der Koncertgeber während der diesjährigen Saiſon war Legion, und an mittelmäßigen

Pianisten fehlte es nicht, die in öffentlichen Blättern als Mirakel gepriesen wurden. Die Meisten sind junge Leute, die in bescheiden eigner Person [oder durch irgend einen bescheidenen Bruder] jene Lobeserhebungen in die Presse fördern. Die Selbstvergötterungen dieser Art, die sogenannten Reklamen, bilden eine sehr ergötzliche Lektüre. Eine Reklame, die jüngst in der „Gazette musicale" enthalten war, meldete aus Marseille, dass der berühmte Döhler auch dort alle Herzen entzückt habe, und besonders durch seine interessante Blässe, die, eine Folge überstandener Krankheit, die Aufmerksamkeit der schönen Welt in Anspruch genommen. Der berühmte Döhler ist seitdem nach Paris zurückgekehrt und hat mehre Koncerte gegeben; [auch spielte er in dem Koncert der „Gazette musicale" des Herrn Schlesinger, der ihn mit Lorberkränzen aufs liberalste belohnt. Die „France musicale" preist ihn ebenfalls und mit gleicher Unparteilichkeit; diese Zeitschrift hegt einen blinden Groll gegen Liszt, und um indirekt diesen Löwen zu stacheln, lobt sie das kleine Kaninchen. Von welcher Bedeutung ist aber der wirkliche Werth des berühmten Döhler? Die Einen sagen, er sei der Letzte unter den Pianisten des zweiten Rangs; Andere behaupten, unter den Pianisten des dritten Ranges sei er der Erste!] Er spielt in der That hübsch, nett

und niedlich. Sein Vortrag ist allerliebst, beurkundet eine erstaunliche Fingerfertigkeit, zeugt aber weder von Kraft noch von Geist. Zierliche Schwäche, elegante Ohnmacht, interessante Bläße.

Zu den diesjährigen Koncerten, die im Andenken der Kunstliebhaber forttönen, gehören die Matinéen, welche von den Herausgebern der beiden musikalischen Zeitungen ihren Abonnenten geboten wurden. Die „France musicale," redigiert von den Brüdern Escudier, [zwei liebenswürdigen, gescheiten und kunstsinnigen jungen Leuten,] glänzte in ihrem Koncert durch die Mitwirkung der italiänischen Sänger und des Violinspielers Vieuxtemps, der als einer der Löwen der musikalischen Saison betrachtet wurde. Ob sich unter dem zottigen Fell dieses Löwen ein wirklicher König der Bestien oder nur ein armes Grauchen verbirgt, vermag ich nicht zu entscheiden*). Ehrlich gesagt, ich kann den übertriebenen Lobsprüchen, die ihm gezollt wurden, keinen Glauben schenken. Es will mich bedünken, als ob er auf der Leiter der Kunst noch nicht eine sonderliche Höhe erklommen. Vieuxtemps steht etwa auf der Mitte jener Leiter, auf deren Spitze wir einst

*) Der Schluß des Absatzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Paganini erblickten, und auf deren letzter, unterſter Sproſſe unſer vortrefflicher Sina ſteht, der berühmte Badegaſt von Boulogne und Eigenthümer eines Autographs von Beethoven. Vielleicht ſteht Herr Vieuxtemps dem Herrn Sina noch viel näher als dem Nicolo Paganini.

Vieuxtemps iſt ein Sohn Belgiens, wie denn überhaupt aus den Niederlanden die bedeutendſten Violiniſten hervorgingen. Die Geige iſt ja das dortige Nationalinſtrument, das von Groß und Klein, von Mann und Weib kultiviert wird, von jeher, wie wir auf den holländiſchen Bildern ſehen. Der ausgezeichnetſte Violiniſt dieſer Landsmannſchaft iſt unſtreitig Beriot, der Gemahl der Malibran; ich kann mich manchmal der Vorſtellung nicht erwehren, als ſäße in ſeiner Geige die Seele der verſtorbenen Gattin und ſänge. Nur Ernſt, der poeſiereiche Böhme, weiß ſeinem Inſtrument ſo ſchmelzende, ſo verblutend ſüße Klagetöne zu entlocken. — Ein Landsmann Beriot's iſt Artôt, ebenfalls ein ausgezeichneter Violiniſt, bei deſſen Spiel man aber nie an eine Seele erinnert wird; ein geſchniegelter, wohlgedrechſelter Geſell, deſſen Vortrag glatt und glänzend, wie Wachsleinen. Haumann, der Sohn des Brüſſeler Nachdruckers, treibt auf der Violine das Metier des Vaters; was er geigt,

sind reinliche Nachdrücke der vorzüglichsten Geiger, die Texte hie und da verbrämt mit überflüssigen Originalnoten und vermehrt mit brillanten Druckfehlern. — Die Gebrüder Franco-Mendez, welche auch dieses Jahr Koncerte gaben, wo sie ihr Talent als Violinspieler bewährten, stammen ganz eigentlich aus dem Lande der Treckschuiten und Quispeldorchen. Dasselbe gilt von Batta, dem Violoncellisten; er ist ein geborner Holländer, kam aber früh hieher nach Paris, wo er durch seine knabenhafte Jugendlichkeit ganz besonders die Damen ergötzte. Er war ein liebes Kind und weinte auf seiner Bratsche wie ein Kind. Obgleich er mittlerweile ein großer Junge geworden, so kann er doch die süße Gewohnheit des Greinens nimmermehr lassen, und als er jüngst wegen Unpäßlichkeit nicht öffentlich auftreten konnte, hieß es allgemein: durch das kindische Weinen auf dem Violoncello habe er sich endlich eine wirkliche Kinderkrankheit, ich glaube die Masern, an den Hals gespielt. Er scheint jedoch wieder ganz hergestellt zu sein, und die Zeitungen melden, daß der berühmte Batta nächsten Donnerstag eine musikalische Matinée bereite, welche das Publikum für die lange Entbehrnis seines Lieblings entschädigen werde.

Das letzte Koncert, welches Herr Maurice Schleſinger den Abonnenten ſeiner „Gazette muſicale“ gab, und das, wie ich bereits angedeutet habe, zu den glänzendſten Erſcheinungen der Saiſon gehörte, war für uns Deutſche von ganz beſonderm Intereſſe. Auch war hier die ganze Landsmannſchaft vereinigt, begierig, die Mademoiſelle Löwe zu hören, die gefeierte Sängerin, die das ſchöne Lied von Beethoven, „Adelaide,“ in deutſcher Zunge ſang. Die Italiäner und Herr Vieuxtemps, welche ihre Mitwirkung verſprochen, ließen während des Koncerts abſagen, zur größten Beſtürzung des Koncertgebers, welcher mit der ihm eigenthümlichen Würde vors Publikum trat und erklärte, Herr Vieuxtemps wolle nicht ſpielen, weil er das Lokal und das Publikum als ſeiner nicht angemeſſen betrachte! Die Inſolenz jenes Geigers verdient die ſtrengſte Rüge. Das Lokal des Koncertes war der Muſard'ſche Saal der Rue Vivienne, wo man nur während des Karnevals ein biſschen Kankan tanzt, jedoch das übrige Jahr hindurch die anſtändigſte Muſik von Mozart, Giacomo Meyerbeer und Beethoven exekutiert. Den italiäniſchen Sängern, einem Signor Rubini und Signor Lablache, verzeiht man allenfalls ihre Laune, von Nachtigallen kann man ſich wohl die Prätenſion gefallen laſſen, daſs ſie nur vor einem Publi-

kum von Goldfaſanen und Adlern ſingen wollen. Aber Mynheer, der flämiſche Storch, dürfte nicht ſo wählig ſein und eine Geſellſchaft verſchmähen, worunter ſich das honetteſte Geflügel, Pfauen und Perlhühner die Menge, und mitunter auch die ausgezeichnetſten deutſchen Schnapphähne und Miſtfinken befanden. — Welcher Art war der Erfolg des Debüts der Mademoiſelle Löwe? Ich will die ganze Wahrheit kurz ausſprechen: ſie ſang vortrefflich, gefiel allen Deutſchen, und machte Fiasko bei den Franzoſen.

Was dieſes letztere Miſsgeſchick betrifft, ſo möchte ich der verehrten Sängerin zu ihrem Troſte verſichern, daſs es eben ihre Vorzüge waren, die einem franzöſiſchen Succeſs im Wege ſtanden*). In der Stimme der Mademoiſelle Löwe iſt deutſche Seele, ein ſtilles Ding, das ſich bis jetzt nur wenigen Franzoſen offenbart hat und in Frankreich nur allmählich Eingang findet. Wäre Mademoiſelle Löwe einige Decennien ſpäter gekommen, ſie hätte vielleicht größere Anerkennung gefunden. Bis jetzt aber iſt die Maſſe des Volks noch immer dieſelbe. Die

*) Statt der nächſtfolgenden fünf Sätze, heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe: „Die Beethoven'ſche „Adelaide" paſſt nicht für dies Publikum."

Der Herausgeber.

Franzoſen haben Geiſt und Paſſion, und Beides genießen ſie am liebſten in einer unruhigen, ſtürmiſchen, gehackten, aufreizenden Form. Dergleichen vermiſſten ſie aber ganz und gar bei der deutſchen Sängerin, die ihnen noch obendrein die Beethoven'ſche „Adelaide" vorſang. Dieſes ruhige Ausſeufzen des Gemüthes, dieſe blauäugigen, ſchmachtenden Waldeinſamkeitstöne, dieſe geſungenen Lindenblüthen mit obligatem Mondſchein, dieſes Hinſterben in überirdiſcher Sehnſucht, dieſes erzdeutſche Lied, fand kein Echo in franzöſiſcher Bruſt, und ward ſogar als transrhenaniſche Senſiblerie verſpöttelt. [Jedenfalls war Mademoiſelle Löwe ſehr ſchlecht berathen in der Wahl der Stücke, die ſie vortrug. Und dann, ſonderbar! es waltet ein unglücklicher Stern über den Debüts in den Schleſinger'ſchen Koncerten. Mancher junge Künſtler weiß ein trübes Lied davon zu ſingen. Am traurigſten erging es dem armen Ignaz Moſcheles, der vor einem Jahr aus London herüberkam nach Paris, um ſeinen Ruhm, der durch merkantiliſche Ausbeutung ſehr welk geworden, ein biſschen aufzufriſchen. Er ſpielte in einem Schleſinger'ſchen Koncerte, und fiel durch, jammervoll.]

Obgleich Mademoiſelle Löwe hier keinen Beifall fand, geſchah doch alles Mögliche, um ihr ein Engagement für die Académie royale de musique

auszuwirken. Der Name Meyerbeer wurde bei dieser Gelegenheit aufdringlicher in Anschlag gebracht, als es dem verehrten Meister wohl lieb sein möchte. Ist es wahr, wollte Meyerbeer seine neue Oper nicht zur Aufführung geben, im Fall man die Löwe nicht engagierte? Hat Meyerbeer wirklich die Erfüllung der Wünsche des Publikums an eine so kleinliche Bedingung geknüpft? Ist er wirklich so überbescheiden, dass er sich einbildet, der Erfolg seines neuen Werks sei abhängig von der mehr oder minder geschmeidigen Kehle einer Prima-Donna?*)

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluß dieses Briefes, wie folgt: „Wohlunterrichtete Personen versichern mich, Meyerbeer sei ganz unschuldig an der verzögerten Aufführung seiner neuen Oper, und die Autorität seines Namens werde zuweilen ausgebeutet, um fremde Interessen zu fördern; er habe der Direktion der Académie royale de musique sein vollendetes Werk zur Verfügung angeboten, ohne in Betreff der ersten Sängerin irgend eine wählige Bedingnis zu stellen.

„Obgleich, wie ich oben bemerkt habe, die innerlichste Tugend des deutschen Gesanges, seine süße Heimlichkeit, den Franzosen noch immer verborgen bleibt, so lässt sich doch nicht in Abrede stellen, daß die deutsche Musik bei dem französischen Volk sehr in Aufnahme, wo nicht gar zu Herrschaft kommt. Es ist Dies die Sehnsucht Italiens nach einer

Die zahlreichen Verehrer und Bewunderer des bewunderungswürdigen Meiſters ſehen mit Betrübnis, wie der Hochgefeierte bei jeder neuen Produktion ſeines Genius ſich mit der Sicherſtellung des Erfolgs ſo unſäglich abmüht und an das winzigſte

---

Seele. Wird das ſchöne Kind durch den Gewinnſt dieſer Seele glücklicher ſein? Darüber möchten wir nicht urtheilen; wir wollten hier nur eine Thatſache aufzeichnen, die vielleicht einen Aufſchluß giebt über die außerordentliche Popularität des großen Meiſters, der den Robert-le-Diable und die Hugenotten geſchaffen und deſſen dritte Oper, der „Prophet," mit einer fieberhaften Ungeduld, mit einem Herzklopfen erwartet wird, wovon man keinen Begriff hat. Man lächle nicht, wenn ich behaupte, auch in der Muſik — nicht bloß in der Literatur — liege Etwas, was die Nationen vermittelt. Durch ihre Univerſalſprache iſt die Muſik mehr als jede andere Kunſt geeignet, ſich ein Weltpublikum zu bilden.

„Jüngſt ſagte mir ein Franzoſe, durch die Meyerbeer'ſchen Opern ſei er in die Goethe'ſche Poeſie eingeweiht worden, jene hätten ihm die Pforten der Goethe'ſchen Dichtung erſchloſſen. Es liegt ein tiefer Sinn in dieſem Ausſpruch, und er bringt mich auf den Gedanken, daß der deutſchen Muſik überhaupt hier in Frankreich die Sendung beſchieden ſein mag, als eine präludierende Ouvertüre das Verſtändnis unſerer deutſchen Literatur zu befördern."

Der Herausgeber.

Detail desſelben ſeine beſten Kräfte vergeudet. Sein zarter, ſchwächlicher Körperbau muſs darunter leiden. Seine Nerven werden krankhaft überreizt, und bei ſeinem chroniſchen Unterleibsleiden wird er oft von der herrſchenden Cholerine heimgeſucht. Der Geiſteshonig, der aus ſeinen muſikaliſchen Meiſterwerken träufelt und uns erquickt, koſtet dem Meiſter ſelbſt die furchtbarſten Leibesſchmerzen. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn zu ſehen, erſchrak ich über ſein miſerables Ausſehen. Bei ſeinem Anblick dachte ich an den Diarrhöen-Gott der tartariſchen Volksſage, worin ſchauderhaft drollig erzählt wird, wie dieſer bauchgrimmige Kakadämon auf dem Jahrmarkte von Kaſan einmal zu ſeinem eignen Gebrauche ſechstauſend Töpfe kaufte, ſo daſs der Töpfer dadurch ein reicher Mann wurde. Möge der Himmel unſerm hochverehrten Meiſter eine beſſere Geſundheit ſchenken, und möge er ſelber nie vergeſſen, daſs ſein Lebensfaden ſehr ſchlapp und die Schere der Parze deſto ſchärfer iſt. Möge er nie vergeſſen, welche hohe Intereſſen ſich an ſeine Selbſterhaltung knüpfen. Was ſoll aus ſeinem Ruhme werden, wenn er ſelbſt, der hochgefeierte Meiſter, was der Himmel noch lange verhüte, plötzlich dem Schauplatz ſeiner Triumphe durch den Tod entriſſen würde? Wird ihn die Familie fortſetzen, die-

ſen Ruhm, worauf ganz Deutſchland ſtolz iſt?*) An materiellen Mitteln würde es der Familie gewiſs nicht fehlen, wohl aber an intellektuellen Mitteln. Nur der große Giacomo ſelbſt, der nicht bloß Generalmuſikdirektor aller königlich preußiſchen Muſikanſtalten, ſondern auch der Kapellenmeiſter des Meyerbeer'ſchen Ruhmes iſt, nur Er kann das ungeheure Orcheſter dieſes Ruhmes dirigieren — Er nickt mit dem Haupte, und alle Poſaunen der großen Journale ertönen unisono; er zwinkert mit den Augen, und alle Violinen des Lobes fiedeln um die Wette; er bewegt nur leiſe den linken Naſenflügel, nud alle Feuilleton-Flageolette flöten ihre ſüßeſten Schmeichellaute. — Da giebt es auch unerhörte, antediluvianiſche Blasinſtrumente, Jerichotrompeten und noch unentdeckte Windharfen, Saiteninſtrumente der Zukunft, deren Anwendung die außerordentlichſte Begabnis für Inſtrumentation bekundet. — Ja, in ſo hohem Grade, wie unſer Meyerbeer, verſtand ſich noch kein Komponiſt auf die Inſtrumentation, nämlich auf die Kunſt, alle möglichen Menſchen als Inſtrumente zu gebrauchen,

*) „worauf das ganze deutſche Volk, und Herr Moritz Schleſinger insbeſondere, ſtolz iſt?“ heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

die kleinsten wie die größten, und durch ihr Zusammenwirken eine Übereinstimmung in der öffentlichen Anerkennung, die ans Fabelhafte grenzt, hervorzuzaubern. Das hat kein Andrer jemals verstanden. Während die besten Opern von Mozart und Rossini bei der ersten Vorstellung durchfielen, und erst Jahre vergingen, ehe sie wahrhaft gewürdigt wurden, finden die Meisterwerke unsres edlen Meyerbeer bereits bei der ersten Aufführung den ungetheiltesten Beifall, und schon den andern Tag liefern sämmtliche Journale die verdienten Lob- und Preisartikel. Das geschieht durch das harmonische Zusammenwirken der Instrumente; in der Melodie muss Meyerbeer den beiden genannten Meistern nachstehen, aber er überflügelt sie durch Instrumentation. Der Himmel weiß, dass er sich oft der niederträchtigsten Instrumente bedient; aber vielleicht eben durch diese bringt er die großen Effekte hervor auf die große Menge, die ihn bewundert, anbetet, verehrt und sogar achtet. — Wer kann das Gegentheil beweisen? Von allen Seiten fliegen ihm die Lorberkränze zu, er trägt auf dem Haupte einen ganzen Wald von Lorberen, er weiß sie kaum mehr zu lassen und keucht unter dieser grünen Last. Er sollte sich einen kleinen Esel anschaffen, der, hinter ihm her trottierend, ihm die schweren Kränze nachtrüge.

Aber Gouin ist eifersüchtig und leidet nicht, daſs ihn ein Anderer begleite.

Ich kann nicht umhin hier ein geistreiches Wort zu erwähnen, das man dem Musiker Ferdinand Hiller zuschreibt. Als nämlich Jemand Denselben darüber befragte, was er von Meyerbeer's Opern halte, soll Hiller ausweichend verdrießlich geantwortet haben: „Ach, lasst uns nicht von Politik reden!“

Der Karneval in Paris.

Paris, den 7. Februar 1842.

„Wir tanzen hier auf einem Vulkan“ — aber wir tanzen. Was in dem Vulkan gährt, kocht und brauſet, wollen wir heute nicht unterſuchen, und nur wie man darauf tanzt, ſei der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Da müſſen wir nun zunächſt von der Académie royale de musique reden, wo noch immer jenes ehrwürdige Corps de Ballet exiſtiert, das die choregraphiſchen Überlieferungen treulich bewahrt und als die Pairie des Tanzes zu betrachten iſt. Wie jene andere, die im Luxembourg reſidiert, zählt auch dieſe Pairie unter ihrem Perſonal gar viele Perücken und Mumien, über die ich mich nicht ausſprechen will aus leicht begreiflicher Furcht. Das Miſsgeſchick des Herrn Perré, des Geranten des Siècle, der jüngſt zu ſechs Monaten

Karcer und 10,000 Franken verurtheilt worden, hat mich gewitzigt. Nur von Carlotta Grisi will ich reden, die in der respektabeln Versammlung der Rue-Lepelletier gar wunderlieblich hervorstrahlt, wie eine Apfelsine unter Kartoffeln. Nächst dem glücklichen Stoff, der den Schriften eines deutschen Autors entlehnt, war es zumeist die Carlotta Grisi, die dem Ballett: „Die Willi“ eine unerhörte Vogue verschaffte. Aber wie köstlich tanzt sie! Wenn man sie sieht, vergisst man, dass Taglioni in Russland und Elsler in Amerika ist, man vergisst Amerika und Russland selbst, ja die ganze Erde, und man schwebt mit ihr empor in die hängenden Zaubergärten jenes Geisterreichs, worin sie als Königin waltet. Ja, sie hat ganz den Charakter jener Elementargeister, die wir uns immer tanzend denken, und von deren gewaltigen Tanzweisen das Volk so viel Wunderliches fabelt. In der Sage von den Willis ward jene geheimnisvolle, rasende, mitunter menschenverderbliche Tanzlust, die den Elementargeistern eigen ist, auch auf die todten Bräute übertragen; zu dem altheidnisch übermüthigen Lustreiz des Nixen- und Elfenthums gesellten sich noch die melancholisch wollüstigen Schauer, das dunkelsüße Grausen des mittelalterlichen Gespensterglaubens.

Entſpricht die Muſik dem abenteuerlichen Stoffe jenes Balletts? War Herr Adam, der die Muſik geliefert, fähig Tanzweiſen zu dichten, die, wie es in der Volksſage heißt, die Bäume des Waldes zum Hüpfen und den Waſſerfall zum Stillſtehen zwingen? Herr Adam war, ſo viel ich weiß, in Norwegen, aber ich zweifle, ob ihm dort irgend ein runenkundiger Zauberer jene Strömkarlmelodie gelehrt, wovon man nur zehn Variationen aufzuſpielen wagt; es giebt nämlich noch eine elfte Variation, die großes Unglück anrichten könnte — ſpielt man dieſe, ſo geräth die ganze Natur in Aufruhr, die Berge und Felſen fangen an zu tanzen, und die Häuſer tanzen, und drinnen tanzen Tiſch und Stühle, der Großvater ergreift die Großmutter, der Hund ergreift die Katze zum Tanzen, ſelbſt das Kind ſpringt aus der Wiege und tanzt. Nein, ſolche gewaltthätige Melodien hat Herr Adam nicht von ſeiner nordiſchen Reiſe heimgebracht; aber was er geliefert, iſt immer ehrenwerth, und er behauptet eine ausgezeichnete Stellung unter den Tondichtern der franzöſiſchen Schule.

Ich kann nicht umhin hier zu erwähnen, daſs die chriſtliche Kirche, die alle Künſte in ihren Schoß aufgenommen und benutzt hat, dennoch mit der Tanzkunſt Nichts anzufangen wuſſte und ſie ver-

warf und verdammte. Die Tanzkunſt erinnerte vielleicht allzuſehr an den alten Tempeldienſt der Heiden, ſowohl der römiſchen Heiden als der germaniſchen und celtiſchen, deren Götter eben in jene elfenhaften Weſen übergingen, denen der Volksglaube, wie ich oben andeutete, eine wunderſame Tanzſucht zuſchrieb. Überhaupt ward der böſe Feind am Ende als der eigentliche Schutzpatron des Tanzes betrachtet, und in ſeiner frevelhaften Gemeinſchaft tanzten die Hexen und Hexenmeiſter ihre nächtlichen Reigen. Der Tanz iſt verflucht, ſagt ein fromm bretoniſches Volkslied, ſeit die Tochter der Herodias vor dem argen Könige tanzte, der ihr zu Gefallen Johannem tödten ließ. „Wenn du tanzen ſiehſt," fügt der Sänger hinzu, „ſo denke an das blutige Haupt des Täufers auf der Schüſſel, und das hölliſche Gelüſte wird deiner Seele Nichts anhaben können!" Wenn man über den Tanz in der Académie royale de musique etwas tiefer nachdenkt, ſo erſcheint er als ein Verſuch, dieſe erzheidniſche Kunſt gewiſſermaßen zu chriſtianiſieren, und das franzöſiſche Ballett riecht faſt nach gallikaniſcher Kirche, wo nicht gar nach Janſenismus, wie alle Kunſterſcheinungen des großen Zeitalters Ludwig's XIV. Das franzöſiſche Ballett iſt in dieſer Beziehung ein wahlverwandtes Seitenſtück zu der Racine'ſchen Tragödie

und den Gärten von Le Nôtre. Es herrscht darin derselbe geregelte Zuschnitt, dasselbe Etikettenmaß, dieselbe höfische Kühle, dasselbe gezierte Sprödethun, dieselbe Keuschheit. In der That, die Form und das Wesen des französischen Balletts ist keusch, aber die Augen der Tänzerinnen machen zu den sittsamsten Pas einen sehr lasterhaften Kommentar, und ihr liederliches Lächeln ist in beständigem Widerspruch mit ihren Füßen. Wir sehen das Entgegengesetzte bei den sogenannten Nationaltänzen, die mir deßhalb tausendmal lieber sind, als die Ballette der großen Oper. Die Nationaltänze sind oft allzu sinnlich, fast schlüpfrig in ihren Formen, z. B. die indischen, aber der heilige Ernst auf den Gesichtern der Tanzenden moralisiert diesen Tanz und erhebt ihn sogar zum Kultus. Der große Vestris hat einst ein Wort gesagt, worüber bereits viel gelacht worden. In seiner pathetischen Weise sagte er nämlich zu einem seiner Jünger: „Ein großer Tänzer muß tugendhaft sein.“ Sonderbar! der große Vestris liegt schon seit vierzig Jahren im Grab (er hat das Unglück des Hauses Bourbon, womit die Familie Vestris immer sehr befreundet war, nicht überleben können), und erst vorigen December, als ich der Eröffnungssitzung der Kammern beiwohnte und träumerisch mich meinen Gedanken überließ, kam

mir der selige Vestris in den Sinn, und wie durch Inspiration begriff ich plötzlich die Bedeutung seines tiefsinnigen Wortes: „Ein großer Tänzer muss tugendhaft sein!“

Von den diesjährigen Gesellschaftsbällen kann ich wenig berichten, da ich bis jetzt nur wenige Soiréen mit meiner Gegenwart beehrt habe. Dieses ewige Einerlei fängt nachgerade an mich zu ennuyieren, und ich begreife nicht, wie ein Mann es auf die Länge aushalten kann. Von Frauen begreife ich es sehr gut. Für Diese ist der Putz, den sie auskramen können, das Wesentlichste. Die Vorbereitungen zum Ball, die Wahl der Robe, das Ankleiden, das Frisiertwerden, das Probelächeln vor dem Spiegel, kurz Flitterstaat und Gefallsucht sind ihnen die Hauptsache und gewähren ihnen die genussreichste Unterhaltung. Aber für uns Männer, die wir nur demokratisch schwarze Fräcke und Schuhe anziehen, (die entsetzlichen Schuhe!) — für uns ist eine Soirée nur eine unerschöpfliche Quelle der Langeweile, vermischt mit einigen Gläsern Mandelmilch und Himbeersaft. Von der holden Musik will ich gar nicht reden*). Was die Bälle der vornehmen Welt noch

*) Statt dieses Satzes, heißt es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Die Musik besteht hier aus altabgeleierten Motiven von Rossini und Meyerbeer, den beiden

langweiliger macht, als sie von Gott- und Rechtswegen sein dürften, ist die dort herrschende Mode, daſs man nur zum Scheine tanzt, daſs man die vorgeschriebenen Figuren nur gehend exekutiert, daſs man ganz gleichgültig, fast verdrießlich die Füße bewegt. Keiner will mehr den Andern amüsieren, und dieser Egoismus beurkundet sich auch im Tanze der heutigen Gesellschaft.

Die untern Klassen, wie gerne sie auch die vornehme Welt nachäffen, haben sich dennoch nicht zu solchem selbstsüchtigen Scheintanz verstehen können; ihr Tanzen hat noch Realität, aber leider eine sehr bedauernswürdige. Ich weiß kaum, wie ich die eigenthümliche Betrübnis ausdrücken soll, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an öffentlichen Belustigungsorten, namentlich zur Karnevalszeit, das tanzende Volk betrachte. Eine kreischende, schrillende, übertriebene Musik begleitet hier einen Tanz, der mehr oder weniger an den Kankan streift. Hier höre ich die Frage: Was ist der Kankan? Heiliger Himmel, ich soll für die „Allgemeine Zeitung“ eine Definition des Kankan geben! Wohlan, der Kankan

schweigenden Meistern, die in Paris diesen Winter mehr als je besprochen wurden, nicht im Interesse der Kunst, sondern der Herren Troupeñas und Schlesinger.“

Der Herausgeber.

ist ein Tanz, der nie in ordentlicher Gesellschaft getanzt wird, sondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo Derjenige, der ihn tanzt, oder Diejenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizeiagenten ergriffen und zur Thüre hinausgeschleppt wird. Ich weiß nicht, ob diese Definition hinlänglich belehrsam, aber es ist auch gar nicht nöthig, dass man in Deutschland ganz genau erfahre, was der französische Kankan ist. Soviel wird schon aus jener Definition zu merken sein, dass die vom seligen Vestris angepriesene Tugend hier kein nothwendiges Requisit ist, und dass das französische Volk sogar beim Tanzen von der Polizei inkommodiert wird. Ja, dieses Letztere ist ein sehr sonderbarer Übelstand, und jeder denkende Fremde muss sich darüber wundern, dass in den öffentlichen Tanzsälen bei jeder Quadrille mehre Polizeiagenten oder Kommunalgardisten stehen, die mit finster katonischer Miene die tanzende Moralität bewachen. Es ist kaum begreiflich, wie das Volk unter solcher schmählichen Kontrolle seine lachende Heiterkeit und Tanzlust behält. Dieser gallische Leichtsinn aber macht eben seine vergnügtesten Sprünge, wenn er in der Zwangsjacke steckt, und obgleich das strenge Polizeiauge es verhütet, dass der Kankan in seiner cynischen Bestimmtheit getanzt wird, so wissen doch die Tänzer

durch allerlei ironiſche Entrechats und übertreibende Anſtandsgeſten ihre verpönten Gedanken zu offenbaren, und die Verſchleierung erſcheint alsdann noch unzüchtiger, als die Nacktheit ſelbſt. Meiner Anſicht nach iſt es für die Sittlichkeit von keinem großen Nutzen, daſs die Regierung mit ſo vielem Waffengepränge bei dem Tanze des Volks interveniert; das Verbotene reizt eben am ſüßeſten, und die raffinierte, nicht ſelten geiſtreiche Umgehung der Cenſur wirkt hier noch verderblicher, als erlaubte Brutalität. Dieſe Bewachung der Volksluſt charakteriſiert übrigens den hieſigen Zuſtand der Dinge und zeigt, wie weit es die Franzoſen in der Freiheit gebracht haben.

Es ſind aber nicht bloß die geſchlechtlichen Beziehungen, die auf den Pariſer Baſtringuen der Gegenſtand ruchloſer Tänze ſind. Es will mich manchmal bedünken, als tanze man dort eine Verhöhnung alles Deſſen, was als das Edelſte und Heiligſte im Leben gilt, aber durch Schlauköpfe ſo oft ausgebeutet und durch Einfaltspinſel ſo oft lächerlich gemacht worden, daſs das Volk nicht mehr, wie ſonſt, daran glauben kann. Ja, es verlor den Glauben an jenen Hochgedanken, wovon unſre politiſchen und literariſchen Tartüffe ſo Viel ſingen und ſagen; und gar die Großſprechereien der Ohnmacht

verleideten ihm so sehr alle idealen Dinge, daſs es nichts Anderes mehr darin sieht, als die hohle Phrase, als die sogenannte Blague, und wie diese trostlose Anschauungsweise durch Robert Macaire repräsentiert wird, so giebt sie sich doch auch kund in dem Tanz des Volks, der als eine eigentliche Pantomime des Robert-Macairethums zu betrachten ist. Wer von Letzterm einen ungefähren Begriff hat, begreift jetzt jene unaussprechlichen Tänze, welche, eine getanzte Persifflage, nicht bloß die geschlechtlichen Beziehungen verspotten, sondern auch die bürgerlichen, sondern auch Alles, was gut und schön ist, sondern auch jede Art von Begeisterung, die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den Heroismus, die Gottheit. Ich wiederhole es, mit einer unsäglichen Trauer erfüllt mich immer der Anblick des tanzenden Volks an den öffentlichen Vergnügungsorten von Paris; und gar besonders ist Dies der Fall in den Karnevalstagen, wo der tolle Mummenschanz die dämonische Lust bis zum Ungeheuerlichen steigert. Fast ein Grauen wandelte mich an, als ich einem jener bunten Nachtfeste beiwohnte, die jetzt in der Opéra comique gegeben werden, und wo, nebenbei gesagt, weit prächtiger, als auf den Bällen der großen Oper, der taumelnde Spuk sich gebärdet. Hier musiciert

Beelzebub mit vollem Orchester, und das freche Höllenfeuer der Gasbeleuchtung zerreißt Einem die Augen. Hier ist das verlorne Thal, wovon die Amme erzählt; hier tanzen die Unholden wie bei uns in der Walpurgisnacht, und Manche ist darunter, die sehr hübsch, und bei aller Verworfenheit jene Grazie, die den verteufelten Französinnen angeboren ist, nicht ganz verleugnen kann. Wenn aber gar die Galopp-Ronde erschmettert, dann erreicht der satanische Spektakel seine unsinnigste Höhe, und es ist dann, als müsse die Saaldecke platzen und die ganze Sippschaft sich plötzlich emporschwingen auf Besenstielen, Ofengabeln, Kochlöffeln — „oben hinaus, nirgends an!“ — ein gefährlicher Moment für viele unserer Landsleute, die leider keine Hexenmeister sind und nicht das Sprüchlein kennen, das man herbeten muss, um nicht von dem wüthenden Heer fortgerissen zu werden.

Rossini und Mendelssohn.

Paris, Mitte April 1842.

Als ich vorigen Sommer an einem schönen Nachmittag in Cette anlangte, sah ich, wie eben längs dem Quai, vor welchem sich das mittelländische Meer ausbreitet, die Procession vorüberzog, und ich werde nie diesen Anblick vergessen. Voran schritten die Brüderschaften in ihren rothen, weißen oder schwarzen Gewanden, die Büßer mit übers Haupt gezogenen Kapuzen, worin zwei Löcher, woraus die Augen gespenstisch hervorlugten; in den Händen brennende Wachskerzen oder Kreuzfahnen. Dann kamen die verschiedenen Mönchsorden. Auch eine Menge Laien, Frauen und Männer, blasse gebrochene Gestalten, die gläubig einherschwankten, mit rührend kummervollem Singsang. Ich war Dergleichen oft in meiner Kindheit am Rhein begegnet,

und ich kann nicht leugnen, daſs jene Töne eine gewiſſe Wehmuth, eine Art Heimweh in mir weckten. Was ich aber früher noch nie geſehen und was nachbarlich ſpaniſche Sitte zu ſein ſchien, war die Truppe von Kindern, welche die Paſſion darſtellten. Ein kleines Bübchen, koſtümiert wie man den Heiland abzubilden pflegt, die Dornenkrone auf dem Haupt, deſſen ſchönes Goldhaar traurig lang herabwallte, keuchte gebückt einher unter der Laſt eines ungeheuer großen Holzkreuzes; auf der Stirn grell gemalte Blutstropfen, und Wundenmale an den Händen und nackten Füßen. Zur Seite ging ihm ein ganz ſchwarz gekleidetes kleines Mädchen, welches, als ſchmerzenreiche Mutter, mehre Schwerter mit vergoldeten Heften an der Bruſt trug und faſt in Thränen zerfloſs — ein Bild tiefſter Betrübnis. Andere kleine Knaben, die hinterdrein gingen, ſtellten die Apoſtel vor, darunter auch Judas, mit rothem Haar und einen Beutel in der Hand. Ein paar Bübchen waren auch als römiſche Lanzknechte behelmt und bewehrt und ſchwangen ihre Säbel. Mehre Kinder trugen Ordenshabit und Kirchenornat; kleine Kapuziner, kleine Jeſuitchen, kleine Biſchöfe mit Inful und Krummſtab, allerliebſte Nönnchen, gewiſs keines über ſechs Jahr' alt. Und ſonderbar, es waren darunter auch einige Kinder

als Amoretten gekleidet, mit seidenen Flügeln und goldenen Köchern, und in der unmittelbarsten Nähe des kleinen Heilands wackelten zwei noch viel kleinere, höchstens vierjährige Geschöpfchen in altfränkischer Schäfertracht, mit bebänderten Hütchen und Stäben, zum Küssen niedlich, wie Marcipanpüppchen; sie repräsentierten wahrscheinlich die Hirten, die an der Krippe des Christkindes gestanden. Sollte man es aber glauben, dieser Anblick erregte in der Seele des Zuschauers die ernstvoll andächtigsten Gefühle, und dass es kleine unschuldige Kinder waren, die das größte, kolossalste Martyrthum tragierten, wirkte um so rührender! Das war keine Nachäffung im historischen Großstil, keine schiefmäulige Frommthuerei, keine Berliner Glaubenslüge: — Das war der naivste Ausdruck des tiefsinnigsten Gedankens, und die herablassend kindliche Form verhinderte eben, dass der Inhalt vernichtend auf unser Gemüth wirkte oder sich selbst vernichtete. Dieser Inhalt ist ja von so ungeheuerlicher Schmerzensgewalt und Erhabenheit, dass er die heroisch grandioseste und pathetisch ausgereckteste Darstellungsart überragt und sprengt. Desshalb haben die größten Künstler sowohl in der Malerei als in der Musik die überschwänglichen Schrecknisse der Passion mit so viel' Blumen als möglich verlieblicht und den blutigen

Ernſt durch ſpielende Zärtlichkeit gemildert — und ſo that auch Roſſini, als er ſein Stabat Mater komponierte.

Letzteres, das Stabat von Roſſini, war die hervorragende Merkwürdigkeit der hingeſchiedenen Saiſon, die Beſprechung deſſelben iſt noch immer an der Tagesordnung, und eben die Rügen, die von norddeutſchem Standpunkt aus gegen den großen Meiſter laut werden, beurkunden recht ſchlagend die Urſprünglichkeit und Tiefe ſeines Genius. Die Behandlung ſei zu weltlich, zu ſinnlich, zu ſpielend für den geiſtlichen Stoff, ſie ſei zu leicht, zu angenehm, zu unterhaltend — ſo ſtöhnen die Klagen einiger ſchweren, langweiligen Kritikaſter, die, wenn auch nicht abſichtlich eine übertriebene Spiritualität erheucheln, doch jedenfalls von der heiligen Muſik ſehr beſchränkte, ſehr irrige Begriffe ſich angequält. Wie bei den Malern, ſo herrſcht auch bei den Muſikern eine ganz falſche Anſicht über die Behandlung chriſtlicher Stoffe. Jene glauben, das wahrhaft Chriſtliche müſſe in ſubtilen magern Kontouren und ſo abgehärmt und farblos als möglich dargeſtellt werden; die Zeichnungen von Overbeck ſind in dieſer Beziehung ihr Ideal. Um dieſer Verblendung durch eine Thatſache zu widerſprechen, mache ich nur auf die Heiligenbilder der

ſpaniſchen Schule aufmerkſam; hier iſt das Volle der Kontouren und der Farbe vorherrſchend, und es wird doch Niemand leugnen, daſs dieſe ſpaniſchen Gemälde das ungeſchwächteſte Chriſtenthum athmen und ihre Schöpfer gewiſs nicht minder glaubenstrunken waren, als die berühmten Meiſter, die in Rom zum Katholicismus übergegangen ſind, um mit unmittelbarer Inbrunſt malen zu können. Nicht die äußere Dürre und Bläſſe iſt ein Kennzeichen des wahrhaft Chriſtlichen in der Kunſt, ſondern eine gewiſſe innere Überſchwänglichkeit, die weder angetauft noch einſtudiert werden kann in der Muſik wie in der Malerei, und ſo finde ich auch das Stabat von Roſſini wahrhaft chriſtlicher als den Paulus, das Oratorium von Felix Mendelsſohn-Bartholdy, das von den Gegnern Roſſini's als ein Muſter der Chriſtenthümlichkeit gerühmt wird.

Der Himmel bewahre mich, gegen einen ſo verdienſtvollen Meiſter, wie der Verfaſſer des Paulus, hierdurch einen Tadel ausſprechen zu wollen, und am allerwenigſten wird es dem Schreiber dieſer Blätter in den Sinn kommen, an der Chriſtlichkeit des erwähnten Oratoriums zu mäkeln, weil Felix Mendelsſohn-Bartholdy von Geburt ein Jude iſt. Aber ich kann doch nicht unterlaſſen, darauf hinzudeuten, daſs in dem Alter, wo Herr Mendelsſohn

in Berlin das Christenthum anfing (er wurde nämlich erst in seinem dreizehnten Jahr getauft), Rossini es bereits verlassen und sich ganz in die Weltlichkeit der Opernmusik gestürzt hatte. Jetzt, wo er diese wieder verließ und sich zurückträumte in seine katholischen Jugenderinnerungen, in die Zeiten, wo er im Dom zu Pesaro als Chorschüler mitsang, oder als Akoluth bei der Messe fungierte — jetzt, wo die alten Orgeltöne wieder in seinem Gedächtnis aufrauschten und er die Feder ergriff, um ein Stabat zu schreiben, da brauchte er wahrlich den Geist des Christenthums nicht erst wissenschaftlich zu konstruieren, noch viel weniger Händel oder Sebastian Bach sklavisch zu kopieren; er brauchte nur die früheſten Kindheitsklänge wieder aus seinem Gemüth hervorzurufen, und, wunderbar! so ernsthaft, so schmerzentief auch diese Klänge ertönen, so gewaltig sie auch das Gewaltigste ausseufzen und ausbluten, so behielten sie doch etwas Kindheitliches und mahnten mich an die Darstellung der Passion durch Kinder, die ich in Cette gesehen. Ja, an diese kleine fromme Mummerei musste ich unwillkürlich denken, als ich der Aufführung des Stabat von Rossini zum erstenmal beiwohnte: das ungeheure erhabene Martyrium ward hier dargestellt, aber in den naivsten Jugendlauten, die furchtbaren Klagen

der Mater Doloroſa ertönten, aber wie aus unſchuldig kleiner Mädchenkehle, neben den Flören der ſchwärzeſten Trauer rauſchten die Flügel aller Amoretten der Anmuth, die Schreckniſſe des Kreuztodes waren gemildert wie von tändelndem Schäferſpiel, und das Gefühl der Unendlichkeit umwogte und umſchloſs das Ganze wie der blaue Himmel, der auf die Proceſſion von Cette herableuchtete, wie das blaue Meer, an deſſen Ufer ſie ſingend und klingend dahinzog! Das iſt die ewige Holdſeligkeit des Roſſini, ſeine unverwüſtliche Milde, die kein Impreſario und kein Marchand-de-Muſique zu Grund ärgern konnte oder auch nur zu trüben vermochte! Wie ſchnöde, wie abgefeimt tückiſch ihm auch oftmals mitgeſpielt wurde im Leben, ſo finden wir doch in ſeinen muſikaliſchen Produkten nicht eine Spur von Galle. Gleich jener Quelle Arethuſa, die ihre urſprüngliche Süßigkeit bewahrte, obgleich ſie die bittern Gewäſſer des Meeres durchzogen, ſo behielt auch das Herz Roſſini's ſeine melodiſche Lieblichkeit und Süße, obgleich es aus allen Wermuthskelchen dieſer Welt hinlänglich gekoſtet.

Wie geſagt, das Stabat des großen Maeſtro war dieſes Jahr die vorherrſchende muſikaliſche Begebenheit. Über die erſte tonangebende Exekution brauche ich Nichts zu melden; genug, die Italiäner

ſangen. Der Saal der italiäniſchen Oper ſchien der Vorhof des Himmels; dort ſchluchzten heilige Nachtigallen und floſſen die faſhionabelſten Thränen. Auch die „France muſicale“ gab in ihren Koncerten den größten Theil des Stabat, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit ungeheurem Beifall. In dieſen Koncerten hörten wir auch den Paulus des Herrn Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der durch dieſe Nachbarſchaft eben unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm und die Vergleichung mit Roſſini von ſelber hervorrief. Bei dem großen Publikum gereichte dieſe Vergleichung keineswegs zum Vortheil unſeres jungen Landsmannes; es iſt auch, als vergliche man die Apenninen Italiens mit dem Templower Berg bei Berlin. Aber der Templower Berg hat darum nicht weniger Verdienſte, und den Reſpekt der großen Menge erwirbt er ſich ſchon dadurch, daſs er ein Kreuz auf ſeinem Gipfel trägt. „Unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.“ Freilich nicht in Frankreich, dem Lande der Ungläubigkeit, wo Herr Mendelsſohn immer Fiasko gemacht hat. Er war das geopferte Lamm der Saiſon, während Roſſini der muſikaliſche Löwe war, deſſen ſüßes Gebrüll noch immer forttönt. Es heißt hier, Herr Felix Mendelsſohn werde dieſer Tage perſönlich nach Paris kommen. So Viel iſt gewiſs, durch hohe Verwendung und diplo-

matiſche Bemühungen iſt Herr Leon Pillet dahin gebracht worden, ein Libretto von Herrn Scribe anfertigen zu laſſen, das Herr Mendelsſohn für die große Oper komponieren ſoll. Wird unſer junger Landsmann ſich dieſem Geſchäft mit Glück unterziehen? Ich weiß nicht. Seine künſtleriſche Begabnis iſt groſs; doch hat ſie ſehr bedenkliche Grenzen und Lücken. Ich finde in talentlicher Beziehung eine große Ähnlichkeit zwiſchen Herrn Felix Mendelsſohn und der Mademoiſelle Rachel Felix, der tragiſchen Künſtlerin. Eigenthümlich iſt Beiden ein großer, ſtrenger, ſehr ernſthafter Ernſt, ein entſchiedenes, beinahe zudringliches Anlehnen an klaſſiſche Muſter, die feinſte, geiſtreichſte Berechnung, Verſtandesſchärfe, und endlich der gänzliche Mangel an Naivetät. Giebt es aber in der Kunſt eine geniale Urſprünglichkeit ohne Naivetät? Bis jetzt iſt dieſer Fall noch nicht vorgekommen.

Muſikaliſche Saiſon von 1843.

Erſter Bericht.

Paris, den 20. März 1843.

Die Langeweile, welche die klaſſiſche Tragödie der Franzoſen ausdünſtet, hat Niemand beſſer begriffen, als jene gute Bürgersfrau unter Ludwig XV., die zu ihren Kindern ſagte: „Beneidet nicht den Adel und verzeiht ihm ſeinen Hochmuth, er muſs ja doch als Strafe des Himmels jeden Abend im Theâtre français ſich zu Tode langweilen.“ Das alte Regime hat aufgehört, und das Scepter iſt in die Hände der Bourgeoiſie gerathen; aber dieſe neuen Herrſcher müſſen ebenfalls ſehr viele Sünden abzubüßen haben, und der Unmuth der Götter trifft ſie noch unleidlicher als ihre Vorgänger im Reiche; denn nicht bloß, daſs ihnen Mademoiſelle Rachel die moderige Hefe des antiken Schlaftrunks jeden

Abend kredenzt, müssen sie jetzt sogar den Abhub unsrer romantischen Küche, versificiertes Sauerkraut, die „Burggrafen“ von Victor Hugo, verschlucken! Ich will kein Wort verlieren über den Werth dieses unverdaulichen Machwerks, das mit allen möglichen Prätensionen auftritt, namentlich mit historischen, obgleich alles Wissen Victor Hugo's über Zeit und Ort, wo sein Stück spielt, lediglich aus der französischen Übersetzung von Schreiber's „Handbuch für Rheinreisende“ geschöpft ist. Hat der Mann, der vor einem Jahre in öffentlicher Akademie zu sagen wagte, dass es mit dem deutschen Genius ein Ende habe (la pensée allemande est rentrée dans l'ombre), hat dieser größte Adler der Dichtkunst diesmal wirklich die Zeitgenossenschaft so allmächtig überflügelt? Wahrlich keineswegs. Sein Werk zeugt weder von poetischer Fülle noch Harmonie, weder von Begeisterung noch Geistesfreiheit, es enthält keinen Funken Genialität, sondern Nichts als gespreizte Unnatur und bunte Deklamation. Eckige Holzfiguren, überladen mit geschmacklosem Flitterstaat, bewegt durch sichtbare Drähte, ein unheimliches Puppenspiel, eine grasse, krampfhafte Nachäffung des Lebens; durch und durch erlogene Leidenschaft. Nichts ist mir fataler als diese Hugo'sche Leidenschaft, die sich so glühend gebärdet, äußer-

lich so prächtig auflodert, und doch inwendig so armselig nüchtern und frostig ist. Diese kalte Passion, die uns in so flammenden Redensarten aufgetischt wird, erinnert mich immer an das gebratene Eis, das die Chinesen so künstlich zu bereiten wissen, indem sie kleine Stückchen Gefrorenes, eingewickelt in einen dünnen Teig, einige Minuten übers Feuer halten; ein antithetischer Leckerbissen, den man schnell verschlucken muss, und wobei man Lippe und Zunge [an der heißen Rinde] verbrennt, den Magen aber erkältet.

Aber die herrschende Bourgeoisie muss ihrer Sünden wegen nicht bloß alte klassische Tragödien und Trilogien, die nicht klassisch sind, ausstehen, sondern die himmlischen Mächte haben ihr einen noch schauderhaftern Kunstgenuss beschert, nämlich jenes Pianoforte, dem man jetzt nirgends mehr ausweichen kann, das man in allen Häusern erklingen hört, in jeder Gesellschaft, Tag und Nacht. Ja, Pianoforte heißt das Marterinstrument, womit die jetzige vornehme Gesellschaft noch ganz besonders torquiert und gezüchtigt wird für alle ihre Usurpationen. Wenn nur nicht der Unschuldige mit leiden müsste! Diese ewige Klavierspielerei ist nicht mehr zu ertragen! (Ach! meine Wandnachbarinnen, junge Töchter Albion's, spielen in diesem Augenblick ein

brillantes Morceau für zwei linke Hände.) Dieſe grellen Klimpertöne ohne natürliches Verhallen, dieſe herzloſen Schwirrklänge, dieſes erzproſaiſche Schollern und Pickern, dieſes Fortepiano tödtet all unſer Denken und Fühlen, und wir werden dumm, abgeſtumpft, blödſinnig. Dieſes Überhandnehmen des Klavierſpielens und gar die Triumphzüge der Klaviervirtuoſen ſind charakteriſtiſch für unſere Zeit und zeugen ganz eigentlich von dem Sieg des Maſchinenweſens über den Geiſt. Die techniſche Fertigkeit, die Präciſion eines Automaten, das Identificieren mit dem beſaiteten Holze, die tönende Inſtrumentwerdung des Menſchen, wird jetzt als das Höchſte geprieſen und gefeiert. Wie Heuſchreckenſcharen kommen die Klaviervirtuoſen jeden Winter nach Paris, weniger um Geld zu erwerben, als vielmehr um ſich hier einen Namen zu machen, der ihnen in andern Ländern deſto reichlicher eine pekuniäre Ernte verſchafft. Paris dient ihnen als eine Art Annoncenpfahl, wo ihr Ruhm in koloſſalen Lettern zu leſen. Ich ſage, ihr Ruhm iſt hier zu leſen, denn es iſt die Pariſer Preſſe, welche ihn der gläubigen Welt verkündet, und jene Virtuoſen verſtehen ſich mit der größten Virtuoſität auf die Ausbeutung der Journale und der Journaliſten. Sie wiſſen auch dem Harthörigſten ſchon beizu-

kommen, denn Menſchen ſind immer Menſchen, ſind empfänglich für Schmeichelei, ſpielen auch gern eine Protektorrolle, und eine Hand wäſcht die andere; die unreinere iſt aber ſelten die des Journaliſten, und ſelbſt der feile Lobhudler iſt zugleich ein betrogener Tropf, den man zur Hälfte mit Liebkoſungen bezahlt. Man ſpricht von der Käuflichkeit der Preſſe; man irrt ſich ſehr. Im Gegentheil, die Preſſe iſt gewöhnlich düpiert, und Dies gilt ganz beſonders in Beziehung auf die berühmten Virtuoſen. Berühmt ſind ſie eigentlich alle, nämlich in den Reklamen, die ſie höchſtſelbſt oder durch einen Bruder oder durch ihre Frau Mutter zum Druck befördern. Es iſt kaum glaublich, wie demüthig ſie in den Zeitungsbüreaux um die geringſte Lobſpende betteln, wie ſie ſich krümmen und winden. Als ich noch bei dem Direktor der „Gazette musicale“ in großer Gunſt ſtand — (ach! ich habe ſie durch jugendlichen Leichtſinn verſcherzt) — konnte ich ſo recht mit eignen Augen anſehen, wie ihm jene Berühmten unterthänig zu Füßen lagen und vor ihm krochen und wedelten, um in ſeinem Journale ein biſschen gelobt zu werden; und von unſern hochgefeierten Virtuoſen, die wie ſiegreiche Fürſten in allen Hauptſtädten Europa's ſich huldigen laſſen, könnte man wohl in Beranger's Weiſe ſagen, daſs auf ihren

der Mater Doloroſa ertönten, aber wie aus unſchuldig kleiner Mädchenkehle, neben den Flören der ſchwärzeſten Trauer rauſchten die Flügel aller Amoretten der Anmuth, die Schreckniſſe des Kreuztodes waren gemildert wie von tändelndem Schäferſpiel, und das Gefühl der Unendlichkeit umwogte und umſchloſs das Ganze wie der blaue Himmel, der auf die Proceſſion von Cette herableuchtete, wie das blaue Meer, an deſſen Ufer ſie ſingend und klingend dahinzog! Das iſt die ewige Holdſeligkeit des Roſſini, ſeine unverwüſtliche Milde, die kein Impreſario und kein Marchand-de-Muſique zu Grund ärgern konnte oder auch nur zu trüben vermochte! Wie ſchnöde, wie abgefeimt tückiſch ihm auch oftmals mitgeſpielt wurde im Leben, ſo finden wir doch in ſeinen muſikaliſchen Produkten nicht eine Spur von Galle. Gleich jener Quelle Arethuſa, die ihre urſprüngliche Süßigkeit bewahrte, obgleich ſie die bittern Gewäſſer des Meeres durchzogen, ſo behielt auch das Herz Roſſini's ſeine melodiſche Lieblichkeit und Süße, obgleich es aus allen Wermuthskelchen dieſer Welt hinlänglich gekoſtet.

Wie geſagt, das Stabat des großen Maeſtro war dieſes Jahr die vorherrſchende muſikaliſche Begebenheit. Über die erſte tonangebende Exekution brauche ich Nichts zu melden; genug, die Italiäner

ſangen. Der Saal der italiäniſchen Oper ſchien der Vorhof des Himmels; dort ſchluchzten heilige Nachtigallen und floſſen die faſhionabelſten Thränen. Auch die „France muſicale“ gab in ihren Koncerten den größten Theil des Stabat, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit ungeheurem Beifall. In dieſen Koncerten hörten wir auch den Paulus des Herrn Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der durch dieſe Nachbarſchaft eben unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm und die Vergleichung mit Roſſini von ſelber hervorrief. Bei dem großen Publikum gereichte dieſe Vergleichung keineswegs zum Vortheil unſeres jungen Landsmannes; es iſt auch, als vergliche man die Apenninen Italiens mit dem Templower Berg bei Berlin. Aber der Templower Berg hat darum nicht weniger Verdienſte, und den Reſpekt der großen Menge erwirbt er ſich ſchon dadurch, daſs er ein Kreuz auf ſeinem Gipfel trägt. „Unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.“ Freilich nicht in Frankreich, dem Lande der Ungläubigkeit, wo Herr Mendelsſohn immer Fiasko gemacht hat. Er war das geopferte Lamm der Saiſon, während Roſſini der muſikaliſche Löwe war, deſſen ſüßes Gebrüll noch immer forttönt. Es heißt hier, Herr Felix Mendelsſohn werde dieſer Tage perſönlich nach Paris kommen. So Viel iſt gewiſs, durch hohe Verwendung und diplo-

matiſche Bemühungen iſt Herr Leon Pillet dahin gebracht worden, ein Libretto von Herrn Scribe anfertigen zu laſſen, das Herr Mendelsſohn für die große Oper komponieren ſoll. Wird unſer junger Landsmann ſich dieſem Geſchäft mit Glück unterziehen? Ich weiß nicht. Seine künſtleriſche Begabnis iſt groſs; doch hat ſie ſehr bedenkliche Grenzen und Lücken. Ich finde in talentlicher Beziehung eine große Ähnlichkeit zwiſchen Herrn Felix Mendelsſohn und der Mademoiſelle Rachel Felix, der tragiſchen Künſtlerin. Eigenthümlich iſt Beiden ein großer, ſtrenger, ſehr ernſthafter Ernſt, ein entſchiedenes, beinahe zudringliches Anlehnen an klaſſiſche Muſter, die feinſte, geiſtreichſte Berechnung, Verſtandesſchärfe, und endlich der gänzliche Mangel an Naivetät. Giebt es aber in der Kunſt eine geniale Urſprünglichkeit ohne Naivetät? Bis jetzt iſt dieſer Fall noch nicht vorgekommen.

Muſikaliſche Saiſon von 1843.

Erſter Bericht.

Paris, den 20. März 1843.

Die Langeweile, welche die klaſſiſche Tragödie der Franzoſen ausdünſtet, hat Niemand beſſer begriffen, als jene gute Bürgersfrau unter Ludwig XV., die zu ihren Kindern ſagte: „Beneidet nicht den Adel und verzeiht ihm ſeinen Hochmuth, er muſs ja doch als Strafe des Himmels jeden Abend im Théâtre français ſich zu Tode langweilen.“ Das alte Regime hat aufgehört, und das Scepter iſt in die Hände der Bourgeoiſie gerathen; aber dieſe neuen Herrſcher müſſen ebenfalls ſehr viele Sünden abzubüßen haben, und der Unmuth der Götter trifft ſie noch unleidlicher als ihre Vorgänger im Reiche; denn nicht bloß, daſs ihnen Mademoiſelle Rachel die moderige Hefe des antiken Schlaftrunks jeden

rothen Mütze hervorlauscht, Eintagsfliegen, von denen Goethe sagen würde:

Matte Fliegen! Wie sie rasen!
Wie sie, sumsend überkeck,
Ihren kleinen Fliegendreck
Träufeln auf Tyrannennasen!

Die wahrhaft großen Dichter haben immer die großen Interessen ihrer Zeit anders aufgefasst als in gereimten Zeitungsartikeln, und sie haben sich wenig darum bekümmert, wenn die knechtische Menge, deren Roheit sie anwidert, ihnen den Vorwurf des Aristokratismus machte.

Zweiter Bericht.

Paris, den 26. März 1843.

Als die merkwürdigsten Erscheinungen der heurigen Saison habe ich die Herren Sivori und Dreyschock genannt. Letzterer hat den größten Beifall geerntet, und ich referiere getreulich, daſs ihn die öffentliche Meinung für einen der größten Klaviervirtuosen proklamiert und den gefeiertsten derselben gleichgestellt hat. Er macht einen höllischen Spektakel. Man glaubt nicht einen Pianisten Dreyschock, sondern drei Schock Pianisten zu hören*). Da an dem Abend seines Koncertes der Wind südwestlich war, so konnten Sie vielleicht in Augsburg die gewaltigen Klänge vernehmen; in solcher Entfernung ist ihre Wirkung gewiſs eine angenehme. Hier jedoch, im Departement de la Seine, berstet uns

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

leicht das Trommelfell, wenn dieſer Klavierſchläger loswettert. Häng dich, Franz Liſzt! du biſt ein gewöhnlicher Windgötze in Vergleichung mit dieſem Donnergott, der wie Birkenreiſer die Stürme zuſammenbindet und damit das Meer ſtäupt. [Auch ein Däne, Namens Villmers, hat ſich hier dieſen Winter erfolgreich hören laſſen und wird gewiſs mit der Zeit ebenfalls die höchſte Stufe ſeiner Kunſt erklimpern.] Die ältern Pianiſten treten immer mehr in den Schatten, und dieſe armen, abgelebten Invaliden des Ruhmes müſſen jetzt hart dafür leiden, daſs ſie in ihrer Jugend überſchätzt worden. Nur Kalkbrenner hält ſich noch ein biſschen. Er iſt dieſen Winter wieder öffentlich aufgetreten, in dem Concerte einer Schülerin; auf ſeinen Lippen glänzt noch immer jenes einbalſamierte Lächeln, welches wir jüngſt auch bei einem ägyptiſchen Pharaonen bemerkt haben, als deſſen Mumie in dem hieſigen Muſeum abgewickelt wurde. Nach einer mehr als fünfundzwanzigjährigen Abweſenheit hat Herr Kalkbrenner auch jüngſt den Schauplatz ſeiner früheſten Erfolge, nämlich London, wieder beſucht und dort den größten Beifall eingeerntet. Das Beſte iſt, daſs er mit heilem Halſe hierher zurückgekehrt*) und wir jetzt

*) Die nachfolgende Stelle lautet in der franzöſiſchen Ausgabe: „und daſs ſeine Anweſenheit in Paris allen fin-

wohl nicht mehr an die geheime Sage glauben dürfen, als habe Herr Kalkbrenner England so lange

---

stern und verleumderischen Gerüchten, die über ihn in Umlauf waren, ein Dementi ertheilt. Er ist mit heilem Halse zurückgekehrt, die Taschen voll Guineen und den Kopf leerer als je. Triumphierend kehrt er zurück, und er erzählt uns, wie Ihre Majestät die Königin von England entzückt war, ihn so wohl zu sehen, und wie sie sich geschmeichelt fühlte durch seinen Besuch zu Windsor oder in einem anderen Schlosse, dessen Name mir entfallen. Ja, der große Kalkbrenner ist mit heilem Halse nach seiner Pariser Residenz zurückgekehrt, zu seinen Verehrern, seinen schönen Pianofortes, die er in Kompagnie mit Herrn Pleyel fabriciert, zu seinen zahlreichen Schülern, die aus allen Künstlern bestehen, mit denen er nur ein einzig Mal in seinem Leben gesprochen, und zu seiner Gemäldesammlung, welche, wie er behauptet, kein Fürst bezahlen könne. Es versteht sich von selbst, daſs er hier auch den kleinen achtjährigen Jungen wiedergefunden, den er seinen Herrn Sohn benamst, und dem er noch mehr musikalisches Talent als sich selber zuerkennt, indem er ihn über Mozart stellt. Dies lymphatische, kränklich aufgeblasene Männlein, das auf jeden Fall in der Bescheidenheit bereits seinen Vater übertrifft, hört sein eigenes Lob mit der unerschütterlichsten Kaltblütigkeit an; und mit dem Air eines gelangweilten, der Ehrenbezeugungen der Welt überdrüssigen Greises erzählt er selbst von seinen Erfolgen bei Hofe, wo die schönen Prinzessinnen ihm das weiße Händchen geküsst. Die Arroganz dieses Kleinen, dieses blasierten Fötus, ist eben so widerwärtig als komisch. Ich weiß nicht, ob Herr Kalkbrenner in Paris gleichfalls die brave Fischhändlerin

gemieden wegen der dortigen ungesunden Gesetzgebung, die das galante Vergehen der Bigamie mit dem Strange bestrafe. Wir können daher annehmen, dass jene Sage ein Märchen war, denn es ist eine Thatsache, dass Herr Kalkbrenner zurückgekehrt ist zu seinen hiesigen Verehrern, zu den schönen Fortepianos, die er in Kompagnie mit Herrn Pleyel fabriciert, zu seinen Schülerinnen, die sich alle zu seinen Meisterinnen im französischen Sinne des Wortes ausbilden, zu seiner Gemäldesammlung, welche, wie er behauptet, kein Fürst bezahlen könne, zu seinem hoffnungsvollen Sohne, welcher in der Bescheidenheit bereits seinen Vater übertrifft, und zu der braven Fischhändlerin, die ihm den famosen Türbot überließ, den der Oberkoch des Fürsten von Benevent, Talleyrand Perigord, ehemaligen Bischofs von Autun, für seinen Herrn bereits bestellt hatte — Die Poissarde sträubte sich lange, dem berühmten Pianisten, der inkognito auf den Fischmarkt gegangen war, den besagten Türbot zu überlassen, doch als Ersterer seine Karte hervorzog, sie auf den letztern niederlegte und die arme Frau den Namen Kalkbrenner las, befahl sie auf der Stelle,

---

wiedergefunden, die ihm einst den famosen Türbot überließ 2c."

Der Herausgeber.

den Fisch nach seiner Wohnung zu bringen, und sie war lange nicht zu bewegen, irgend eine Zahlung anzunehmen, hinlänglich bezahlt, wie sie sei, durch die große Ehre. Deutsche Stockfische ärgern sich über eine solche Fischgeschichte, weil sie selbst nicht im Stande sind, ihr Selbstbewusstsein in solcher brillanten Weise geltend zu machen, und weil sie Herrn Kalkbrenner überdies beneiden ob seinem eleganten äußern Auftreten, ob seinem feinen geschniegelten Wesen, ob seiner Glätte und Süßlichkeit, ob der ganzen marcipanenen Erscheinung, die jedoch für den ruhigen Beobachter durch manche unwillkürliche Berlinismen der niedrigsten Klasse einen etwas schäbigen Beisatz hat, so dass Koreff eben so witzig als richtig von dem Manne sagen konnte: „Er sieht aus wie ein Bonbon, der in den Dreck gefallen.“

Ein Zeitgenosse des Herrn Kalkbrenner ist Herr Pixis, und obgleich er von untergeordneterm Range, wollen wir doch hier als Kuriosität seiner erwähnen. Aber ist Herr Pixis wirklich noch am Leben? Er selber behauptet es und beruft sich dabei auf das Zeugnis des Herrn Sina, des berühmten Badegastes von Boulogne, den man nicht mit dem Berg Sinai verwechseln darf. Wir wollen diesem braven Wellenbändiger Glauben schenken, obgleich manche

böſe Zungen ſogar verſichern, Herr Pixis habe nie exiſtiert. Nein, Letzterer iſt ein Menſch, der wirklich lebt; ich ſage Menſch, obgleich ein Zoologe ihm einen geſchwänzteren Namen ertheilen würde. Herr Pixis kam nach Paris ſchon zur Zeit der Invaſion, in dem Augenblick, wo der belvederiſche Apoll den Römern wieder ausgeliefert wurde und Paris verlaſſen muſſte. Die Acquiſition des Herrn Pixis ſollte den Franzoſen einigen Erſatz bieten. Er ſpielte Klavier, komponierte auch ſehr niedlich, und ſeine muſikaliſchen Stückchen wurden ganz beſonders geſchätzt von den Vogelhändlern, welche Kanarienvögel auf Drehorgeln zum Geſange abrichten. Dieſen gelben Dingern brauchte man eine Kompoſition des Herrn Pixis nur einmal vorzuleiern, und ſie begriffen ſie auf der Stelle und zwitſcherten ſie nach, daſs es eine Freude war und Jedermann applaudierte: „Pixiſſime!“ Seitdem die ältern Bourbonen vom Schauplatz abgetreten, wird nicht mehr „Pixiſſime“ gerufen; die neuen Sangvögel verlangen neue Melodien*). Durch ſeine äußere Erſcheinung, die

*) Der ſpäter von Heine geänderte Schluſs dieſes Abſatzes lautete in dem mir vorliegenden Originalmanuſkript urſprünglich, wie folgt: „und wie Kalkbrenner iſt auch Herr Pixis eine arme Mumie, und zwar die Mumie eines Ibis. Der lange Schnabel des Ibis bietet in der That die größte

phyſiſche, macht ſich Herr Pixis noch einigermaßen geltend; er hat nämlich die größte Naſe in der muſikaliſchen Welt, und um dieſe Specialität recht auffallend bemerkbar zu machen, zeigt er ſich oft in Geſellſchaft eines Romanzenkomponiſten, der gar keine Naſe hat und deſswegen jüngſt den Orden der Ehrenlegion erhalten hat, denn gewiſs nicht ſeiner Muſik wegen iſt Herr Panſeron ſolchermaßen dekoriert worden. Man ſagt, daſs Derſelbe auch zum Direktor der großen Oper ernannt werden ſolle, weil er nämlich der einzige Menſch ſei, von dem nicht zu befürchten ſtehe, daſs ihn der Maeſtro Giacomo Meyerbeer an der Naſe herumziehen werde.

Herr Herz gehört, wie Kalkbrenner und Pixis, zu den Mumien; er glänzt nur noch durch ſeinen ſchönen Koncertſaal, er iſt längſt todt und hat kürzlich auch geheirathet*). Zu den hier anſäſſigen Klavierſpielern, die jetzt am meiſten Glück machen, gehören Halle und Eduard Wolf; doch nur von

---

Ähnlichkeit mit jener fabelhaft langen Pixisnaſe, welche zu den Merkwürdigkeiten der muſikaliſchen Welt gehört und die Zielſcheibe ſo vieler ſchlechten Späße geworden; in dieſer Beziehung muſſte ich ihrer einmal erwähnen."

Der Herausgeber.

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Letzterm wollen wir besonders Notiz nehmen, da er sich zugleich als Komponist auszeichnet. Eduard Wolf ist fruchtbar und voller Verve [und Originalität. Seine Studien für das Pianoforte werden am meisten gerühmt, und er befindet sich jetzt so recht in der Vogue.] Stephan Heller ist mehr Komponist als Virtuose, obgleich er auch wegen seines Klavierspiels sehr geehrt wird. Seine musikalischen Erzeugnisse tragen alle den Stempel eines ausgezeichneten Talentes, und er gehört schon jetzt zu den großen Meistern. Er ist ein wahrer Künstler, ohne Affektation, ohne Übertreibung; romantischer Sinn in klassischer Form. Thalberg ist schon seit zwei Monaten in Paris, will aber selbst kein Koncert geben; nur im Koncerte eines seiner Freunde wird er diese Woche öffentlich spielen. Dieser Künstler unterscheidet sich vortheilhaft von seinen Klavierkollegen, ich möchte fast sagen: durch sein musikalisches Betragen*). Wie im Leben, so auch in seiner

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung heißt es, statt des obigen Satzes: „Trotz meiner Abneigung gegen das Klavier werde ich ihn dennoch zu hören suchen. Es hat aber seine eigne Bewandtnis mit der Toleranz, die ich dem Thalberg angedeihen lasse. Dieser bezaubert mich, ich möchte fast sagen: durch sein musikalisches Betragen — sein Spiel ist ganz getaucht in Harmonie."

Der Herausgeber.

Kunſt bekundet Thalberg den angebornen Takt, ſein Vortrag iſt ſo gentlemanlike, ſo wohlhabend, ſo anſtändig, ſo ganz ohne Grimaſſe, ſo ganz ohne forciertes Genialthun, ſo ganz ohne jene renommierende Bengelei, welche die innere Verzagnis ſchlecht verhehlt, [wie wir Dergleichen bei unſern muſikaliſchen Glückspilzen ſo oft bemerkten.] Die geſunden Weiber lieben ihn. Die kränklichen Frauen ſind ihm nicht minder hold, obgleich er nicht durch epileptiſche Anfälle auf dem Klavier ihr Mitleid in Anſpruch nimmt, obgleich er nicht auf ihre überreizt zarten Nerven ſpekuliert, obgleich er ſie weder elektriſiert noch galvaniſiert; negative, aber ſchöne Eigenſchaften*). Es giebt nur Einen, den ich ihm vorzöge, Das iſt Chopin, der aber viel mehr Komponiſt als Virtuoſe iſt. Bei Chopin vergeſſe ich ganz die Meiſterſchaft des Klavierſpiels, und verſinke in die ſüßen Abgründe ſeiner Muſik, in die ſchmerzliche Lieblichkeit ſeiner eben ſo tiefen wie zarten Schöpfungen. Chopin iſt der große geniale Tondichter, den man eigentlich nur in Geſellſchaft von Mozart oder Beethoven oder Roſſini nennen ſollte.

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung heißt es ſtatt der letzten vier Worte: „er entzückt nur durch balſamiſchen Wohllaut, durch Maß und Milde.“

Der Herausgeber.

In den ſogenannten lyriſchen Theatern hat es dieſen Winter nicht an Novitäten gefehlt. Die Bouffes gaben uns „Don Pasquale,“ ein neues Opus von Signor Donizetti, [dem muſikaliſchen Raupach.] Auch dieſem Italiäner fehlt es nicht an Erfolg, ſein Talent iſt groß, aber noch größer iſt ſeine Fruchtbarkeit, worin er nur den Kaninchen nachſteht. In der Opéra-comique ſahen wir „La part du diable,“ Text von Scribe, Muſik von Auber; Dichter und Komponiſt paſſen hier gut zuſammen, ſie ſind ſich auffallend ähnlich in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln. Beide haben viel Eſprit, viel Grazie, viel Erfindung, ſogar Leidenſchaft; dem Einen fehlt nur die Poeſie, während dem Andern nur die Muſik fehlt. Das Werk findet ſein Publikum und macht immer ein volles Haus.

In der Académie royale de musique, der großen Oper, gab man dieſer Tage „Karl VI.,“ Text von Caſimir Delavigne, Muſik von Halevy. Auch hier bemerken wir zwiſchen dem Dichter und Komponiſten eine wahlverwandte Ähnlichkeit. Sie haben Beide durch gewiſſenhaftes edles Streben ihre natürliche Begabnis zu ſteigern gewuſſt und mehr durch die äußere Zucht der Schule als durch innere Urſprünglichkeit ſich herangebildet. Deſshalb ſind ſie auch Beide nie ganz dem Schlechten verfallen, wie

es, dem Originalgenie zuweilen begegnet; sie leisteten immer etwas Erquickliches, etwas Schönes, etwas Respektables, Akademisches, Klassisches. Beide sind dabei gleich edle Naturen, würdige Gestalten, und in einer Zeit, wo das Gold sich geizig versteckt, wollen wir an dem kursierenden Silber nicht geringschätzig mäkeln. „Der fliegende Holländer" von Dietz ist seitdem traurig gescheitert; ich habe diese Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Gesicht, und mit Widerwillen sah ich, wie die schöne Fabel, die ein bekannter deutscher Schriftsteller (H. Heine) fast ganz mundgerecht für die Bühne ersonnen, in dem französischen Texte verhunzt worden.

[Der „Prophet" von Meyerbeer wird noch immer erwartet, und zwar mit einer Ungeduld, die, aufs unleidlichste gesteigert, am Ende in einen fatalen Unmuth überschlagen dürfte. Es bildet sich hier schon ohnehin eine sonderbare Reaktion gegen Meyerbeer, dem man in Paris die Huld nicht verzeiht, die ihm in Berlin gnädigst zu Theil wird. Man ist ungerecht genug, ihm manche politische Grämlichkeiten entgelten zu lassen. Bedürftigen Talenten, die zu ihrem Lebensunterhalt auf die allerhöchste Gunst angewiesen, verzeiht man weit eher ihre Dienstbarkeit, als dem großen Maestro, der unabhängig mit einem grandiosen, fast ge-

nialen Vermögen zur Welt gekommen. In der That hat er sich sehr bedenklichen Mißverständnissen bloßgestellt; wir werden vielleicht nächstens darauf zurückkommen. — Die Abwesenheit von Berlioz ist fühlbar. Er wird uns hoffentlich bei seiner Rückkehr viel Schönes mitbringen; Deutschland wird ihn gewiss inspirieren, wie er auch jenseits des Rheins die Gemüther begeistert haben muss. Er ist unstreitig der größte und originellste Musiker, den Frankreich in der letzten Zeit hervorgebracht hat; er überragt alle seine Kollegen französischer Zunge.]

Als gewissenhafter Berichterstatter muss ich erwähnen, dass unter den deutschen Landsleuten, die hier anwesend, sich auch der vortreffliche Meister Konradin Kreutzer befindet. Konradin Kreutzer ist hier zu bedeutendem Ansehn gelangt durch das Nachtlager von Granada, das die deutsche Truppe, verhungerten Andenkens, gegeben hat. Mir ist der verehrte Meister schon seit meinen frühesten Jugendtagen bekannt, wo mich seine Liederkompositionen entzückten; noch heute tönen sie mir im Gemüthe, wie singende Wälder mit schluchzenden Nachtigallen und blühender Frühlingsluft. Herr Kreutzer sagt mir, dass er für die Opéra-comique ein Libretto in Musik setzen wird. Möge es ihm gelingen, auf diesem gefährlichen Pfad nicht zu straucheln und

von den abgefeimten Roués der Pariser Komödiantenwelt nicht hinters Licht geführt zu werden, wie so manchen Deutschen vor ihm geschehen, die sogar den Vorzug hatten, weniger Talent als Herr Kreutzer zu besitzen, und jedenfalls leichtfüßiger als Letzterer auf dem glatten Boden von Paris sich zu bewegen wussten. Welche traurigen Erfahrungen musste Herr Richard Wagner machen, der endlich, der Sprache der Vernunft und des Magens gehorchend, das gefährliche Projekt, auf der französischen Bühne Fuß zu fassen, klüglich aufgab und nach dem deutschen Kartoffelland zurückflatterte. Vortheilhafter ausgerüstet im materiellen und industriösen Sinne ist der alte Dessauer, welcher, wie er behauptet, im Auftrage der Opéra-comique-Direktion eine Oper komponiert. Den Text liefert ihm Herr Scribe, dem vorher ein hiesiges Bankierhaus Bürgschaft leistet, dass bei etwaigem Durchfall des alten Dessauer ihm, dem berühmten Librettofabrikanten, eine namhafte Summe als Abtrittsgeld oder Dedit ausbezahlt werde. Er hat in der That Recht, sich vorzusehen, da der alte Dessauer, wie er uns täglich vorwimmert, an der Melancholik leidet. Aber wer ist der alte Dessauer? Es kann doch nicht der alte Dessauer sein, der im siebenjährigen Kriege so viele Lorberen gewonnen, und dessen Marsch so be-

rühmt geworden, und dessen Statue im Berliner Schloßgarten stand und seitdem umgefallen ist? Nein, theurer Leser! Der Dessauer, von welchem wir reden, hat nie Lorberen gewonnen, er schrieb auch keine berühmten Märsche, und es ist ihm auch keine Statue gesetzt worden, welche umgefallen. Er ist nicht der preußische alte Dessauer, und dieser Name ist nur ein Nom de guerre oder vielleicht ein Spitzname, den man ihm ertheilt hat ob seinem ältlichen, katzenbucklicht gekrümmten und benauten Aussehen. Er ist ein alter Jüngling, der sich schlecht konserviert. Er ist nicht aus Dessau, im Gegentheil er ist aus Prag, wo er im israelitischen Quartier zwei große reinliche Häuser besitzt; auch in Wien soll er ein Haus besitzen und sonstig sehr vermögend sein. Er hat also nicht nöthig zu komponieren, wie die alte Mosson, die Schwiegermutter des großen Giacomo Meyerbeer, sagen würde. Aber aus Vorliebe für die Kunst vernachlässigte er seine Handlungsgeschäfte, trieb Musik und komponierte frühzeitig eine Oper, welche*) durch edle Beharrlichkeit zur Aufführung gelangte und anderthalb Vorstel-

*) „welche der Besuch in Saint-Cyr hieß und durch edle ꝛc." hieß es ursprünglich in dem mir vorliegenden Originalmanuskript.

Der Herausgeber.

lungen erlebte. So wie in Prag, ſuchte der alte Deſſauer auch in Wien ſeine Talente geltend zu machen, doch die Klique, welche für Mozart, Beethoven und Schubert ſchwärmt, ließ ihn nicht aufkommen; man verſtand ihn nicht, was ſchon wegen ſeiner kauderwelſchen Mundart und einer gewiſſen näſelnden Ausſprache des Deutſchen, die an faule Eier erinnert, ſehr erklärlich. Vielleicht auch verſtand man ihn und eben deſswegen wollte man Nichts von ihm wiſſen. Dabei litt er an Hämorrhoiden, auch Harnbeſchwerden, und er bekam, wie er ſich ausdrückt, die Melancholik. Um ſich zu erheitern, ging er nach Paris, und hier gewann er die Gunſt des berühmten Herrn Moritz Schleſinger, der ſeine Liederkompoſitionen in Verlag nahm; als Honorar erhielt er von demſelben eine goldene Uhr. Als der alte Deſſauer ſich nach einiger Zeit zu ſeinem Gönner begab und ihm anzeigte, daſs die Uhr nicht gehe, erwiederte Derſelbe: „Gehen? Habe ich geſagt, daſs ſie gehen wird? Gehen Ihre Kompoſitionen? Es geht mir mit Ihren Kompoſitionen, wie es Ihnen mit meiner Uhr geht — ſie gehen nicht.“ So ſprach der Muſikantenbeherrſcher Moritz Schleſinger, indem er den Kragen ſeiner Kravatte in die Höhe zupfte und am Halſe herumhaſpelte, als werde ihm die Binde plötzlich zu enge, wie er zu thun pflegt,

wenn er in Leidenschaft geräth; denn gleich allen großen Männern ist er sehr leidenschaftlich. Dieses unheimliche Zupfen und Haspeln am Halse soll oft den bedenklichsten Ausbrüchen des Zornes vorausgehen, und der arme alte Dessauer wurde dadurch so alteriert, dass er an jenem Tage stärker als je die Melancholik bekam. Der edle Gönner that ihm Unrecht. Es ist nicht seine Schuld, dass die Liederkompositionen nicht gehen; er hat alles Mögliche gethan, um sie zum Gehen zu bringen; er ist deswegen von Morgen bis Abend auf den Beinen gewesen, und er läuft Jedem nach, der im Stande wäre, durch irgend eine Zeitungsreklame seine Lieder zum Gehen zu bringen. Er ist eine Klette an dem Rocke jedes Journalisten, und jammert uns beständig vor von seiner Melancholik und wie ein Brosämchen des Lobes sein krankes Gemüth erheitern könne. Wenig begüterte Feuilletonisten, die an kleinen Journalen arbeiten, sucht er in einer andern Weise zu ködern, indem er ihnen z. B. erzählt, dass er jüngst dem Redakteur eines Blattes im Café de Paris ein Frühstück gegeben habe, welches ihm fünfundvierzig Franks und zehn Sous gekostet; er trägt auch wirklich die Rechnung, die Carte payante, jenes Dejeuners beständig in der Hosentasche, um sie zur Beglaubigung vorzuzeigen. Ja,

der zornige Schlesinger thut dem alten Dessauer Unrecht, wenn er meint, dass Derselbe nicht alle Mittel anwende, um die Kompositionen zum Gehen zu bringen. Nicht bloß die männlichen, sondern auch die weiblichen Gänsefedern sucht der Ärmste zu solchem Zwecke in Bewegung zu setzen. Er hat sogar eine alte vaterländische Gans gefunden, die aus Mitleid einige Lobreklamen im sentimental flauesten Deutsch-Französisch für ihn geschrieben, und gleichsam durch gedruckten Balsam seine Melancholik zu lindern gesucht hat. Wir müssen die brave Person um so mehr rühmen, da nur reine Menschenliebe, Philanthropie, im Spiele, und der alte Dessauer schwerlich durch sein schönes Gesicht die Frauen zu bestechen vermöchte. Über dieses Gesicht sind die Meinungen verschieden; die Einen sagen, es sei ein Vomitiv, die Andern sagen, es sei ein Laxativ. So Viel ist gewiss, bei seinem Anblick beklemmt mich immer ein fatales Dilemma, und ich weiß alsdann nicht, für welche von beiden Ansichten ich mich entscheiden soll*). Der alte Dessauer hat dem hie-

*) Der Schluss dieses Absatzes fehlt in der französischen Ausgabe. Der Name „Dessauer" ist dort in „de Sauer" geändert, und Heine schreibt in Bezug hierauf, wie folgt: „Ich muss jedoch bemerken, dass ich den Namen des Musikers, von dem ich so eben geredet, falsch geschrieben habe,

ſigen Publikum zeigen wollen, daſs ſein Geſicht nicht, wie man ſagte, das fatalſte von der Welt ſei. Er hat in dieſer Abſicht einen jüngern Bruder expreſs von Prag hierher kommen laſſen, und dieſer ſchöne Jüngling, der wie ein Adonis des Grindes ausſieht, begleitet ihn jetzt überall in Paris. —

Entſchuldige, theurer Leſer, wenn ich dich von ſolchen Schmeißfliegen unterhalte; aber ihr zudringliches Geſumſe kann den Geduldigſten am Ende dahin bringen, daſs er zur Fliegenklatſche greift. Und dann auch wollte ich hier zeigen, welche Miſtkäfer von unſern biedern Muſikverlegern als deutſche Nachtigallen, als Nachfolger, ja, als Nebenbuhler von Schubert angeprieſen werden. Die Popularität Schubert's iſt ſehr groß in Paris, und ſein Name wird in der unverſchämteſten Weiſe ausgebeutet. Der miſerabelſte Liederſchund erſcheint hier unter dem fingierten Namen Camille Schubert, und die Franzoſen, die gewiſs nicht wiſſen, daſs der Vorname des echten Muſikers Franz iſt, laſſen ſich ſolchermaßen täuſchen. Armer Schubert! Und welche Texte werden ſeiner Muſik untergeſchoben! Es ſind

---

und daſs er ohne Zweifel ganz denſelben Namen wie der alte Deſſauer, der berühmte Verfaſſer des Deſſauer Marſches, führt."

Der Herausgeber.

namentlich die von Schubert komponierten Lieder von Heinrich Heine, welche hier am beliebteſten ſind, aber die Texte ſind ſo entſetzlich überſetzt, daſs der Dichter herzlich froh war, als er erfuhr, wie wenig die Muſikverleger ſich ein Gewiſſen daraus machen, den wahren Autor verſchweigend, den Namen eines obſkuren franzöſiſchen Paroliers auf das Titelblatt jener Lieder zu ſetzen*). Es geſchah vielleicht auch aus Pfiffigkeit, um nicht an Droits d'auteur zu erinnern. Hier in Frankreich geſtatten dieſe dem Dichter eines komponierten Liedes immer die Hälfte des Honorars. Wäre dieſe Mode in Deutſchland eingeführt, ſo würde ein Dichter, deſſen „Buch der Lieder" ſeit zwanzig Jahren von allen deutſchen Muſikhändlern ausgebeutet wird, wenigſtens von dieſen Leuten einmal ein Wort des Dankes erhalten haben. — Es iſt ihm aber von den vielen hundert Kompoſitionen ſeiner Lieder, die in Deutſchland erſchienen, nicht ein einziges Freiexemplar zugeſchickt worden! Möge auch einmal für Deutſchland die Stunde ſchlagen, wo das geiſtige Eigenthum des Schriftſtellers eben ſo ernſthaft anerkannt werde, wie das baumwollene Eigenthum des Nachtmützen-

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

fabrikanten. Dichter werden aber bei uns als Nachtigallen betrachtet, denen nur die Luft angehöre; sie sind rechtlos, wahrhaft vogelfrei!

Ich will diesen Artikel mit einer guten Handlung beschließen. Wie ich höre, soll sich Herr Schindler in Köln, wo er Musikdirektor ist, sehr darüber grämen, dass ich in einem meiner Saisonberichte*) sehr wegwerfend von seiner weißen Kravatte gesprochen und von ihm selbst behauptet habe, auf seiner Visitenkarte sei unter seinem Namen der Zusatz „Ami de Beethoven“ zu lesen gewesen. Letzteres stellt er in Abrede; was die Kravatte betrifft, so hat es damit ganz seine Richtigkeit, und ich habe nie ein fürchterlich weißeres und steiferes Ungeheuer gesehen; doch in Betreff der Karte muss ich aus Menschenliebe gestehen, dass ich selber daran zweifle, ob jene Worte wirklich darauf gestanden. Ich habe die Geschichte nicht erfunden, aber vielleicht mit zu großer Zuvorkommenheit geglaubt, wie es denn bei Allem in der Welt mehr auf die Wahrscheinlichkeit als auf die Wahrheit selbst ankommt. Erstere beweist, dass man den Mann einer solchen Narrheit fähig hielt, und bietet uns das Maß seines wirk-

*) Vergleiche den Bericht über die musikalische Saison von 1841, auf S. 331 des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

lichen Wesens, während ein wahres Faktum an und für sich nur eine Zufälligkeit ohne charakteristische Bedeutung sein kann. Ich habe die erwähnte Karte nicht gesehen; dagegen sah ich dieser Tage mit leiblich eignen Augen die Visitenkarte eines schlechten italiänischen Sängers*), der unter seinem Namen die Worte: „Neveu de Mr. Rubini“ hatte drucken lassen.

---

*) „auf welcher die Worte: „A. Gallinari, neveu du célèbre Rubini“ graviert standen.“ heißt es in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Muſikaliſche Saiſon von 1844.

Erſter Bericht.

Paris, den 25. April 1844.

A tout seigneur tout honneur. Wir beginnen heute mit Berlioz, deſſen erſtes Koncert die muſikaliſche Saiſon eröffnete und gleichſam als Ouvertüre derſelben zu betrachten war. Die mehr oder minder neuen Stücke, die hier dem Publikum vorgetragen wurden, fanden den gebührenden Applaus, und ſelbſt die trägſten Gemüther wurden fortgeriſſen von der Gewalt des Genius, der ſich in allen Schöpfungen des großen Meiſters bekundet. Hier iſt ein Flügelſchlag, der keinen gewöhnlichen Sangesvogel verräth, Das iſt eine koloſſale Nachtigall, ein Sproſſer von Adlersgröße, wie es deren in der Urwelt gegeben haben ſoll. Ja, die Berlioziſche Muſik überhaupt hat für mich etwas Urweltliches, wo nicht gar Antediluvianiſches, und ſie mahnt

mich an untergegangene Thiergattungen, an fabelhafte Königsthümer und Sünden, an aufgethürmte Unmöglichkeiten, an Babylon, an die hängenden Gärten der Semiramis, an Ninive, an die Wunderwerke von Mizraim, wie wir dergleichen erblicken auf den Gemälden des Engländers Martin. In der That, wenn wir uns nach einer Analogie in der Malerkunst umsehen, so finden wir die wahlverwandteste Ähnlichkeit zwischen Berlioz und dem tollen Britten, derselbe Sinn für das Ungeheuerliche, für das Riesenhafte, für materielle Unermeßlichkeit. Bei dem Einen die grellen Schatten- und Licht-Effekte, bei dem Andern kreischende Instrumentierung; bei dem Einen wenig Melodie, bei dem Andern wenig Farbe, bei Beiden wenig Schönheit und gar kein Gemüth. Ihre Werke sind weder antik noch romantisch, sie erinnern weder an Griechenland noch an das katholische Mittelalter, sondern sie mahnen weit höher hinauf an die assyrisch-babylonisch-ägyptische Architektur-Periode und an die massenhafte Passion, die sich darin aussprach.

Welch ein ordentlicher moderner Mensch ist dagegen unser Felix Mendelssohn-Bartholdy, der hochgefeierte Landsmann, den wir heute zunächst wegen der Symphonie erwähnen, die im Koncertsaale des Conservatoires von ihm gegeben worden.

Dem thätigen Eifer seiner hiesigen Freunde und Gönner verdanken wir diesen Genuss. Obgleich diese Symphonie Mendelssohn's im Conservatoire sehr frostig aufgenommen wurde, verdient sie dennoch die Anerkennung aller wahrhaft Kunstverständigen. Sie ist von echter Schönheit und gehört zu Mendelssohn's besten Arbeiten*). Wie aber kommt es, dass dem so verdienten und hochbegabten Künstler seit der Aufführung des „Paulus," den man dem hiesigen Publikum auferlegte, dennoch kein Lorberkranz auf französischem Boden hervorblühen will? Wie kommt es, dass hier alle Bemühungen scheitern, und dass das letzte Verzweiflungsmittel des Odeontheaters, die Aufführung der Chöre zur Antigone, ebenfalls nur ein klägliches Resultat hervorbrachte? Mendelssohn bietet uns immer Gelegenheit, über die höchsten Probleme der Ästhetik nachzudenken. Namentlich werden wir bei ihm immer an die große Frage erinnert: Was ist der Unterschied zwischen

*) Dieser Satz heißt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ausführlicher: „Namentlich ist der zweite Satz (Scherzo in F-Dur) und das dritte Adagio in A-Dur charaktervoll, und mitunter von echter Schönheit. Die Instrumentation ist vortrefflich, und die ganze Symphonie gehört zu Mendelssohn's besten Arbeiten."

Der Herausgeber.

Kunst und Lüge?*) Wir bewundern bei diesem Meister zumeist sein großes Talent für Form, für Stilistik, seine Begabnis, sich das Außerordentlichste anzueignen, seine reizend schöne Faktur, sein feines Eidechsenohr, seine zarten Fühlhörner und seine ernsthafte, ich möchte fast sagen passionierte Indifferenz. Suchen wir in einer Schwesterkunst nach einer analogen Erscheinung, so finden wir sie diesmal in der Dichtkunst, und sie heißt Ludwig Tieck. Auch dieser Meister wusste immer das Vorzüglichste zu reproducieren, sei es schreibend oder vorlesend, er verstand sogar das Naive zu machen, und er hat doch nie Etwas geschaffen, was die Menge bezwang und lebendig blieb in ihrem Herzen**). Dem begabteren Mendelssohn würde es schon eher gelingen, etwas ewig Bleibendes zu schaffen, aber nicht auf dem

*) „zwischen Kunst und Arbeit?“ steht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

**) Der Schluß dieses Absatzes lautet in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, wie folgt: „Beiden eigen ist der hitzigste Wunsch nach dramatischer Leistung, und auch Mendelssohn wird vielleicht alt und mürrisch werden, ohne etwas wahrhaft Großes auf die Bretter gebracht zu haben. Er wird es wohl versuchen, aber es muß ihm mißlingen, da hier Wahrheit und Leidenschaft zunächst begehrt werden.“

Der Herausgeber.

Boden, wo zunächſt Wahrheit und Leidenſchaft verlangt wird, nämlich auf der Bühne; auch Ludwig Tieck, trotz ſeinem hitzigſten Gelüſte, konnte es nie zu einer dramatiſchen Leiſtung bringen.

Außer der Mendelsſohn'ſchen Symphonie hörten wir im Conſervatoire mit großem Intereſſe eine Symphonie des ſeligen Mozart, und eine nicht minder talentvolle Kompoſition von Händel. Sie wurden mit großem Beifall aufgenommen. [Dieſe Beiden, Mozart und Händel, haben es endlich dahin gebracht, die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf ſich zu ziehen, wozu ſie freilich viel Zeit bedurften, da keine Propaganda von Diplomaten, Pietiſten und Bankiers für ſie thätig war.]

Unſer vortrefflicher Landsmann Ferdinand Hiller genießt unter den wahrhaft Kunſtverſtändigen ein zu großes Anſehen, als daſs wir nicht, ſo groß auch die Namen ſind, die wir eben genannt, den ſeinigen hier unter den Komponiſten erwähnen dürften, deren Arbeiten im Konſervatoire die verdiente Anerkennung fanden. Hiller iſt mehr ein denkender als ein fühlender Muſiker, und man wirft ihm noch obendrein eine zu große Gelehrſamkeit vor. Geiſt und Wiſſenſchaft mögen wohl manchmal in den Kompoſitionen dieſes Doktrinärs etwas kühlend wirken, jedenfalls aber ſind ſie immer anmuthig, reizend

und ſchön. Von ſchiefmäuliger Excentricität iſt hier keine Spur, Hiller beſitzt eine artiſtiſche Wahlverwandtſchaft mit ſeinem Landsmann Wolfgang Goethe. Auch Hiller ward geboren zu Frankfurt, wo ich bei meiner letzten Durchreiſe ſein väterliches Haus ſah; es iſt genannt „Zum grünen Froſch,“ und das Abbild eines Froſches iſt über der Hausthüre zu ſehen. Hiller's Kompoſitionen erinnern aber nie an ſolch unmuſikaliſche Beſtie, ſondern nur an Nachtigallen, Lerchen und ſonſtiges Frühlingsgevögel.

An koncertgebenden Pianiſten hat es auch dieſes Jahr nicht gefehlt. Namentlich die Iden des Märzen waren in dieſer Beziehung ſehr bedenkliche Tage. Das Alles klimpert drauf los und will gehört ſein, und ſei es auch nur zum Schein, um jenſeits der Barrière von Paris ſich als große Celebrität gebärden zu dürfen. Den erbettelten oder erſchlichenen Fetzen Feuilletonlob wiſſen die Kunſtjünger, zumal in Deutſchland, gehörig auszubeuten, und in den dortigen Reklamen heißt es dann, das berühmte Genie, der große Rudolf W. ſei angekommen, der Nebenbuhler von Liſzt und Thalberg, der Klavierheros, der in Paris ſo großes Aufſehen erregt habe und ſogar von dem Kritiker Jules Janin gelobt worden, Hoſianna! Wer nun eine ſolche arme Fliege zufällig in Paris geſehen hat, und

überhaupt weiß, wie wenig hier von noch weit bedeutendern Perſonnagen Notiz genommen wird, findet die Leichtgläubigkeit des Publikums ſehr ergötzlich, und die plumpe Unverſchämtheit der Virtuoſen ſehr ekelhaft. Das Gebrechen aber liegt tiefer, nämlich in dem Zuſtand unſrer Tagespreſſe, und dieſer iſt wieder nur ein Ergebnis fatalerer Zuſtände. Ich muſs immer darauf zurückkommen, daſs es nur drei Pianiſten giebt, die eine ernſte Beachtung verdienen, nämlich: Chopin, der holdſelige Tondichter, der aber leider auch dieſen Winter ſehr krank und wenig ſichtbar war; dann Thalberg, der muſikaliſche Gentleman, der am Ende gar nicht nöthig hätte, Klavier zu ſpielen, um überall als eine ſchöne Erſcheinung begrüßt zu werden, und der ſein Talent auch wirklich nur als eine Apanage zu betrachten ſcheint; und dann unſer Liſzt, der trotz aller Verkehrtheiten und verletzenden Ecken dennoch unſer theurer Liſzt bleibt, und in dieſem Augenblick*) wieder die ſchöne Welt von Paris in Aufregung geſetzt. Ja, er iſt hier, der große Agitator, unſer Franz Liſzt, der

*) „nicht bloß ganz Paris, ſondern ſogar den ſonſt ſo ruhigen Schreiber dieſer Blätter in eine Aufregung geſetzt, die nicht abgeleugnet werden kann.“ ſchließt dieſer Satz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Der Herausgeber.

irrende Ritter aller möglichen Orden, (mit Ausnahme der franzöſiſchen Ehrenlegion, die Ludwig Philipp keinem Virtuoſen geben will); er iſt hier, der hohenzollern-hechingenſche Hofrath, der Doktor der Philoſophie und Wunderdoktor der Muſik, der wieder auferſtandene Rattenfänger von Hameln, der neue Fauſt, dem immer ein Pudel in der Geſtalt Belloni's folgt, der geadelte und dennoch edle Franz Liſzt! Er iſt hier, der moderne Amphion, der mit den Tönen ſeines Saitenſpiels beim Kölner Dombau die Steine in Bewegung ſetzte, daſs ſie ſich zuſammenfügten, wie einſt die Mauern von Theben! Er iſt hier, der moderne Homer, den Deutſchland, Ungarn und Frankreich, die drei größten Länder, als Landeskind reklamieren, während der Sänger der Ilias nur von ſieben kleinen Provincialſtädten in Anſpruch genommen ward! Er iſt hier, der Attila, die Geiſzel Gottes aller Erard'ſchen Pianos, die ſchon bei der Nachricht ſeines Kommens erzitterten, und die nun wieder unter ſeiner Hand zucken, bluten und wimmern, daſs die Thierquälergeſellſchaft ſich ihrer annehmen ſollte! Er iſt hier, das tolle, ſchöne, häſsliche, räthſelhafte, fatale und mitunter ſehr kindiſche Kind ſeiner Zeit, der gigantiſche Zwerg, der raſende Roland mit dem ungariſchen Ehrenſäbel, [der heute kerngeſunde, morgen wieder ſehr kranke

Franz Liszt, dessen Zauberkraft uns bezwingt, dessen Genius uns entzückt,] der geniale Hans Narr, dessen Wahnsinn uns selber den Sinn verwirrt, und dem wir in jedem Fall den loyalen Dienst erweisen, dass wir die große Furore, die er hier erregt, zur öffentlichen Kunde bringen. Wir konstatieren unumwunden die Thatsache des ungeheuern Succes; wie wir diese Thatsache nach unserm Privatbedünken ausdeuten und ob wir überhaupt unsern Privatbeifall dem gefeierten Virtuosen zollen oder versagen, mag demselben gewiss gleichgültig sein, da unsre Stimme nur die eines Einzelnen und unsre Autorität in der Tonkunst nicht von sonderlicher Bedeutung ist.

Wenn ich früherhin von dem Schwindel hörte, der in Deutschland und namentlich in Berlin ausbrach, als sich Liszt dort zeigte, zuckte ich mitleidig die Achsel und dachte: Das stille sabbathliche Deutschland will die Gelegenheit nicht versäumen, um sich ein bisschen erlaubte Bewegung zu machen, es will die schlaftrunkenen Glieder ein wenig rütteln, und meine Abderiten an der Spree kitzeln sich gern in einen gegebenen Enthusiasmus hinein, und Einer deklamiert dem Andern nach: „Amor, Beherrscher der Menschen und der Götter!“ Es ist ihnen, dacht' ich, bei dem Spektakel um den Spektakel selbst zu

thun, um den Spektakel an ſich, gleichviel wie deſſen Veranlaſſung heiße, Georg Herwegh, [Saphir,] Franz Liſzt oder Fanny Elsler; wird Herwegh verboten, ſo hält man ſich an Liſzt, der unverfänglich und unkompromittierend. So dachte ich, ſo erklärte ich mir die Liſztomanie, und ich nahm ſie für ein Merkmal des politiſch unfreien Zuſtandes jenſeit des Rheines. Aber ich habe mich doch geirrt, und Das merkte ich erſt vorige Woche im italiäniſchen Opernhaus, wo Liſzt ſein erſtes Koncert gab und zwar vor einer Verſammlung, die man wohl die Blüthe der hieſigen Geſellſchaft nennen konnte. Jedenfalls waren es wachende Pariſer, Menſchen, die mit den höchſten Erſcheinungen der Gegenwart vertraut, die mehr oder minder lange mitgelebt hatten das große Drama der Zeit, darunter ſo viele Invaliden aller Kunſtgenüſſe, die müdeſten Männer der That, Frauen, die ebenfalls ſehr müde, indem ſie den ganzen Winter hindurch die Polka getanzt, eine Unzahl beſchäftigter und blaſierter Gemüther — Das war wahrlich kein deutſch-ſentimentales, berliniſch-anempfindelndes Publikum, vor welchem Liſzt ſpielte, ganz allein, oder vielmehr nur begleitet von ſeinem Genius. Und dennoch, wie gewaltig, wie erſchütternd wirkte ſchon ſeine bloße Erſcheinung! Wie ungeſtüm war der Beifall, der ihm entgegen-

klatschte! Auch Bouquete wurden ihm zu Füßen geworfen! Es war ein erhabener Anblick, wie der Triumphator mit Seelenruhe die Blumensträuße auf sich regnen ließ, und endlich, graciöse lächelnd, eine rothe Kamelia, die er aus einem solchen Bouquet hervorzog, an seine Brust steckte. Und Dieses that er in Gegenwart einiger jungen Soldaten, die eben aus Afrika gekommen, wo sie keine Blumen, sondern bleierne Kugeln auf sich regnen sahen und ihre Brust mit den rothen Kamelias des eignen Heldenbluts geziert ward, ohne daſs man hier oder dort davon besonders Notiz nahm. Sonderbar! dachte ich, diese Pariser, die den Napoleon gesehen, der eine Schlacht nach der andern liefern mussſte, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, Diese jubeln jetzt unserm Franz Liſzt! Und welcher Jubel! Eine wahre Verrücktheit, wie sie unerhört in den Annalen der Furore! Was ist aber der Grund dieser Erscheinung? Die Lösung der Frage gehört vielleicht eher in die Pathologie als in die Ästhetik*). Ein Arzt,

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Schluſs dieses Absatzes: „Die elektrische Wirkung einer dämonischen Natur auf eine zusammengepresſte Menge, die ansteckende Gewalt der Ekstase, und vielleicht der Magnetismus der Musik selbst, dieser spiritualistischen Zeitkrankheit, welche fast in uns Allen vibriert — diese Phänomene sind

deſſen Specialität weibliche Krankheiten ſind, und den ich über den Zauber befragte, den unſer Liſzt auf ſein Publikum ausübt, lächelte äußerſt ſonderbar und ſprach dabei allerlei von Magnetismus, Galvanismus, Elektricität, von der Kontagion in einem ſchwülen, mit unzähligen Wachskerzen und einigen hundert parfümierten und ſchwitzenden Menſchen angefüllten Saale, von Hiſtrionalepilepſis, von den Phänomenen des Kitzelns, von muſikaliſchen Kanthariden und andern ſcabroſen Dingen, welche, glaub' ich, Bezug haben auf die Myſterien der bona dea. Vielleicht aber liegt die Löſung der Frage nicht ſo abenteuerlich tief, ſondern auf einer ſehr proſaiſchen Oberfläche. Es will mich manchmal bedünken, die ganze Hexerei ließe ſich dadurch erklären, daſs Niemand auf dieſer Welt ſeine Succeſſe, oder vielmehr die Mise en scène derſelben, ſo gut zu organiſieren weiß, wie unſer Franz Liſzt. In dieſer Kunſt iſt er ein Genie, ein Philadelphia, ein Boſko, ein Houdin, ja, ein Meyerbeer. Die vornehmſten Perſonen dienen ihm gratis als Kompères, und ſeine Miethenthuſiaſten ſind muſterhaft dreſſiert. Knallende Champagnerflaſchen und der Ruf von verſchwenderiſcher

mir noch nie ſo deutlich und ſo beängſtigend entgegen getreten, wie in dem Koncert von Liſzt."

Der Herausgeber.

Freigebigkeit, ausposaunt durch die glaubwürdigsten Journale, lockt Rekruten in jeder Stadt. Nichtsdestoweniger mag es der Fall sein, dass unser Franz Liszt wirklich von Natur sehr spendabel und frei wäre von Geldgeiz, einem schäbigen Laster, das so vielen Virtuosen anklebt, namentlich den Italiänern, und das wir sogar bei dem flötensüßen Rubini finden, von dessen Filz eine in jeder Beziehung sehr spaßhafte Anekdote erzählt wird. Der berühmte Sänger hatte nämlich in Verbindung mit Franz Liszt eine Kunstreise auf gemeinschaftliche Kosten unternommen, und der Profit der Koncerte, die man in verschiedenen Städten geben wollte, sollte getheilt werden. Der große Pianist, der überall den Generalintendanten seiner Berühmtheit, den schon erwähnten Signor Belloni, mit sich herumführt, übertrug Demselben bei dieser Gelegenheit alles Geschäftliche. Als der Signor Belloni aber nach beendigter Geschäftsführung seine Rechnung eingab, bemerkte Rubini mit Entsetzen, dass unter den gemeinsamen Ausgaben auch eine bedeutende Summe für Lorberkränze, Blumenbouquete, Lobgedichte und sonstige Ovationskosten angesetzt war. Der naive Sänger hatte sich eingebildet, dass man ihm seiner schönen Stimme wegen solche Beifallszeichen zugeschmissen, er gerieth jetzt in großen Zorn, und wollte durch-

aus nicht die Bouquete bezahlen, worin sich vielleicht die kostbarsten Kamelias befanden. Wär' ich ein Musiker, dieser Zwist böte mir das beste Sujet einer komischen Oper.

Aber ach! lasst uns die Huldigungen, welche die berühmten Virtuosen einernten, nicht allzu genau untersuchen. Ist doch der Tag ihrer eitlen Berühmtheit sehr kurz, und die Stunde schlägt bald, wo der Titane der Tonkunst vielleicht zu einem Stadtmusikus von sehr untergesetzter Statur zusammenschrumpft, der in seinem Kaffehause den Stammgästen erzählt und auf seine Ehre versichert, wie man ihm einst Blumenbouquete mit den schönsten Kamelias zugeschleudert, und wie sogar einmal zwei ungarische Gräfinnen, um sein Schnupftuch zu erhaschen, sich selbst zur Erde geschmissen und blutig gerauft haben! Die Eintagsreputation der Virtuosen verdünstet und verhallt, öde, spurlos, wie der Wind eines Kameles in der Wüste.

Der Übergang vom Löwen zum Kaninchen ist etwas schroff. Dennoch darf ich hier jene zahmeren Klavierspieler nicht unbeachtet lassen, die in der diesjährigen Saison sich ausgezeichnet. Wir können nicht Alle große Propheten sein, und es muss auch kleine Propheten geben, wovon Zwölf auf ein Dutzend gehen. Als den Größten unter den Kleinen

nennen wir hier Theodor Döhler. Sein Spiel ist nett, hübsch, artig, empfindsam, und er hat eine ganz eigenthümliche Manier, mit der wagerecht ausgestreckten Hand bloß durch die gebogenen Fingerspitzen die Tasten anzuschlagen. Nach Döhler verdient Halle unter den kleinen Propheten eine besondere Erwähnung; er ist ein Habakuk von eben so bescheidenem wie wahrem Verdienst. Ich kann nicht umhin, hier auch des Herrn Schad zu erwähnen, der unter den Klavierspielern vielleicht denselben Rang einnimmt, den wir dem Jonas unter den Propheten einräumen; möge ihn nie ein Walfisch verschlucken! [Ein ganz vorzügliches Koncert gab Herr Antoine de Kontski, ein junger Pole von ehrenwerthem Talente, der auch schon seine Celebrität erworben. Zu den merkwürdigen Erscheinungen der Saison gehörten die Debüts des jungen Mathias; Talent hohen Ranges. Die ältern Pharaonen werden täglich mehr überflügelt und versinken in muthloser Dunkelheit.]

Als gewissenhafter Berichterstatter, der nicht bloß von neuen Opern und Koncerten, sondern auch von allen andern Katastrophen der musikalischen Welt zu berichten hat, muss ich auch von den vielen Verheirathungen reden, die darin zum Ausbruch gekommen oder auszubrechen drohen. Ich

rede von wirklichen, lebenslänglichen, höchst anständigen Heirathen, nicht von dem wilden Ehe-Dilettantismus, der des Maires mit der dreifarbigen Schärpe und des Segens der Kirche entbehrt. Chacun sucht jetzt seine Chacune. Die Herrn Künstler tänzeln einher auf Freiersfüßen und trällern Hymenäen. Die Violine verschwägert sich mit der Flöte; die Hornmusik wird nicht ausbleiben. Einer der drei berühmtesten Pianisten vermählte sich unlängst mit der Tochter des in jeder Hinsicht größten Bassisten der italiänischen Oper; die Dame ist schön, anmuthig und geistreich. Vor einigen Tagen erfuhren wir, daſs noch ein anderer ausgezeichneter Pianist aus Warschau in den heiligen Ehestand trete, daſs auch er sich hinauswage auf jenes hohe Meer, für welches noch kein Kompaſs erfunden worden*).

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung lautet der Anfang dieſes Absatzes, wie folgt: „Als gewissenhafter Berichterstatter muſs ich hier die Koncerte erwähnen, womit die beiden musikalischen Zeitungen, die „Gazette musicale“ des Herrn Moritz Schleſinger, und die „France musicale“ der Herren Escudier, ihre Abonnenten erfreuten. Wir hörten hier besonders hübsche und doch gute Sängerinnen: Madame Sabatier, Mademoiselle Lia Duport und Madame Castellan. Da dieſe Koncerte gratis gegeben worden, so wären die Anforderungen des Publikums desto strenger; sie wurden aber reichlich befriedigt. Mit Vergnügen

Immerhin, kühner Segler, ſtoß ab vom Lande, und möge kein Sturm dein Ruder brechen! Jetzt heißt es ſogar, daſs [Panofka,] der größte Violiniſt, den Breslau nach Paris geſchickt, ſich hier verheirathet, daſs auch dieſer Fiedelkundige ſeines ruhigen Junggeſellenthums überdrüſſig geworden und das furchtbare, unbekannte Jenſeits verſuchen wolle. Wir leben in einer heldenmüthigen Periode. Dieſer Tage verlobte ſich ein ebenfalls berühmter Virtuos*). Er hat, wie Theſeus, eine ſchöne Ariadne gefunden, die ihn

---

melde ich hier die wichtige Nachricht, daſs der ſiebenjährige Krieg zwiſchen den erwähnten zwei muſikaliſchen Zeitſchriften und ihren Redakteuren, Gottlob! zu Ende iſt. Die edlen Kämpfer haben ſich zum Friedensbündnis die Hände gereicht und ſind jetzt gute Freunde. Dieſe Freundſchaft wird dauernd ſein, da ſie auf wechſelſeitige Achtung gegründet iſt. Das Projekt einer Verſchwägerung zwiſchen beiden hohen Häuſern war nur die müßige Erfindung kleiner Journale. Die Ehe, und zwar die lebenslängliche Ehe, iſt jetzt in der Kunſtwelt das Tagesthema. Thalberg vermählte ſich unlängſt mit der Tochter von Lablache, einer ausgezeichnet anmuthigen und geiſtreichen Dame. Vor einigen Tagen erfuhren wir, daſs auch unſer vortrefflicher Eduard Wolf ſich verheirathe, daſs er ſich hinauswage auf jenes hohe Meer, für welches noch kein Kompaſs erfunden iſt."

Der Herausgeber.

*) „ein berühmter Bratſchiſt." ſteht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Herausgeber.

rch das Labyrinth dieſes Lebens leiten wird; an em Garnknäuel fehlt es ihr nicht, denn ſie iſt e Nähterin.

Die Violiniſten ſind in Amerika, und wir er= lten die ergötzlichſten Nachrichten über die Triumph= ze von Ole Bull, dem Lafayette des Puffs, dem klamenheld beider Welten. Der Entrepreneur ſei= e Succeſſe ließ ihn zu Philadelphia arretieren, t ihn zu zwingen, die in Rechnung geſtellten zationskoſten zu berichtigen. Der Gefeierte zahlte, b man kann jetzt nicht mehr ſagen, daſs der nde Normanne, der geniale Geiger, ſeinen Ruhm mandem ſchuldig ſei. Hier in Paris hörten wir terdeſſen den Sivori; Porzia würde ſagen: „Da t der liebe Gott für einen Mann ausgiebt, ſo ll ich ihn dafür nehmen.“ Ein andermal über= nde ich vielleicht mein Miſsbehagen, um über ſes geigende Brechpulver zu referieren. Alexandre atta hat auch dieſes Jahr ein ſchönes Koncert zeben; er weint noch immer auf dem großen Vio= icello ſeine kleinen Kinderthränen. Bei dieſer Ge= enheit könnte ich auch Herrn Semmelmann *) en; er hat es nöthig.

*) „Seligmann“ ſteht in der Augsburger Allgemeinen itung, —„Seligshauſen“ in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ernſt war hier. Der wollte aber aus Laune kein Koncert geben; er gefällt ſich darin, bloß bei Freunden zu ſpielen [und den wahrhaft Kunſtverſtändigen zu genügen]. Dieſer Künſtler wird hier geliebt und geachtet [wie wenige]. Er verdient es. Er iſt der wahre Nachfolger Paganini's, er erbte die bezaubernde Geige, womit der Genueſer die Steine, ja ſogar die Klötze zu rühren wuſſte. Paganini, der uns mit leiſem Bogenſtrich jetzt zu den ſonnigſten Höhen führte, jetzt in grauenvolle Tiefen blicken ließ, beſaß freilich eine weit dämoniſchere Kraft; aber ſeine Schatten und Lichter waren mitunter zu grell, die Kontraſte zu ſchneidend, und ſeine grandioſeſten Naturlaute muſſten oft als künſtleriſche Miſsgriffe betrachtet werden. Ernſt iſt harmoniſcher, und die weichen Tinten ſind bei ihm vorherrſchend. Dennoch hat er eine Vorliebe für das Phantaſtiſche, auch für das Barocke, wo nicht gar für das Skurrile, und viele ſeiner Kompoſitionen erinnern mich immer an die Märchenkomödien des Gozzi, an die abenteuerlichſten Maſkenſpiele, an „venezianiſchen Karneval.“ Das Muſikſtück, das unter dieſem Namen bekannt iſt, und unverſchämterweiſe von Sivori gekapert ward, iſt ein allerliebſtes Kapriccio von Ernſt. Dieſer Liebhaber des Phantaſtiſchen kann, wenn er will, auch rein poetiſch ſein, und ich habe

jüngst eine Nocturne von ihm gehört, die wie aufgelöst war in Schönheit. Man glaubte sich entrückt in eine italiänische Mondnacht, mit stillen Cypressenalleen, schimmernd weißen Statuen und träumerisch plätschernden Springbrunnen. Ernst hat, wie bekannt ist, in Hannover seine Entlassung genommen, und ist nicht mehr königlich hannöverscher Koncertmeister. Das war auch kein passender Platz für ihn. Er wäre weit eher geeignet, am Hofe irgend einer Feenkönigin, wie z. B. der Frau Morgane, die Kammermusik zu leiten; hier fände er ein Auditorium, das ihn am besten verstünde, und darunter manche hohe Herrschaften, die eben so kunstsinnig wie fabelhaft, z. B. den König Artus, Dietrich von Bern, Ogier den Dänen u. A. Und welche Damen würden ihm hier applaudieren! Die blonden Hannoveranerinnen mögen gewiss hübsch sein, aber sie sind doch nur Heidschnucken in Vergleichung mit einer Fee Melior, mit der Dame Abunde, mit der Königin Genevra, der schönen Melusine und andern berühmten Frauenspersonen, die sich am Hofe der Königin Morgane in Avalun aufhalten. An diesem Hofe (an keinem andern) hoffen wir einst dem vortrefflichen Künstler zu begegnen, denn auch uns hat man dort eine vortheilhafte Anstellung versprochen.

Zweiter Bericht.

Paris, den 1. Mai 1844.

Die Académie royale de musique, die ſogenannte große Oper, befindet ſich bekanntlich in der Rue Lepelletier, ungefähr in der Mitte, der Reſtauration von Paolo Broggi gerade gegenüber. Broggi iſt der Name eines Italiäners, der einſt der Koch von Roſſini war. Als Letzterer voriges Jahr nach Paris kam, beſuchte er auch die Trattoria ſeines ehemaligen Dieners, und nachdem er dort geſpeiſt, blieb er vor der Thüre lange Zeit ſtehen, in tiefem Nachdenken das große Operngebäude betrachtend. Eine Thräne trat in ſein Auge, und als Jemand ihn frug, weßhalb er ſo wehmüthig bewegt erſcheine, gab der große Macſtro zur Antwort: Paolo habe ihm ſein Leibgericht, Ravioli mit Parmeſankäſe, zubereitet wie ehemals, aber er ſei nicht im Stande

geweſen, die Hälfte der Portion zu verzehren, und auch dieſe drücke ihn jetzt; er, der ehemals den Magen eines Straußes beſeſſen, könne heut zu Tage kaum ſo Viel vertragen wie eine verliebte Turteltaube.

Wir laſſen dahingeſtellt ſein, in wie weit der alte Spottvogel ſeinen indiskreten Frager myſtificiert hat, und begnügen uns heute, jedem Muſikfreunde zu rathen, bei Broggi eine Portion Ravioli zu eſſen, und nachher ebenfalls, einen Augenblick vor der Thüre der Reſtauration verweilend, das Haus der großen Oper zu betrachten. Es zeichnet ſich nicht aus durch brillanten Luxus, es hat vielmehr das Äußere eines ſehr anſtändigen Pferdeſtalls, und das Dach iſt platt. Auf dieſem Dach ſtehen acht große Statuen, welche Muſen vorſtellen. Eine neunte fehlt, und ach! Das iſt eben die Muſe der Muſik. Über die Abweſenheit dieſer ſehr achtungswerthen Muſe ſind die ſonderbarſten Auslegungen im Schwange. Proſaiſche Leute ſagen, ein Sturmwind habe ſie vom Dache heruntergeworfen. Poetiſchere Gemüther behaupten dagegen, die arme Polyhymnia habe ſich ſelbſt hinabgeſtürzt, in einem Anfall von Verzweiflung über das miſerable Singen von Monſieur Duprez [und Madame Stolz]. Das iſt immer möglich; die zerbrochene Glasſtimme von

Duprez ist so misstönend geworden, dass es kein Mensch, viel weniger eine Muse, aushalten kann, Dergleichen anzuhören. Wenn Das noch länger dauert, werden auch die andern Töchter der Mnemosyne sich vom Dach stürzen, und es wird bald gefährlich sein, des Abends über die Rue Lepelletier zu gehen. Von der schlechten Musik, die hier in der großen Oper seit einiger Zeit grassiert, will ich gar nicht reden. Donizetti ist in diesem Augenblick noch der Beste, der Achilles. Man kann sich also leicht eine Vorstellung machen von den geringern Heroen. Wie ich höre, hat auch jener Achilles sich in sein Zelt zurückgezogen; er boudiert, Gott weiß warum! und er ließ der Direktion melden, dass er die versprochenen fünfundzwanzig Opern nicht liefern werde, da er gesonnen sei, sich auszuruhen. Welche Prahlerei! Wenn eine Windmühle Dergleichen sagte, würden wir nicht weniger lachen. Entweder hat sie Wind und dreht sich, oder sie hat keinen Wind und steht still. Herr Donizetti hat aber hier einen rührigen Vetter, Signor Accursi, der beständig für ihn Wind macht, und mehr als noth thut; denn Donizetti ist, wie gesagt, der beste unter den Komponisten des Tages.

Der jüngste Kunstgenuss, den uns die Académie de musique, geboten, ist der Lazzarone von

Halevy*). Dieses Werk hat ein trauriges Schicksal gehabt; es fiel durch mit Pauken und Trompeten. Über den Werth enthalte ich mich jeder Äußerung; ich konstatiere bloß sein schreckliches Ende.

Jedesmal, wenn in der Académie de musique oder bei den Bouffes eine Oper durchfällt oder sonst ein ausgezeichnetes Fiasko gemacht wird, be-

*) In der Augsburger Allgemeinen Zeitung findet sich der nachfolgende Schluß dieses Absatzes: „Dieses Werk hat ein schreckliches Schicksal gehabt. Halevy hat hier sein Waterloo gefunden, ohne je ein Napoleon gewesen zu sein. Das größere Mißgeschick ist für ihn bei dieser Gelegenheit der Abfall von Moritz Schlesinger. Letzterer war immer sein Pylades, und wenn Orestes Halevy auch die verfehlteste Oper schrieb und sie noch so kläglich durchfiel, so ging doch der Freund immer ruhig für ihn in den Tod und druckte das Opus. In einer Zeit der Selbstsucht war ein solches Schauspiel freundschaftlicher Selbstaufopferung immer sehr erfreulich, sehr erquickend. Jetzt aber behauptet Pylades, der Wahnsinn seines Freundes sei so gestiegen, daß er Nichts mehr von ihm verlegen könnte, ohne selbst verrückt zu sein."

In der französischen Ausgabe lautet der Schluß des obigen Absatzes in wesentlich anderer Fassung: „Es ist das Werk eines großen Künstlers, und ich weiß nicht, weßhalb es durchgefallen ist. Herr Halevy ist vielleicht zu sorgloser Natur und kajoliert nicht hinlänglich Herrn Alexander, den Entrepreneur der Bühnenerfolge und den großen Freund Meyerbeer's."

Der Herausgeber.

merkt man dort eine unheimliche hagere Figur mit blassem Gesicht und kohlschwarzen Haaren, eine Art männlicher Ahnfrau, deren Erscheinung immer ein musikalisches Unglück bedeutet. Die Italiäner, sobald sie derselben ansichtig, strecken hastig den Zeige- und Mittelfinger aus und sagen, Das sei der Jettatore. Die leichtsinnigen Franzosen aber, die nicht einmal einen Aberglauben haben, zucken bloß die Achsel und nennen jene Gestalt Monsieur Spontini. Es ist in der That unser ehemaliger Generaldirektor der Berliner großen Oper, der Komponist der „Vestalin" und des „Ferdinand Cortez," zweier Prachtwerke, die noch lange fortblühen werden im Gedächtnisse der Menschen, die man noch lange bewundern wird, während der Verfasser selbst alle Bewunderung eingebüßt und nur noch ein welkes Gespenst ist, das neidisch umherspukt und sich ärgert über das Leben der Lebendigen. Er kann sich nicht darüber trösten, dass er längst todt ist und sein Herrscherstab übergegangen in die Hände Meyerbeer's. Dieser, behauptet der Verstorbene, habe ihn verdrängt aus seinem Berlin, das er immer so sehr geliebt; und wer aus Mitleid für ehemalige Größe die Geduld hat, ihn anzuhören, kann haarklein erfahren, wie er schon unzählige Aktenstücke gesammelt, um die Meyerbeer'schen Verschwörungsin-

trigen zu enthüllen. [Man ſagt mir, deutſche Gutmüthigkeit habe ſchon ihre Feder dazu hergegeben, jene Beweisthümer der Narrheit zu redigieren.]

Die fixe Idee des armen Mannes iſt und bleibt Meyerbeer, und man erzählt die ergötzlichſten Geſchichten, wie die Animoſität ſich immer durch eine zu große Beimiſchung von Eitelkeit unſchädlich erweiſt. Klagt irgend ein Schriftſteller über Meyerbeer, daſs Dieſer z. B. die Gedichte, die er ihm ſchon ſeit Jahren zugeſchickt, noch immer nicht komponiert habe, dann ergreift Spontini haſtig die Hand des verletzten Poeten, und ruft: „J'ai votre affaire, ich weiß das Mittel, wie Sie ſich an Meyerbeer rächen können, es iſt ein untrügliches Mittel, und es beſteht darin, daſs Sie über mich einen großen Artikel ſchreiben, und je höher Sie meine Verdienſte würdigen, deſto mehr ärgert ſich Meyerbeer.“ Ein andermal iſt ein franzöſiſcher Miniſter ungehalten über den Verfaſſer der „Hugenotten,“ der trotz der Urbanität, womit man ihn hier behandelt hat, dennoch in Berlin eine ſervile Hofcharge übernommen, und unſer Spontini ſpringt freudig an den Miniſter hinan und ruft: „J'ai votre affaire, Sie können den Undankbaren aufs härteſte beſtrafen, Sie können ihm einen Dolchſtich verſetzen, und zwar indem Sie mich zum Groß-

officier der Ehrenlegion ernennen.“ Jüngſt findet Spontini den armen Leon Pillet, den unglücklichen Direktor der großen Oper, in der wüthendſten Aufregung gegen Meyerbeer, der ihm durch Mr. Gouin anzeigen ließ, daſs er wegen des ſchlechten Singperſonals den „Propheten“ noch nicht geben wolle. Wie funkelten da die Augen des Italiäners! „J'ai votre affaire,“ rief er entzückt, „ich will Ihnen einen göttlichen Rath geben, wie Sie den Ehrgeizling zu Tode demüthigen; laſſen Sie mich in Lebensgröße meißeln, ſetzen Sie meine Statue ins Foyer der Oper, und dieſer Marmorblock wird dem Meyerbeer wie ein Alp das Herz zerdrücken.“ Der Gemüthszuſtand Spontini's beginnt nachgerade ſeine Angehörigen, namentlich die Familie des reichen Pianofabrikanten Erard, womit er durch ſeine Gattin verſchwägert, in große Beſorgniſſe zu verſetzen. Jüngſt fand ihn Jemand in den obern Sälen des Louvre, wo die ägyptiſchen Antiquitäten aufgeſtellt. Der Ritter Spontini ſtand wie eine Bildſäule mit verſchlungenen Armen faſt eine Stunde lang vor einer großen Mumie, deren prächtige Goldlarve einen König ankündigt, der kein Geringerer ſein ſoll, als jener Amenophes, unter deſſen Regierung die Kinder Iſrael das Land Ägypten verlaſſen haben. Aber Spontini brach am Ende ſein Schweigen,

und sprach folgendermaßen zu seiner erlauchten Mitmumie: „Unseliger Pharao! du bist an meinem Unglück schuld. Ließest du die Kinder Israel nicht aus dem Lande Ägypten fortziehen, oder hättest du sie sämmtlich im Nil ersäufen lassen, so wäre ich nicht durch Meyerbeer und Mendelssohn aus Berlin verdrängt worden, und ich dirigierte dort noch immer die große Oper und die Hofkoncerte. Unseliger Pharao, schwacher Krokodilenkönig, durch deine halben Maßregeln geschah es, daſs ich jetzt ein zu Grunde gerichteter Mann bin — und Moses und Halevy und Mendelssohn und Meyerbeer haben gesiegt!“ Solche Reden hält der unglückliche Mann, und wir können ihm unser Mitleid nicht versagen.

Was Meyerbeer betrifft, so wird, wie oben angedeutet, sein „Prophet“ noch lange Zeit ausbleiben. Er selbst aber wird nicht, wie die Zeitungen jüngst meldeten, für immer in Berlin seinen Aufenthalt nehmen. Er wird, wie bisher, abwechselnd die eine Hälfte des Jahres hier in Paris und die andere in Berlin zubringen, wozu er sich förmlich verpflichtet hat. Seine Lage erinnert so ziemlich an Proserpina, nur daſs der arme Maestro hier wie dort seine Hölle und seine Höllenqual findet. Wir erwarten ihn noch diesen Sommer hier, in der schönen Unterwelt, wo schon einige Schock musikali-

scher Teufel und Teufelinnen seiner harren, um ihm die Ohren voll zu heulen. Von Morgens bis Abends muss er Sänger und Sängerinnen anhören, die hier debütieren wollen, und in seinen Freistunden beschäftigen ihn die Albums reisender Engländerinnen. [Wie ich höre, wird nächsten Winter bei den Italiänern der „Crociato" gegeben, und die Umarbeitung, wozu sich Meyerbeer bereden ließ, dürfte wohl etwelche neue Teufeleien für ihn hervorrufen. Jedenfalls aber wird er sich nicht wie im Himmel fühlen, wenn er jetzt die „Hugenotten" hier aufführen sieht, die noch immer dazu dienen müssen, die Kasse zu füllen nach jedem Unfall. Es sind in der That nur „Die Hugenotten" und „Robert-le-Diable," die wahrhaft fortleben im Gemüth des Publikums, und diese Meisterwerke werden noch lange herrschen.]

An Debütanten war diesen Winter in der großen Oper kein Mangel. Ein deutscher Landsmann debütierte als Marcel in den „Hugenotten." Er war vielleicht in Deutschland nur ein Grobian mit einer brummigen Bierstimme, und glaubte deshalb in Paris als Bassist auftreten zu können. Der Kerl schrie wie ein Waldesel. Auch eine Dame, die ich im Verdacht habe, eine Deutsche zu sein, producierte sich auf den Brettern der Rue Lepelletier.

Sie soll außerordentlich tugendhaft sein, und singt sehr falsch. Man behauptet, nicht bloß der Gesang, sondern Alles an ihr, die Haare, zwei Drittel ihrer Zähne, die Hüften, der Hintertheil, Alles sei falsch, nur ihr Athem sei echt; die frivolen Franzosen werden dadurch gezwungen sein, sich ehrfurchtsvoll entfernt von ihr zu halten. Unsre Primadonna, Madame Stolz, wird sich nicht länger behaupten können, der Boden ist unterminiert, und obgleich ihr als Weib alle Geschlechtslist zu Gebote steht, wird sie doch am Ende von dem großen Giacomo Macchiavelli überwunden, der die Viardot-Garcia an ihrer Stelle engagiert sehen möchte, um die Hauptrolle in seinem „Propheten" zu singen. Madame Stolz sieht ihr Schicksal voraus, sie ahnt, daſs selbst die Affenliebe, die ihr der Direktor der Oper widmet, ihr Nichts helfen kann, wenn der große Meister der Tonkunst seine Künste spielen läſst; und sie hat beschlossen, freiwillig Paris zu verlassen, nie wieder zurückzukehren und in fremden Landen ihr Leben zu beschließen. Ingrata patria, sagte sie jüngst, ne ossa quidem mea habebis. In der That, seit einiger Zeit besteht sie wirklich nur noch aus Haut und Knochen.

Bei den Italiänern, in der Opera buffa, gab es vorigen Winter eben so brillante Fiaskos wie

in der großen Oper. Auch über die Sänger wurde dort viel geklagt, mit dem Unterschied, daſs die Italiäner manchmal nicht singen wollten, und die armen französischen Sangeshelden nicht singen konnten. Nur das kostbare Nachtigallenpaar, Signor Mario und Signora Grisi, waren immer pünktlich auf ihrem Posten in der Salle Ventadour, und trillerten uns dort den blühendsten Frühling vor, während draußen Schnee und Wind, und Fortepianokoncerte, und Deputiertenkammerdebatten, und Polkawahnsinn. Ja, das sind holdselige Nachtigallen, und die italiänische Oper ist der ewig blühende singende Wald, wohin ich oft flüchte, wenn winterlicher Trübsinn mich umnebelt oder der Lebensfrost unerträglich wird. Dort, im süßen Winkel einer etwas verdeckten Loge, wird man wieder angenehm erwärmt, und man verblutet wenigstens nicht in der Kälte. Der melodische Zauber verwandelt dort in Poesie, was eben noch täppische Wirklichkeit war, der Schmerz verliert sich in Blumenarabesken, und bald lacht wieder das Herz. Welche Wonne, wenn Mario singt, und in den Augen der Grisi die Töne des geliebten Sprossers sich gleichsam abspiegeln wie ein sichtbares Echo! Welche Lust, wenn die Grisi singt, und in ihrer Stimme der zärtliche Blick und das beglückte Lächeln des Mario melodi

widerhallt! Es ist ein liebliches Paar, und der persische Dichter, der die Nachtigall die Rose unter den Vögeln und die Rose wieder die Nachtigall unter den Blumen genannt hat, würde hier erst recht in ein Imbroglio gerathen, denn jene Beiden, Mario und Grisi, sind nicht bloß durch Gesang, sondern auch durch Schönheit ausgezeichnet.

Ungern, trotz jenem reizenden Paar, vermissen wir hier bei den Bouffes Pauline Viardot, oder, wie wir sie lieber nennen, die Garcia. Sie ist nicht ersetzt, und Niemand kann sie ersetzen. Diese ist keine Nachtigall, die bloß ein Gattungstalent hat und das Frühlingsgenre vortrefflich schluchzt und trillert; — sie ist auch keine Rose, denn sie ist häßlich, aber von einer Art Häßlichkeit, die edel, ich möchte fast sagen schön ist, und die den großen Löwenmaler Lacroix manchmal bis zur Begeisterung entzückte! In der That, die Garcia mahnt weniger an die civilisierte Schönheit und zahme Grazie unserer europäischen Heimat, als vielmehr an die schauerliche Pracht einer exotischen Wildnis, und in manchen Momenten ihres passionierten Vortrags, zumal wenn sie den großen Mund mit den blendend weißen Zähnen überweit öffnet, und so grausam süß und anmuthig fletschend lächelt: dann wird Einem zu Muthe, als müssten jetzt auch die unge-

heuerlichſten Vegetationen und Thiergattungen Hindoſtans oder Afrikas zum Vorſchein kommen; — man meint, jetzt müſſten auch Rieſenpalmen, umrankt von tauſendblumigen Lianen, emporſchießen; — und man würde ſich nicht wundern, wenn plötzlich ein Leopard, oder eine Giraffe, oder ſogar ein Rudel Elephantenkälber über die Scene liefen. Wir hören mit großem Vergnügen, daſs dieſe Sängerin wieder auf dem Wege nach Paris iſt.

Während die Académie de musique aufs jammervollſte darniederlag, und die Italiäner ſich ebenfalls betrübſam hinſchleppten, erhob ſich die dritte lyriſche Scene, die Opera-comique, zu ihrer fröhlichſten Höhe. Hier überflügelte ein Erfolg den andern, und die Kaſſe hatte immer einen guten Klang. Ja, es wurde noch mehr Geld als Lorberen eingeerntet, was gewiſs für die Direktion kein Unglück geweſen. Die Texte der neuen Opern, die ſie gab, waren immer von Scribe, dem Manne, der einſt das große Wort ausſprach: „Das Gold iſt eine Chimäre!“ und der dennoch dieſer Chimäre beſtändig nachläuft. Er iſt der Mann des Geldes, des klingenden Realismus, der ſich nie verſteigt in die Romantik einer unfruchtbaren Wolkenwelt, und ſich feſtklammert an der irdiſchen Wirklichkeit der Vernunftheirath, des induſtriellen Bürgerthums und

der Tantième. Einen ungeheuren Beifall findet Scribe's neue Oper: „Die Sirene," wozu Auber die Musik geschrieben. Autor und Komponist passen ganz für einander; sie haben den raffiniertesten Sinn für das Interessante, sie wissen uns angenehm zu unterhalten, sie entzücken und blenden uns sogar durch die glänzenden Facetten ihres Esprits, sie besitzen ein gewisses Filigrantalent der Verknüpfung allerliebster Kleinigkeiten, und man vergisst bei ihnen, dass es eine Poesie giebt. Sie sind eine Art Kunstloretten, welche alle Gespenstergeschichten der Vergangenheit aus unserer Erinnerung fortlächeln, und mit ihrem koketten Getändel wie mit Pfauenfächern die sumsenden Zukunftgedanken, die unsichtbaren Mücken, von uns abwedeln. Zu dieser harmlos buhlerischen Gattung gehört auch Adam, der mit seinem „Cagliostro" ebenfalls in der Opera-comique sehr leichtfertige Lorberen eingeerntet. Adam ist eine liebenswürdig erfreuliche Erscheinung und ein Talent, welches noch großer Entwicklung fähig ist. Eine rühmliche Erwähnung verdient auch Thomas, dessen Operette „Mina" viel Glück gemacht.

Alle diese Triumphe übertraf jedoch die Vogue des „Deserteurs," einer alten Oper von Monsigny, welche die Opera-comique aus den Kartons der Vergessenheit hervorzog. Hier ist echt französische

Musik, die heiterste Grazie, eine harmlose Süße, eine Frische wie der Duft von Waldblumen, Naturwahrheit, sogar Poesie. Ja, letztere fehlt nicht, aber es ist eine Poesie ohne Schauer der Unendlichkeit, ohne geheimnisvollen Zauber, ohne Wehmuth, ohne Ironie, ohne Morbidezza, ich möchte fast sagen: eine elegant bäurische Poesie der Gesundheit. Die Oper von Monsigny mahnte mich unmittelbar an seinen Zeitgenossen, den Maler Greuze; ich sah hier wie leibhaftig die ländlichen Scenen, die Dieser gemalt, und ich glaubte gleichsam die Musikstücke zu vernehmen, die dazu gehörten. Bei der Anhörung jener Oper ward es mir ganz deutlich, wie die bildenden und die recitierenden Künste derselben Periode immer einen und denselben Geist athmen, und ihre Meisterwerke die intimste Wahlverwandtschaft beurkunden.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne zu bemerken, daſs die musikalische Saison noch nicht zu Ende ist und dieses Jahr gegen alle Gewohnheit bis in den Mai fortklingt. Die bedeutendsten Bälle und Koncerte werden in diesem Augenblick gegeben, und die Polka wetteifert noch mit dem Piano. Ohren und Füße sind müde, aber können sich doch nicht zur Ruhe begeben. Der Lenz, der sich diesmal so früh eingestellt, macht Fiasko, man

bemerkt kaum das grüne Laub und die Sonnenlichter. Die Ärzte, vielleicht ganz beſonders die Irrenärzte, werden bald viel Beſchäftigung gewinnen. In dieſem bunten Taumel, in dieſer Genuſswuth, in dieſem ſingenden, ſpringenden Strudel lauert Tod und Wahnſinn. Die Hämmer der Pianoforte wirken fürchterlich auf unſre Nerven, und die große Drehkrankheit, die Polka, giebt uns den Gnadenſtoß.

[Was iſt die Polka? Zur Beantwortnng dieſer Zeitfrage hätte ich wenigſtens ſechs Spalten nöthig. Doch ſobald wichtigere Themata mir Muße gönnen, werde ich darauf zurückkommen.]

Spätere Notiz.

Den vorſtehenden Mittheilungen füge ich aus melancholiſcher Grille die folgenden Blätter hinzu, die dem Sommer 1847 angehören, und meine letzte muſikaliſche Berichterſtattung bilden. Für mich hat alle Muſik ſeitdem aufgehört, und ich ahnte nicht, als ich das Leidensbild Donizetti's crayonnierte, daſs eine ähnliche und weit ſchmerzlichere Heimſuchung mir nahete. Die kurze Kunſtnotiz lautet, wie folgt:

Seit Guſtav Adolf, glorreichen Andenkens, hat keine ſchwediſche Reputation ſo viel Lärm in der

Welt gemacht, wie Jenny Lind. Die Nachrichten, die uns darüber aus England zukommen, grenzen ans Unglaubliche. In den Zeitungen klingen nur Posaunenstöße, Fanfaren des Triumphes; wir hören nur Pindar'sche Lobgesänge. Ein Freund erzählte mir von einer englischen Stadt, wo alle Glocken geläutet wurden, als die schwedische Nachtigall dort ihren Einzug hielt; der dortige Bischof feierte dieses Ereignis durch eine merkwürdige Predigt. In seinem anglikanischen Episkopalkostüme, welches der Leichenbittertracht eines Chef des pompes funèbres nicht unähnlich, bestieg er die Kanzel der Hauptkirche, und begrüßte die Neuangekommene als einen Heiland in Weibskleidern, als eine Frau Erlöserin, die vom Himmel herabgestiegen, um unsre Seelen durch ihren Gesang von der Sünde zu befreien, während die andern Kantatricen eben so viele Teufelinnen seien, die uns hineintrillern in den Rachen des Satanas. Die Italiänerinnen Grisi und Persiani müssen vor Neid und Ärger jetzt gelb werden wie Kanarienvögel, während unsre Jenny, die schwedische Nachtigall, von einem Triumph zum andern flattert. Ich sage unsre Jenny, denn im Grunde repräsentiert die schwedische Nachtigall nicht exklusive das kleine Schweden, sondern sie repräsentiert die ganze germanische Stammesgenossenschaft,

die der Cimbern eben so sehr wie die der Teutonen, sie ist auch eine Deutsche, eben so gut wie ihre naturwüchsigen und pflanzenschläfrigen Schwestern an der Elbe und am Neckar, sie gehört Deutschland, wie, der Versicherung des Franz Horn gemäß, auch Shakspeare uns angehört, und wie gleicherweise Spinoza, seinem innersten Wesen nach, nur ein Deutscher sein kann — und mit Stolz nennen wir Jenny Lind die Unsre! Juble, Uckermark, auch du hast Theil an diesem Ruhme! Springe, Maßmann, deine vaterländisch freudigsten Sprünge, denn unsre Jenny spricht kein römisches Rothwelsch, sondern Gothisch, Skandinavisch, das deutscheste Deutsch, und du kannst sie als Landsmännin begrüßen; nur musst du dich waschen, ehe du ihr deine deutsche Hand reichst. Ja, Jenny Lind ist eine Deutsche, schon der Name Lind mahnt an Linden, die grünen Muhmen der deutschen Eichen, sie hat keine schwarzen Haare wie die welschen Primadonnen, in ihren blauen Augen schwimmt nordisches Gemüth und Mondschein, und in ihrer Kehle tönt die reinste Jungfräulichkeit! Das ist es. „Maidenhood is in her voice“ — das sagten alle old spinsters von London, alle prüden Ladies und frommen Gentlemen sprachen es augenverdrehend nach, die noch lebende mauvaise queue von Richardson stimmte

ein, und ganz Großbritannien feierte in Jenny Lind das singende Magdthum, die gesungene Jungferschaft. Wir wollen es gestehen, Dieses ist der Schlüssel der unbegreiflichen, räthselhaft großen Begeisterung, die Jenny in England gefunden, und, unter uns gesagt, auch gut auszubeuten weiß. Sie singe nur, hieß es, um das weltliche Singen recht bald wieder aufgeben zu können und, versehen mit der nöthigen Aussteuersumme, einen jungen protestantischen Geistlichen, den Pastör Svenske, zu heirathen, der unterdessen ihrer harre daheim in seinem idyllischen Pfarrhaus hinter Upsala, links um die Ecke. Seitdem freilich will verlauten, als ob der junge Pastör Svenske nur ein Mythos und der wirkliche Verlobte der hohen Jungfrau ein alter abgestandener Komödiant der Stockholmer Bühne sei — aber Das ist gewiss Verleumdung. Der Keuschheitssinn dieser Primadonna immaculata offenbart sich am schönsten in ihrem Abscheu vor Paris, dem modernen Sodom, den sie bei jeder Gelegenheit ausspricht, zur höchsten Erbauung aller Dames patronesses der Sittlichkeit jenseits des Kanals. Jenny hat aufs bestimmteste gelobt, nie auf den Lasterbrettern der Rue Lepelletier ihre singende Jungferschaft dem französischen Publiko Preis zu geben; sie hat alle Anträge, welche ihr

Herr Leon Pillet durch seine Kunstruffiani machen ließ, streng abgelehnt. „Diese rauhe Tugend macht mich stutzen," — würde der alte Paulet sagen. Ist etwa die Volkssage gegründet, daſs die heutige Nachtigall in frühern Jahren schon einmal in Paris gewesen und im hiesigen sündhaften Konservatoire Musikunterricht genossen habe, wie andre Singvögel, welche seitdem sehr lockere Zeisige geworden sind? Oder fürchtet Jenny jene frivole Pariser Kritik, die bei einer Sängerin nicht die Sitten, sondern nur die Stimme kritisiert, und Mangel an Schule für das größte Laster hält? Dem sei, wie ihm wolle, unsre Jenny kommt nicht hierher und wird die Franzosen nicht aus ihrem Sündenpfuhl herausſingen. Sie bleiben verfallen der ewigen Verdammnis.

Hier in der Pariser musikalischen Welt ist Alles beim Alten; in der Académie royale de musique ist noch immer grauer, feuchtkalter Winter, während draußen Maisonne und Veilchenduft. Im Vestibul steht noch immer wehmüthig trauernd die Bildsäule des göttlichen Rossini; er schweigt. Es macht Herrn Leon Pillet Ehre, daſs er diesem wahren Genius schon bei Lebzeiten eine Statue gesetzt. Nichts ist possierlicher, als die Grimasse zu sehen, womit Schelsucht und Neid sie betrachten. Wenn

Signor Spontini dort vorbeigeht, ſtößt er ſich jedesmal an dieſem Steine. Da iſt unſer großer Maeſtro Meyerbeer viel klüger, und wenn er des Abends in die Oper ging, wuſſte er jenem Marmor des Anſtoßes immer vorſichtig auszuweichen, er ſuchte ſogar den Anblick deſſelben zu vermeiden; in derſelben Weiſe pflegen die Juden zu Rom, ſelbſt auf ihren eiligſten Geſchäftsgängen, immer einen großen Umweg zu machen, um nicht an jenem fatalen Triumphbogen des Titus vorbeizukommen, der zum Gedächtnis des Untergangs von Jeruſalem errichtet worden. Über Donizetti's Zuſtand werden die Berichte täglich trauriger. Während ſeine Melodien freudegaukelnd die Welt erheitern, während man ihn überall ſingt und trillert, ſitzt er ſelbſt, ein entſetzliches Bild des Blödſinns, in einem Krankenhauſe bei Paris. Nur für ſeine Toilette hatte er vor einiger Zeit noch ein kindiſches Bewuſſtſein bewahrt, und man muſſte ihn täglich ſorgfältig anziehen, in vollſtändiger Gala, der Frack geſchmückt mit allen ſeinen Orden; ſo ſaß er bewegungslos, den Hut in der Hand, vom früheſten Morgen bis zum ſpäten Abend. Aber Das hat auch aufgehört, er erkennt Niemand mehr; Das iſt Menſchenſchickſal.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zwölfter Band.

Über Ludwig Börne.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Heinrich Heine

über

Ludwig Börne.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Über Ludwig Börne.

Erstes Buch. Börne in Frankfurt am Main . . . 3
Zweites Buch. Briefe aus Helgoland über die Julirevolution 53
Drittes Buch. Börne und die politischen Flüchtlinge in Frankreich 109
Viertes Buch. Börne's letzte Lebensjahre 161
Fünftes Buch. Börne's Angriffe auf Heine . . . 221

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zwölfter Band.

Über Ludwig Börne.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Heinrich Heine

über

Ludwig Börne.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Über Ludwig Börne.

Erſtes Buch. Börne in Frankfurt am Main . . . 3
Zweites Buch. Briefe aus Helgoland über die Julirevolution 53
Drittes Buch. Börne und die politiſchen Flüchtlinge in Frankreich 109
Viertes Buch. Börne's letzte Lebensjahre 161
Fünftes Buch. Börne's Angriffe auf Heine . . . 221

Vorwort des Herausgebers.

Heine's Schrift über Börne erschien im Jahre 1840. Der ursprüngliche Titel derselben lautet in dem noch vorhandenen Originalmanuskript: „Leben Ludwig Börne's, von Heinrich Heine." Einer ausdrücklichen Verfügung des Verfassers gemäß*), sind in der vorliegenden Gesammtausgabe die in der früheren Auflage enthaltenen, das Verhältnis Börne's zu Madame Wohl (später Madame Straus) berührenden Stellen nicht wieder abgedruckt. Diese Stellen befanden sich auf den Seiten 12, 23, 25, 125, 175 und 176. In der französischen Ausgabe sind nur die Briefe aus Helgoland, unter dem

*) Vgl. den Brief Heine's vom 22. December 1845 an Dr. L. Wertheim in Frankfurt am Main, in Nr. 3 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," vom 3. Januar 1846.

Titel: „Reveil de la vie politique," im zweiten Bande des Buches „De l'Allemagne" mitgetheilt.

Aus dieser Ausgabe ergänzte ich:

S. 72 testamentum.

S. 78 und man bezeichne damit nur drei verschiedene Einsalzungsgrade.

S. 94 ich hätte die Bibel verschluckt — S. 95 welcher beständig schrie:

S. 96 Als ich solcherweise plötzlich erleichtert ward — Ich befolgte seinen Rath und

S. 101 [Überall herrschte eine dumpfe Ruhe — S. 102 empfindsamen Angedenkens.]

S. 102 [Außerdem mögen sie — S. 104 in welcher die Zukunft sich spiegelt.]

Aus dem Originalmanuskript ergänzte ich, außer den in den Anmerkungen mitgetheilten Stellen:

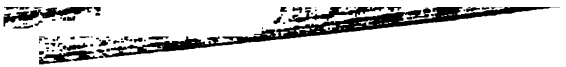
S. 129 vor einem süddeutschen Winkeldespötchen, welches aussieht wie ein — — —

Heinrich Heine

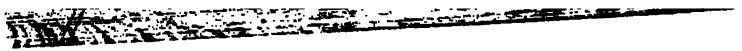
über

Ludwig Börne.

(1840.)



Erſtes Buch.



Es war im Jahr 1815 nach Chriſti Geburt, daſs mir der Name Börne zuerſt ans Ohr klang. Ich befand mich mit meinem ſeligen Vater auf der Frankfurter Meſſe, wohin er mich mitgenommen, damit ich mich in der Welt einmal umſehe; Das ſei bildend. Da bot ſich mir ein großes Schauſpiel. In den ſogenannten Hütten, oberhalb der Zeil, ſah ich die Wachsfiguren, wilde Thiere, außerordentliche Kunſt- und Naturwerke. Auch zeigte mir mein Vater die großen, ſowohl chriſtlichen als jüdiſchen Magazine, worin man die Waaren zehn Procent unter dem Fabrikpreis einkauft, und man doch immer betrogen wird. Auch das Rathhaus, den Römer, ließ er mich ſehen, wo die deutſchen Kaiſer gekauft wurden, zehn Procent unter dem Fabrikpreis. Der

nicht diese Berührung und vergaß nie den Doktor Börne, welcher gegen die Komödianten schrieb.

Ja, er war damals Theaterkritiker und übte sich an den Helden der Bretterwelt. Wie mein Universitätsfreund Dieffenbach, als wir in Bonn studierten, überall, wo er einen Hund oder eine Katze erwischte, ihnen gleich die Schwänze abschnitt, aus purer Schneidelust, was wir ihm damals, als die armen Bestien gar entsetzlich heulten, so sehr verargten, später aber ihm gern verziehen, da ihn diese Schneidelust zu dem größten Operateur Deutschlands machte, so hat sich auch Börne zuerst an Komödianten versucht, und manchen jugendlichen Übermuth, den er damals beging an den Heigeln, Weidnern, Ursprüngen und dergleichen unschuldigen Thieren, die seitdem ohne Schwänze herumlaufen, muss man ihm zu Gute halten für die besseren Dienste, die er später als großer politischer Operateur mit seiner gewetzten Kritik zu leisten verstand.

Es war Varnhagen von Ense, welcher etwa zehn Jahre nach dem erwähnten Begegnisse den Namen Börne wieder in meiner Erinnerung heraufrief, und mir Aufsätze dieses Mannes, namentlich in der „Wage“ und in den „Zeitschwingen,“ zu lesen gab. Der Ton, womit er mir diese Lektüre empfahl, war bedeutsam dringend, und das

Lächeln, welches um die Lippen der anwesenden Rahel schwebte, jenes wohlbekannte, räthselhaft wehmüthige, vernunftvoll mystische Lächeln, gab der Empfehlung ein noch größeres Gewicht. Rahel schien nicht bloß auf literarischem Wege über Börne unterrichtet zu sein, und, wie ich mich erinnere, versicherte sie bei dieser Gelegenheit, es existierten Briefe, die Börne einst an eine geliebte Person gerichtet habe, und worin sein leidenschaftlicher hoher Geist sich noch glänzender als in seinen gedruckten Aufsätzen ausspräche*). Auch über seinen Stil äußerte sich Rahel, und zwar mit Worten, die Jeder, der mit ihrer Sprache nicht vertraut ist, sehr missverstehen möchte; sie sagte: „Börne kann nicht schreiben, eben so wenig wie ich oder Jean Paul.“ Unter Schreiben verstand sie nämlich die ruhige Anordnung, so zu sagen die Redaktion der Gedanken, die logische Zusammensetzung der Redetheile, kurz jene Kunst des Periodenbaues, den sie sowohl bei Goethe, wie bei ihrem Gemahl so enthusiastisch bewunderte, und worüber wir damals fast täglich die frucht-

*) Die erwähnte Korrespondenz — „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz“ — ist aus Varnhagen's Nachlaß (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) veröffentlicht worden.

Der Herausgeber.

barſten Debatten führten. Die heutige Proſa, was ich hier beiläufig bemerken will, iſt nicht ohne viel Verſuch, Berathung, Widerſpruch und Mühe geſchaffen worden. Rahel liebte vielleicht Börne um ſo mehr, da ſie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn ſie gut ſchreiben ſollen, ſich immer in einer leidenſchaftlichen Anregung, in einem gewiſſen Geiſtesrauſch befinden müſſen, — Bacchanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen hegte ſie dennoch die größte Bewunderung für jene beſonnenen Bildner des Wortes, die all ihr Denken, Fühlen und Anſchauen, abgelöſt von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichſam plaſtiſch darzuſtellen wiſſen. Ungleich jener großen Frau, hegte Börne den engſten Widerwillen gegen dergleichen Darſtellungsart; in ſeiner ſubjektiven Befangenheit begriff er nicht die objektive Freiheit, die Goethe'ſche Weiſe, und die künſtleriſche Form hielt er für Gemüthloſigkeit; er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechiſchen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betaſtet und über Kälte klagt.

Indem ich hier antecipierend von dem Widerwillen rede, welchen die Goethe'ſche Darſtellungs-

art in Börne aufregte, lasse ich zugleich errathen, daſs die Schreibart des Letztern schon damals kein unbedingtes Wohlgefallen bei mir hervorrief. Es ist nicht meines Amtes, die Mängel dieser Schreibweise aufzudecken, auch würde jede Andeutung über Das, was mir an diesem Stile am meisten misſfiel, nur von den Wenigsten verstanden werden. Nur so Viel will ich bemerken, daſs, um vollendete Prosa zu schreiben, unter Anderm auch eine große Meisterschaft in metrischen Formen erforderlich ist. Ohne eine solche Meisterschaft fehlt dem Prosaiker ein gewisser Takt, es entschlüpfen ihm Wortfügungen, Ausdrücke, Cäsuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede statthaft sind, und es entsteht ein geheimer Misslaut, der nur wenige, aber sehr feine Ohren verletzt.

Wie sehr ich aber auch geneigt war, an der Außenschale, an dem Stile Börne's zu mäkeln, und namentlich, wo er nicht beschreibt, sondern räsonniert, die kurzen Sätze seiner Prosa als eine kindische Unbeholfenheit zu betrachten, so ließ ich doch dem Inhalt, dem Kern seiner Schriften die reichlichste Gerechtigkeit widerfahren, ich verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, überhaupt den edlen Charakter, der sich durchgängig darin aussprach, und seitdem verlor ich den Verfasser nicht

mehr aus dem Gedächtnis. Man hatte mir gesagt, dass er noch immer zu Frankfurt lebe, und als ich mehre Jahre später, Anno 1827, durch diese Stadt reisen musste, um mich nach München zu begeben, hatte ich mir bestimmt vorgenommen, dem Doktor Börne in seiner Behausung meinen Besuch abzustatten. Dieses gelang mir, aber nicht ohne vieles Umherfragen und Fehlsuchen; überall wo ich mich nach ihm erkundigte, sah man mich ganz befremdlich an, und man schien in seinem Wohnorte ihn entweder wenig zu kennen, oder sich noch weniger um ihn zu bekümmern. Sonderbar! Hören wir in der Ferne von einer Stadt, wo dieser oder jener große Mann lebt, unwillkürlich denken wir uns ihn als den Mittelpunkt der Stadt, deren Dächer sogar von seinem Ruhme bestrahlt würden. Wie wundern wir uns nun, wenn wir in der Stadt selbst anlangen und den großen Mann wirklich darin aufsuchen wollen und ihn erst lange erfragen müssen, bis wir ihn unter der großen Menge herausfinden! So sieht der Reisende schon in weitester Ferne den hohen Dom einer Stadt; gelangt er aber in ihr Weichbild selbst, so verschwindet derselbe wieder seinen Blicken, und erst hin und herwandernd durch viele krumme und enge Sträßchen kommt der große Thurmbau wieder zum Vorschein, in der Nähe von

gewöhnlichen Häusern und Boutiken, die ihn schier verborgen halten . . .

Ich hatte Mühe, den Mann wieder zu erkennen, dessen früheres Aussehen mir noch lebhaft im Gedächtnisse schwebte. Keine Spur mehr von vornehmer Unzufriedenheit und stolzer Verdüsterung. Ich sah jetzt ein zufriedenes Männchen, sehr schmächtig, aber nicht krank, ein kleines Köpfchen mit schwarzen glatten Härchen, auf den Wangen sogar ein Stück Röthe, die lichtbraunen Augen sehr munter, Gemüthlichkeit in jedem Blick, in jeder Bewegung, auch im Tone. Dabei trug er ein gestricktes Kamisölchen von grauer Wolle, welches eng anliegend wie ein Ringpanzer, ihm ein drollig märchenhaftes Ansehen gab. Er empfing mich mit Herzlichkeit und Liebe; es vergingen keine drei Minuten, und wir geriethen ins vertraulichste Gespräch. Wovon wir zuerst redeten? Wenn Köchinnen zusammen kommen, sprechen sie von ihrer Herrschaft, und wenn deutsche Schriftsteller zusammen kommen, sprechen sie von ihren Verlegern. Unsere Konversation begann daher mit Cotta und Campe, und als ich, nach einigen gebräuchlichen Klagen, die guten Eigenschaften des Letzteren eingestand, vertraute mir Börne, dass er mit einer Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften schwanger

gehe, und für dieſes Unternehmen ſich den Campe merken wolle. Ich konnte nämlich von Julius Campe verſichern, daſs er kein gewöhnlicher Buchhändler ſei, der mit dem Edlen, Schönen, Großen nur Geſchäfte machen und eine gute Konjunktur benutzen will, ſondern daſs er manchmal das Große, Schöne, Edle unter ſehr ungünſtigen Konjunkturen druckt und wirklich ſehr ſchlechte Geſchäfte damit macht. Auf ſolche Worte horchte Börne mit beiden Ohren, und ſie haben ihn ſpäterhin veranlaſſt, nach Hamburg zu reiſen und ſich mit dem Verleger der „Reiſebilder“ über eine Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften zu verſtändigen.

Sobald die Verleger abgethan ſind, beginnen die wechſelſeitigen Komplimente zwiſchen zwei Schriftſtellern, die ſich zum erſten Male ſprechen. Ich übergehe, was Börne über meine Vorzüglichkeit äußerte, und erwähne nur den leiſen Tadel, den er bisweilen in den ſchäumenden Kelch des Lobes einträpfeln ließ. Er hatte nämlich kurz vorher den zweiten Theil der „Reiſebilder“ geleſen, und vermeinte, daſs ich von Gott, welcher doch Himmel und Erde erſchaffen und ſo weiſe die Welt regiere, mit zu wenig Reverenz, hingegen von dem Napoleon, welcher doch nur ein ſterblicher Deſpot geweſen, mit übertriebener Ehrfurcht geſprochen habe. Der Deiſt und Liberale

trat mir also schon merkbar entgegen. Er schien den Napoleon wenig zu lieben, obgleich er doch unbewusst den größten Respekt vor ihm in der Seele trug. Es verdross ihn, dass die Fürsten sein Standbild von der Vendomesäule so ungroßmüthig herabgerissen.

„Ach!“ rief er mit einem bittern Seufzer, „ihr konntet dort seine Statue getrost stehen lassen; ihr brauchtet nur ein Plakat mit der Inschrift: „Achtzehnter Brumaire“ daran zu befestigen, und die Vendomesäule wäre seine verdiente Schandsäule geworden! Wie liebte ich diesen Mann bis zum achtzehnten Brumaire; noch bis zum Frieden von Campo Formio bin ich ihm zugethan; als er aber die Stufen des Thrones erstieg, sank er immer tiefer im Werthe; man konnte von ihm sagen: er ist die rothe Treppe hinaufgefallen!“

„Ich habe noch diesen Morgen,“ setzte Börne hinzu, „ihn bewundert, als ich in diesem Buche, das hier auf meinem Tische liegt — er zeigte auf Thiers' Revolutionsgeschichte — die vortreffliche Anekdote las, wie Napoleon zu Udine eine Entrevue mit Kobentzel hat und im Eifer des Gesprächs das Porzellan zerschlägt, das Kobentzel einst von der Kaiserin Katharina erhalten und gewiss sehr liebte. Dieses zerschlagene Porzellan hat vielleicht

den Frieden von Campo Formio herbeigeführt. Der Kobentzel dachte gewiß: „Mein Kaiser hat so viel Porzellan, und Das giebt ein Unglück, wenn der Kerl nach Wien käme und gar zu feurig in Eifer geriethe — das Beste ist, wir machen mit ihm Friede.“ Wahrscheinlich in jener Stunde, als zu Udine das Porzellanservice von Kobentzel zu Boden purzelte und in lauter Scherben zerbrach, zitterte zu Wien alles Porzellan, und nicht bloß die Kaffekannen und Tassen, sondern auch die chinesischen Pagoden, sie nickten mit den Köpfen vielleicht hastiger als je, und der Friede wurde ratificiert. In Bilderläden sieht man den Napoleon gewöhnlich, wie er auf bäumendem Roß den Simplon besteigt, wie er mit hochgeschwungener Fahne über die Brücke von Lodi stürmt u. s. w. Wenn ich aber ein Maler wäre, so würde ich ihn darstellen, wie er das Service von Kobentzel zerschlägt. Das war seine erfolgreichste That. Jeder König fürchtete seitdem für sein Porzellan, und gar besondere Angst überkam die Berliner wegen ihrer großen Porzellanfabrik. Sie haben keinen Begriff davon, liebster Heine, wie man durch den Besitz von schönem Porzellan im Zaum gehalten wird. Sehen Sie z. B. mich, der ich einst so wild war, als ich wenig Gepäck hatte und gar kein Porzellan. Mit dem Besitzthum,

und gar mit gebrechlichem Beſitzthum kommt die Furcht und die Knechtſchaft. Ich habe mir leider vor Kurzem ein ſchönes Theeſervice angeſchafft — die Kanne war ſo lockend prächtig vergoldet — auf der Zuckerdoſe war das eheliche Glück abgemalt, zwei Liebende, die ſich ſchnäbeln — auf der einen Taſſe der Katharinenthurm, auf einer andern die Konſtablerwache, lauter vaterländiſche Gegenden auf den übrigen Taſſen. — Ich habe wahrhaftig jetzt meine liebe Sorge, daſs ich in meiner Dummheit nicht zu frei ſchreibe und plötzlich flüchten müſſte. — Wie könnte ich in der Geſchwindigkeit all' dieſe Taſſen und gar die große Kanne einpacken? In der Eile könnten ſie zerbrochen werden, und zurücklaſſen möchte ich ſie in keinem Falle. Ja, wir Menſchen ſind ſonderbare Käuze! Derſelbe Menſch, der vielleicht Ruhe und Freude ſeines Lebens, ja das Leben ſelbſt aufs Spiel ſetzen würde, um ſeine Meinungsfreiheit zu behaupten, der will doch nicht gern ein paar Taſſen verlieren, und wird ein ſchweigender Sklave, um ſeine Theekanne zu konſervieren. Wahrhaftig, ich fühle, wie das verdammte Porzellan mich im Schreiben hemmt, ich werde ſo milde, ſo vorſichtig, ſo ängſtlich . . . Am Ende glaub' ich gar, der Porzellanhändler war ein öſtreichiſcher Polizeiagent und Metternich hat mir das

mehr aus dem Gedächtnis. Man hatte mir gesagt, dass er noch immer zu Frankfurt lebe, und als ich mehre Jahre später, Anno 1827, durch diese Stadt reisen musste, um mich nach München zu begeben, hatte ich mir bestimmt vorgenommen, dem Doktor Börne in seiner Behausung meinen Besuch abzustatten. Dieses gelang mir, aber nicht ohne vieles Umherfragen und Fehlsuchen; überall wo ich mich nach ihm erkundigte, sah man mich ganz befremdlich an, und man schien in seinem Wohnorte ihn entweder wenig zu kennen, oder sich noch weniger um ihn zu bekümmern. Sonderbar! Hören wir in der Ferne von einer Stadt, wo dieser oder jener große Mann lebt, unwillkürlich denken wir uns ihn als den Mittelpunkt der Stadt, deren Dächer sogar von seinem Ruhme bestrahlt würden. Wie wundern wir uns nun, wenn wir in der Stadt selbst anlangen und den großen Mann wirklich darin aufsuchen wollen und ihn erst lange erfragen müssen, bis wir ihn unter der großen Menge herausfinden! So sieht der Reisende schon in weitester Ferne den hohen Dom einer Stadt; gelangt er aber in ihr Weichbild selbst, so verschwindet derselbe wieder seinen Blicken, und erst hin und herwandernd durch viele krumme und enge Sträßchen kommt der große Thurmbau wieder zum Vorschein, in der Nähe von

Humor Jean Paul's dadurch, daſs Letzterer gern die entfernteſten Dinge ineinanderrührte, während Jener, wie ein luſtiges Kind, nur nach dem Nahliegenden griff, und während die Phantaſie des konfuſen Polyhiſtors von Baireuth in der Rumpelkammer aller Zeiten herumkramte und mit Siebenmeilenſtiefeln alle Weltgegenden durchſchweifte, hatte Börne nur den gegenwärtigen Tag im Auge, und die Gegenſtände, die ihn beſchäftigten, lagen alle in ſeinem räumlichen Geſichtskreis. Er beſprach das Buch, das er eben geleſen, das Ereignis, das eben vorfiel, den Stein, an dem er ſich eben geſtoßen, Rothſchild, an deſſen Haus er täglich vorbeiging, den Bundestag, der auf der Zeil reſidiert und den er ebenfalls an Ort und Stelle haſſen konnte, endlich alle Gedankenwege führten ihn zu Metternich. Sein Groll gegen Goethe hatte vielleicht ebenfalls örtliche Anfänge; ich ſage Anfänge, nicht Urſachen; denn wenn auch der Umſtand, daſs Frankfurt ihre gemeinſchaftliche Vaterſtadt war, Börne's Aufmerkſamkeit zunächſt auf Goethe lenkte, ſo war doch der Haſs, der gegen dieſen Mann in ihm brannte und immer leidenſchaftlicher entloderte, nur die nothwendige Folge einer tiefen, in der Natur beider Männer begründeten Differenz. Hier wirkte keine kleinliche Schelſucht, ſondern ein uneigennützi-

ger Widerwille, der angebornen Trieben gehorcht, ein Hader, welcher, alt wie die Welt, sich in allen Geschichten des Menschengeschlechts kundgiebt und am grellsten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der judäische Spiritualismus gegen hellenische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird, der kleine Nazarener hasste den großen Griechen, der noch dazu ein griechischer Gott war.

Das Werk von Wolfgang Menzel war eben erschienen, und Börne freute sich kindisch, dass Jemand gekommen sei, der den Muth zeige, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten.

„Der Respekt," setzte er naiv hinzu, „hat mich immer davon abgehalten, Dergleichen öffentlich auszusprechen. Der Menzel, Der hat Muth, Der ist ein ehrlicher Mann und ein Gelehrter; Den müssen Sie kennen lernen, an Dem werden wir noch viele Freude erleben; Der hat viel Kourage, Der ist ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter! An dem Goethe ist gar Nichts, er ist eine Memme, ein serviler Schmeichler und ein Dilettant."

Auf dieses Thema kam er oft zurück; ich musste ihm versprechen, in Stuttgart den Menzel zu besuchen, und er schrieb mir gleich zu diesem Behufe eine Empfehlungskarte, und ich höre ihn noch eifrig

hinzuſetzen: „Der hat Muth, außerordentlich viel Kourage, Der iſt ein braver, grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter!“

Wie in ſeinen Äußerungen über Goethe, ſo auch in ſeiner Beurtheilung anderer Schriftſteller, verrieth Börne ſeine nazareniſche Beſchränktheit. Ich ſage nazareniſch, um mich weder des Ausdrucks „jüdiſch“ noch „chriſtlich“ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich ſynonym ſind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, ſondern um ein Naturell zu bezeichnen. „Juden“ und „Chriſten“ ſind für mich ganz ſinnverwandte Worte, im Gegenſatz zu „Hellenen,“ mit welchem Namen ich ebenfalls kein beſtimmtes Volk, ſondern eine ſowohl angeborne als angebildete Geiſtesrichtung und Anſchauungsweiſe bezeichne. In dieſer Beziehung möchte ich ſagen: alle Menſchen ſind entweder Juden oder Hellenen, Menſchen mit ascetiſchen, bildfeindlichen, vergeiſtigungsſüchtigen Trieben, oder Menſchen von lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtiſchem Weſen. So gab es Hellenen in deutſchen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theſeus abſtammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf macht nicht den Chriſten, kann man hier mit Recht ſagen. Börne war ganz Nazarener, ſeine Antipathie gegen Goethe

ging unmittelbar hervor aus ſeinem nazareniſchen Gemüthe, ſeine ſpätere politiſche Exaltation war begründet in jenem ſchroffen Ascetismus, jenem Durſt nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den ſie republikaniſche Tugend nennen, und der von der Paſſionsſucht der früheren Chriſten ſo wenig verſchieden iſt. In ſeiner ſpätern Zeit wendete ſich Börne ſogar zum hiſtoriſchen Chriſtenthum, er ſank faſt in den Katholicismus, er fraterniſierte mit dem Pfaffen Lamennais und verfiel in den widerwärtigſten Kapuzinerton, als er ſich einſt über einen Nachfolger Goethe's, einen Pantheiſten von der heitern Obſervanz, öffentlich ausſprach. — Pſychologiſch merkwürdig iſt die Unterſuchung, wie in Börne's Seele allmählich das eingeborene Chriſtenthum emporſtieg, nachdem es lange niedergehalten worden von ſeinem ſcharfen Verſtand und ſeiner Luſtigkeit. Ich ſage Luſtigkeit, gaité, nicht Freude, joie; die Nazarener haben zuweilen eine gewiſſe ſpringende gute Laune, eine witzige, eichkätzchenhafte Munterkeit, gar lieblich kapriciös, gar ſüß, auch glänzend, worauf aber bald eine ſtarre Gemüthsvertrübung folgt; es fehlt ihnen die Majeſtät der Genuſsſeligkeit, die nur bei bewuſſten Göttern gefunden wird.

Ist aber in unserem Sinne kein großer Unterschied zwischen Juden und Christen, so existiert Dergleichen desto herber in der Weltbetrachtung Frankfurter Philister; über die Missstände, die sich daraus ergeben, sprach Börne sehr viel und sehr oft während den drei Tagen, die ich ihm zu Liebe in der freien Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main verweilte.

Ja, mit drolliger Güte drang er mir das Versprechen ab, ihm drei Tage meines Lebens zu schenken, er ließ mich nicht mehr von sich, und ich musste mit ihm in der Stadt herumlaufen, allerlei Freunde besuchen, auch Freundinnen . . .

Mich interessiert bei ausgezeichneten Leuten der Gegenstand ihrer Liebesgefühle immer weniger, als das Gefühl der Liebe selbst. Letzteres aber — Das weiß ich — muss bei Börne sehr stark gewesen sein. Wie später bei der Lektüre seiner gesammelten Schriften, so schon in Frankfurt durch manche hingeworfene Äußerung, merkte ich, dass Börne zu verschiedenen Jahrzeiten seines Lebens von den Tücken des kleinen Gottes weidlich geplagt worden. Namentlich von den Qualen der Eifersucht weiß er Viel zu sagen, wie denn überhaupt die Eifersucht in seinem Charakter lag und ihn, im Leben wie in der Politik, alle Erscheinungen durch die gelbe Lupe des Miss-

trauens betrachten ließ. Ich erwähnte, daſs Börne zu verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens von Liebesleiden heimgeſucht worden.

„Ach,“ ſeufzte er einmal wie aus der Tiefe ſchmerzlicher Erinnerungen, „in ſpätern Jahren iſt dieſe Leidenſchaft noch weit gefährlicher, als in der Jugend. Man ſollte es kaum glauben, da ſich doch mit dem Alter auch unſere Vernunft entwickelt hat und dieſe uns unterſtützen könnte im Kampfe mit der Leidenſchaft. Saubere Unterſtützung! Merken Sie ſich Das: die Vernunft hilft uns nur, jene kleinen Kapricen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervention bald überwinden würden. Aber ſobald ſich eine große, wahre Leidenſchaft unſeres Herzens bemächtigt hat und unterdrückt werden ſoll, wegen des poſitiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hilfe, ja, die Kanaille, ſie wird alsdann ſogar eine Bundesgenoſſin des Feindes, und anſtatt unſere materiellen oder moraliſchen Intereſſen zu vertreten, leiht ſie dem Feinde der Leidenſchaft alle ihre Logik, alle ihre Syllogismen, alle ihre Sophismen, und dem ſtummen Wahnſinn liefert ſie die Waffe des Wortes. Vernünftig, wie ſie iſt, ſchlägt ſich die Vernunft immer zur Partei des Stärkern, zur Partei der Leidenſchaft, und verläſſt ſie wieder, ſobald die

Force derſelben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Geſetz der Reaktion gebrochen wird. Wie verhöhnt ſie alsdann die Gefühle, die ſie kurz vorher ſo eifrig rechtfertigte! Mißtrauen Sie, lieber Freund, in der Leidenſchaft immer der Sprache der Vernunft, und iſt die Leidenſchaft erloſchen, ſo mißtrauen Sie ihr ebenfalls, und ſein Sie nicht ungerecht gegen Ihr Herz!“ . . .

Börne wollte mich die Merkwürdigkeiten Frankfurt's ſehen laſſen, und vergnügt, im gemüthlichſten Hundetrab, lief er mir zur Seite, als wir durch die Straßen wanderten. Ein wunderliches Anſehen gab ihm ſein kurzes Mäntelchen und ſein weißes Hütchen, welches zur Hälfte mit einem ſchwarzen Flor umwickelt war. Der ſchwarze Flor bedeutete den Tod ſeines Vaters, welcher ihn bei Lebzeiten ſehr knapp gehalten, ihm jetzt aber auf einmal viel Geld hinterließ. Börne ſchien damals die angenehmen Empfindungen ſolcher Glücksveränderungen noch in ſich zu tragen und überhaupt im Zenith des Wohlbehagens zu ſtehen. Er klagte ſogar über ſeine Geſundheit, d. h. er klagte, er werde täglich geſünder und mit der zunehmenden Geſundheit ſchwänden ſeine geiſtigen Fähigkeiten. „Ich bin zu geſund und kann Nichts mehr ſchreiben, klagte er im Scherz, vielleicht auch im Ernſt, denn bei ſolchen

Naturen ist das Talent abhängig von gewissen krankhaften Zuständen, von einer gewissen Reizbarkeit, die ihre Empfindungs- und Ausdrucksweise steigert, und die mit der eintretenden Gesundheit wieder verschwindet. „Er hat mich bis zur Dummheit kuriert," sagte Börne von seinem Arzte, zu welchem er mich führte, und in dessen Haus ich auch mit ihm speiste.

Die Gegenstände, womit Börne in zufällige Berührung kam, gaben seinem Geiste nicht bloß die nächste Beschäftigung, sondern wirkten auch unmittelbar auf die Stimmung seines Geistes, und mit ihrem Wechsel stand seine gute oder böse Laune in unmittelbarer Verbindung. Wie das Meer von den vorüberziehenden Wolken, so empfing Börne's Seele die jedesmalige Färbung von den Gegenständen, denen er auf seinem Weg begegnete. Der Anblick schöner Gartenanlagen oder einer Gruppe schäkernder Mägde, die uns entgegenlachte, warfen gleichsam Rosenlichter über Börne's Seele, und der Wiederschein derselben gab sich kund in sprühenden Witzen. Als wir aber durch das Judenquartier gingen, schienen die schwarzen Häuser ihre finstern Schatten in sein Gemüth zu gießen.

„Betrachten Sie diese Gasse," sprach er seufzend, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittel-

alter! Die Menſchen ſind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widerſprechen, wenn unſere verrückten Poeten und noch verrücktern Hiſtoriker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken laſſen; aber wo die todten Menſchen ſchweigen, da ſprechen deſto lauter die lebendigen Steine.“

In der That, die Häuſer jener Straße ſahen mich an, als wollten ſie mir betrübſame Geſchichten erzählen, Geſchichten, die man wohl weiß, aber nicht wiſſen will oder lieber vergäße, als daſs man ſie ins Gedächtnis zurückriefe. So erinnere ich mich noch eines giebelhohen Hauſes, deſſen Kohlenſchwärze um ſo greller hervorſtach, da unter den Fenſtern eine Reihe kreideweißer Talglichter hingen; der Eingang, zur Hälfte mit roſtigen Eiſenſtangen vergittert, führte in eine dunkle Höhle, wo die Feuchtigkeit von den Wänden herabzurieſeln ſchien, und aus dem Innern tönte ein höchſt ſonderbarer, näſelnder Geſang. Die gebrochene Stimme ſchien die eines alten Mannes, und die Melodie wiegte ſich in den ſanfteſten Klagelauten, die allmählich bis zum entſetzlichſten Zorne anſchwollen. Was iſt Das für ein Lied? frug ich meinen Begleiter. „Es iſt ein gutes Lied,“ antwortete Dieſer mit einem mürriſchen Lachen, „ein lyriſches Meiſterſtück, das im

diesjährigen Musenalmanach schwerlich seines Gleichen findet . . . Sie kennen es vielleicht in der deutschen Übersetzung: Wir saßen an den Flüssen Babel's, unsere Harfen hingen an den Trauerweiden u. s. w. Ein Prachtgedicht! und der alte Rabbi Chayim singt es sehr gut mit seiner zittrigen, abgemergelten Stimme; die Sonntag sänge es vielleicht mit größerem Wohllaut, aber nicht mit so viel Ausdruck, mit so viel Gefühl . . . Denn der alte Mann hasst noch immer die Babylonier und weint noch täglich über den Untergang Jerusalem's durch Nebukadnezar . . . Dieses Unglück kann er gar nicht vergessen, obgleich so viel Neues seitdem passiert ist, und noch jüngst der zweite Tempel durch Titus, den Bösewicht, zerstört worden. Ich muss Ihnen nämlich bemerken, der alte Rabbi Chayim betrachtet den Titus keineswegs als ein delicium generis humani, er hält ihn für einen Bösewicht, den auch die Rache Gottes erreicht hat. . . . Es ist ihm nämlich eine kleine Mücke in die Nase geflogen, die, allmählich wachsend, mit ihren Klauen in seinem Gehirn herumwühlte und ihm so grenzenlose Schmerzen verursachte, dass er nur dann einige Erholung empfand, wenn in seiner Nähe einige hundert Schmiede auf ihre Ambosse loshämmerten. Das ist sehr merkwürdig, dass alle

Feinde der Kinder Israel ein so schlechtes Ende nehmen. Wie es dem Nebukadnezar gegangen ist, wissen Sie, er ist in seinen alten Tagen ein Ochs geworden und hat Gras essen müssen. Sehen Sie den persischen Staatsminister Haman, ward er nicht am Ende gehenkt zu Susa, in der Hauptstadt? Und Antiochus, der König von Syrien, ist er nicht bei lebendigem Leibe verfault durch die Läusesucht? Die spätern Bösewichter, die Judenfeinde, sollten sich in Acht nehmen . . . Aber was hilft's, es schreckt sie nicht ab, das furchtbare Beispiel, und dieser Tage habe ich wieder eine Broschüre gegen die Juden gelesen, von einem Professor der Philosophie, der sich Magis amica nennt. Er wird einst Gras essen, ein Ochs ist er schon von Natur, vielleicht gar wird er mal gehenkt, wenn er die Sultanin Favorite des Königs von Flachsenfingen beleidigt, und Läuse hat er gewiss auch schon, wie der Antiochus. Am liebsten wär' mir's, er ginge zur See und machte Schiffbruch an der nordafrikanischen Küste. Ich habe nämlich jüngst gelesen, dass die Muhammedaner, die dort wohnen, sich durch ihre Religion berechtigt glauben, alle Christen, die bei ihnen Schiffbruch leiden und in ihre Hände fallen, als Sklaven zu behandeln. Sie vertheilen unter sich diese Unglücklichen und benutzen jeden derselben

nach ſeinen Fähigkeiten. So hat nun jüngſt ein Engländer, der jene Küſten bereiſte, dort einen deutſchen Gelehrten gefunden, der Schiffbruch gelitten und Sklave geworden, aber zu gar nichts Anderem zu gebrauchen war, als daſs man ihm Eier zum Ausbrüten unterlegte; er gehörte nämlich zur theologiſchen Fakultät. Ich wünſche nun, der Doktor Magis amica käme in eine ſolche Lage; wenn er auf ſeinen Eiern drei Wochen unaufſtehlich ſitzen müſſte (ſind es Enteneier, ſogar vier Wochen), ſo kämen ihm gewiſs allerlei Gedanken in den Sinn, die ihm bisher nie eingefallen, und ich wette, er verwünſcht den Glaubensfanatismus, der in Europa die Juden und in Afrika die Chriſten herabwürdigt, und ſogar einen Doktor der Theologie bis zur Bruthenne entmenſcht ... Die Hühner, die er ausgebrütet, werden ſehr tolerant ſchmecken, beſonders wenn man ſie mit einer Sauce à la Marengo verzehrt.“

Aus leicht begreiflichen Gründen übergehe ich die Bemerkungen, die mein Begleiter in bitterſter Fülle losließ, als wir auf unſerer Wanderung im Weichbilde Frankfurt's dem Hauſe vorübergingen, wo der Bundestag ſeine Sitzungen hält. Die Schildwache hielt ihr Mittagsſchläfchen in aufrechter Stellung, und die Schwalben, die an den Flieſen der

Fenster ihre friedlichen Nester gebaut, flogen seelenruhig auf und nieder. Schwalben bedeuten Glück, behauptete meine Großmutter; sie war sehr abergläubisch.

Von der Ecke der Schnurgasse bis zur Börse mussten wir uns durchdrängen; hier fließt die goldene Ader der Stadt, hier versammelt sich der edle Handelsstand und schachert und mauschelt ... Was wir nämlich in Norddeutschland Mauscheln nennen, ist nichts Anders als die eigentliche frankfurter Landessprache, und sie wird von der unbeschnittenen Population eben so vortrefflich gesprochen, wie von der beschnittenen. Börne sprach diesen Jargon sehr schlecht, obgleich er, eben so wie Goethe, den heimatlichen Dialekt nie ganz verleugnen konnte. Ich habe bemerkt, dass Frankfurter, die sich von allen Handelsinteressen entfernt hielten, am Ende jene frankfurter Aussprache, die wir, wie gesagt, in Norddeutschland Mauscheln nennen, ganz verlernten.

Eine Strecke weiter, am Ausgange der Saalgasse, erfreuten wir uns einer viel angenehmeren Begegnung. Wir sahen nämlich einen Rudel Knaben, welche aus der Schule kamen, hübsche Jungen mit rosigen Gesichtchen, einen Pack Bücher unterm Arm.

„Weit mehr Respekt," — rief Börne, — „weit mehr Respekt habe ich für diese Buben, als für

ihre erwachſenen Väter. Jener Kleine mit der hohen Stirn denkt vielleicht jetzt an den zweiten puniſchen Krieg, und er iſt begeiſtert für Hannibal, und als man ihm heute erzählte, wie der große Karthager ſchon als Knabe den Römern Rache ſchwur — ich wette, da hat ſein kleines Herz mitgeſchworen ... Haſs und Untergang dem böſen Rom! Halte Deinen Eid, mein kleiner Waffenbruder! Ich möchte ihn küſſen, den vortrefflichen Jungen! Der andere Kleine, der ſo pfiffig hübſch ausſieht, denkt vielleicht an den Mithridates und möchte ihn einſt nachahmen ... Das iſt auch gut, ganz gut, und du biſt mir willkommen. Aber, Burſche, wirſt du auch Gift ſchlucken können, wie der alte König des Pontus? Übe dich frühzeitig! Wer mit Rom Krieg führen will, muſs alle möglichen Gifte vertragen können, nicht bloß plumpen Arſenik, ſondern auch einſchläferndes phantaſtiſches Opium, und gar das ſchleichende Aquatoffana der Verleumdung! Wie gefällt Ihnen der Knabe, der ſo lange Beine hat und ein ſo unzufrieden aufgeſtülptes Näschen? Den jückt es vielleicht, ein Catilina zu werden, er hat auch lange Finger, und er wird einmal den Ciceros unſerer Republik, den gepuderten Vätern des Vaterlandes, eine Gelegenheit geben, ſich mit langen, ſchlechten Reden zu

blamieren. Der dort, der arme kränkliche Bub', möchte gewiſs weit lieber die Rolle des Brutus ſpielen . . . Armer Junge, du wirſt keinen Cäſar finden, und muſſt dich begnügen, einige alte Perücken mit Worten zu erſtechen, und wirſt dich endlich nicht in dein Schwert, ſondern in die Schelling'ſche Philoſophie ſtürzen und verrückt werden! Ich habe Reſpekt für dieſe Kleinen, die ſich den ganzen Tag für die hochherzigſten Geſchichten der Menſchheit intereſſieren, während ihre Väter nur für das Steigen oder Fallen der Staatspapiere Intereſſe fühlen und an Kaffebohnen und Kochenille und Manufakturwaaren denken! Ich hätte nicht übel Luſt, dem kleinen Brutus dort eine Düte mit Zuckerkringeln zu kaufen . . . Nein, ich will ihm lieber Branntewein zu trinken geben, damit er klein bleibe . . . Nur ſo lange wir klein ſind, ſind wir ganz uneigennützig, ganz heldenmüthig, ganz heroiſch . . . Mit dem wachſenden Leib ſchrumpft die Seele immer mehr ein . . . Ich fühle es an mir ſelber . . . Ach, ich bin ein großer Mann geweſen, als ich noch ein kleiner Junge war!"

Als wir über den Römerberg kamen, wollte Börne mich in die alte Kaiſerburg hinaufführen, um dort die goldene Bulle zu betrachten.

„Ich habe sie noch nie gesehen," seufzte er, „und seit meiner Kindheit hegte ich immer eine geheime Sehnsucht nach dieser goldnen Bulle. Als Knabe machte ich mir die wunderlichste Vorstellung davon, und ich hielt sie für eine Kuh mit goldnen Hörnern; später bildete ich mir ein, es sei ein Kalb, und erst als ich ein großer Junge ward, erfuhr ich die Wahrheit, daſs sie nämlich nur eine alte Haut sei, ein nichtsnützig Stück Pergament, worauf geschrieben steht, wie Kaiser und Reich sich einander wechselseitig verkauften. Nein, lasst uns diesen miserabelen Kontrakt, wodurch Deutschland zu Grunde ging, nicht betrachten; ich will sterben, ohne die goldne Bulle gesehen zu haben."

Ich übergehe hier ebenfalls die bitteren Nachbemerkungen. Es gab ein Thema, das man nur zu berühren brauchte, um die wildesten und schmerzlichsten Gedanken, die in Börne's Seele lauerten, hervorzurufen; dieses Thema war Deutschland und der politische Zustand des deutschen Volkes. Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe, und das Vaterland war seine ganze Liebe.

Als wir denselben Abend wieder durch die Judengasse gingen und das Gespräch über die Insassen derselben wieder anknüpften, sprudelte die

Quelle des Börne'ſchen Geiſtes um ſo heiterer, da auch jene Straße, die am Tage einen düſteren Anblick gewährte, jetzt aufs fröhlichſte illuminiert war, und die Kinder Iſrael an jenem Abend, wie mir mein Cicerone erklärte, ihr luſtiges Lampenfeſt feierten. Dieſes iſt einſt geſtiftet worden zum ewigen Andenken an den Sieg, den die Makkabäer über den König von Syrien ſo heldenmüthig erfochten haben.

„Sehen Sie," ſagte Börne, „Das iſt der 18. Oktober der Juden, nur daſs dieſer makkabäiſche 18. Oktober mehr als zwei Jahrtauſende alt iſt und noch immer gefeiert wird, ſtatt daſs der Leipziger 18. Oktober noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergeſſenheit gerathen. Die Deutſchen ſollten bei der alten Madame Rothſchild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in dieſem kleinen Hauſe wohnt die alte Frau, die Lätitia, die ſo viele Finanz-Bonaparten geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrſchaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammſchlöſschen in der Judengaſſe nicht verlaſſen will, und heute wegen des großen Freudenfeſtes ihre Fenſter mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die ſie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makka-

bäus und seine Brüder eben so tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unsern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II. Wenn die gute Frau diese Lämpchen betrachtet, treten ihr die Thränen in die alten Augen, und sie erinnert sich mit wehmüthiger Wonne jener jüngeren Zeit, wo der selige Meyer Amschel Rothschild, ihr theurer Gatte, das Lampenfest mit ihr feierte, und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten, und in kindischer Lust darüber hin und her sprangen, wie es Brauch und Sitte ist in Israel!"

„Der alte Rothschild," fuhr Börne fort, „der Stammvater der regierenden Dynastie, war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Es war ein mildthätiges Gesicht mit einem spitzigen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt herum, und beständig umgab ihn, wie ein Hofstaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almosen ertheilte oder mit gutem Rath zusprach; wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getrösteten und vergnügten Mienen, so wusste man, dass hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war, und eines Freitags Abends

mit meinem Vater durch die Judengaſſe ging, begegneten wir dem alten Rothſchild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daſs er, nachdem er mit meinem Vater geſprochen, auch mir einige liebreiche Worte ſagte, und daſs er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu ſegnen. Ich bin feſt überzeugt, dieſem Rothſchild'ſchen Segen verdanke ich es, daſs ſpäterhin, obgleich ich ein deutſcher Schriftſteller wurde, doch niemals das bare Geld in meiner Taſche ganz ausging."

Ich kann nicht umhin, hier die Zwiſchenbemerkung einzuſchalten, daſs Börne immer im behaglichen Wohlſtande lebte, und ſein ſpäterer Ultraliberalismus keineswegs, wie bei vielen Patrioten, dem verbiſſenen Ingrimm der eigenen Armuth beizumeſſen war. Obgleich er ſelber reich war, ich ſage reich nach dem Maßſtabe ſeiner Bedürfniſſe, ſo hegte er doch einen unergründlichen Groll gegen die Reichen. Obgleich der Segen des Vaters auf ſeinem Haupte ruhte, ſo haſſte er doch die Söhne, Meyer Amſchel Rothſchild's Söhne.

Wie weit die perſönlichen Eigenſchaften dieſer Männer zu jenem Haſſe berechtigen, will ich hier nicht unterſuchen; es wird an einem anderen Orte ausführlich geſchehen. Hier möchte ich nur der Bemerkung Raum geben, daſs unſere deutſchen Frei-

heitsprediger eben so ungerecht wie thöricht handeln, wenn sie das Haus Rothschild wegen seiner politischen Bedeutung, wegen seiner Einwirkung auf die Interessen der Revolution, kurz wegen seines öffentlichen Charakters, mit so viel Grimm und Blutgier anfeinden. Es giebt keine stärkere Beförderer der Revolution als eben die Rothschilde ... und, was noch befremdlicher klingen mag, diese Rothschilde, die Bankiers der Könige, diese fürstlichen Säckelmeister, deren Existenz durch einen Umsturz des europäischen Staatensystems in die ernsthaftesten Gefahren gerathen dürfte, sie tragen dennoch im Gemüthe das Bewusstsein ihrer revolutionären Sendung. Namentlich ist Dieses der Fall bei dem Manne, der unter dem scheinlosen Namen Baron James bekannt ist, und in welchem sich jetzt, nach dem Tode seines erlauchten Bruders von England, die ganze politische Bedeutung des Hauses Rothschild resumiert. Dieser Nero der Finanz, der sich in der Rue Laffitte seinen goldenen Pallast erbaut hat und von dort aus als unumschränkter Imperator die Börsen beherrscht, er ist, wie weiland sein Vorgänger, der römische Nero, am Ende ein gewaltsamer Zerstörer des bevorrechteten Patricierthums und Begründer der neuen Demokratie. Einst, vor mehren Jahren, als er in guter Laune war und

wir Arm in Arm, ganz famillionär, wie Hirsch Hyacinth sagen würde, in den Straßen von Paris umherflanierten, setzte mir Baron James ziemlich klar auseinander, wie eben er selber durch sein Staatspapierensystem für den gesellschaftlichen Fortschritt in Europa überall die ersten Bedingnisse erfüllt, gleichsam Bahn gebrochen habe.

„Zu jeder Begründung einer neuen Ordnung von Dingen," sagte er mir, „gehört ein Zusammenfluss von bedeutenden Menschen, die sich mit diesen Dingen gemeinsam zu beschäftigen haben. Dergleichen Menschen lebten ehemals vom Ertrag ihrer Güter oder ihres Amtes, und waren deshalb nie ganz frei, sondern immer an einen entfernten Grundbesitz oder an irgend eine örtliche Amtsverwaltung gefesselt; jetzt aber gewährt das Staatspapierensystem diesen Menschen die Freiheit, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, überall können sie von den Zinsen ihrer Staatspapiere, ihres portativen Vermögens, geschäftlos leben, und sie ziehen sich zusammen und bilden die eigentliche Macht der Hauptstädte. Von welcher Wichtigkeit aber eine solche Residenz der verschiedenartigsten Kräfte, eine solche Centralisation der Intelligenzen und socialen Autoritäten, Das ist hinlänglich bekannt. Ohne Paris hätte Frankreich nie seine Revolution gemacht; hier

hatten so viele ausgezeichnete Geister Weg und Mittel gefunden, eine mehr oder minder sorglose Existenz zu führen, mit einander zu verkehren, und so weiter. Jahrhunderte haben in Paris einen solchen günstigen Zustand allmählich herbeigeführt. Durch das Rentensystem wäre Paris weit schneller Paris geworden, und die Deutschen, die gern eine ähnliche Hauptstadt hätten, sollten nicht über das Rentensystem klagen — es centralisiert, es macht vielen Leuten möglich, an einem selbstgewählten Orte zu leben, und von dort aus der Menschheit jeden nützlichen Impuls zu geben . . ."

Von diesem Standpunkte aus betrachtet Rothschild die Resultate seines Schaffens und Treibens. Ich bin mit dieser Ansicht ganz einverstanden, ja ich gehe noch weiter, und ich sehe in Rothschild einen der größten Revolutionäre, welche die moderne Demokratie begründeten. Richelieu, Robespierre und Rothschild sind für mich drei terroristische Namen, und sie bedeuten die graduelle Vernichtung der alten Aristokratie. Richelieu, Robespierre und Rothschild sind die drei furchtbarsten Nivelleurs Europas. Richelieu zerstörte die Souveränetät des Feudaladels und beugte ihn unter jene königliche Willkür, die ihn entweder durch Hofdienst herabwürdigte, oder durch krautjunkerliche Unthätigkeit in der Provinz

vermodern ließ. Robespierre ſchlug dieſem unterwürfigen und faulen Adel endlich das Haupt ab. Aber der Boden blieb, und der neue Herr deſſelben, der neue Gutsbeſitzer, ward ganz wieder ein Ariſtokrat, wie ſeine Vorgänger, deren Prätenſionen er unter anderem Namen fortſetzte. Da kam Rothſchild und zerſtörte die Oberherrſchaft des Bodens, indem er das Staatspapierenſyſtem zur höchſten Macht emporhob, dadurch die großen Beſitzthümer und Einkünfte mobiliſierte, und gleichſam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte. Er ſtiftete freilich dadurch eine neue Ariſtokratie, aber dieſe, beruhend auf dem unzuverläſſigſten Elemente, auf dem Gelde, kann nimmermehr ſo nachhaltig miſswirken, wie die ehemalige Ariſtokratie, die im Boden, in der Erde ſelber, wurzelte. Geld iſt flüſſiger als Waſſer, windiger als Luft, und dem jetzigen Geldadel verzeiht man gern ſeine Impertinenzen, wenn man ſeine Vergänglichkeit bedenkt ... er zerrinnt und verdunſtet, ehe man ſich Deſſen verſieht.

Indem ich oben die Namen Richelieu, Robespierre und Rothſchild zuſammenſtellte, drängte ſich mir die Bemerkung auf, daſs dieſe drei größten Terroriſten noch mancherlei andere Ähnlichkeiten bieten. Sie haben z. B. mit einander gemein eine

gewiſſe unnatürliche Liebe zur Poeſie; Richelieu ſchrieb ſchlechte Tragödien, Robespierre machte erbärmliche Madrigale, und James Rothſchild, wenn er luſtig wird, fängt er an zu reimen . . .

Doch Das gehört nicht hieher, dieſe Blätter haben ſich zunächſt mit einem kleineren Revolutionär, mit Ludwig Börne, zu beſchäftigen. Dieſer hegte, wie wir mit Bedauern bemerken, den höchſten Haſs gegen die Rothſchilde, und in ſeinem Geſpräche, als wir zu Frankfurt dem Stammhauſe derſelben vorübergingen, äußerte ſich jener Haſs bereits eben ſo grell und giftig, wie in ſeinen ſpäteren Pariſer Briefen. Nichtsdeſtoweniger ließ er doch den perſönlichen Eigenſchaften dieſer Leute manche Gerechtigkeit widerfahren, und er geſtand mir ganz naiv, daſs er ſie nur haſſen könne, daſs es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich ſei, ſie verächtlich oder gar lächerlich zu finden.

„Denn ſehen Sie," ſprach er, „die Rothſchilde haben ſo viel Geld, eine ſolche Unmaſſe von Geld, daſs ſie uns einen faſt grauenhaften Reſpekt einflößen; ſie identificierten ſich, ſo zu ſagen, mit dem Begriff des Geldes überhaupt, und Geld kann man nicht verachten. Auch haben dieſe Leute das ſicherſte Mittel angewendet, um jenem Ridikül zu entgehen, dem ſo manche andere baroniſierte Millionärenfami-

lien des alten Testaments verfallen sind: sie enthalten sich des christlichen Weihwassers. Die Taufe ist jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das den Armen Judäa's vergebens gepredigt worden, ist jetzt in floribus bei den Reichen. Aber da die Annahme desselben nur Selbstbetrug, wo nicht gar Lüge ist, und das angeheuchelte Christenthum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontrastiert, so geben diese Leute dem Witze und dem Spotte die bedenklichsten Blößen. Oder glauben Sie, daſs durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daſs man Läuse in Flöhe verwandeln kann, wenn man sie mit Wasser begießt?"

Ich glaube nicht.

„Ich glaub's auch nicht, und ein eben so melancholischer wie lächerlicher Anblick ist es für mich, wenn die alten Läuse, die noch aus Ägypten stammen, aus der Zeit der pharaonischen Plage, sich plötzlich einbilden, sie wären Flöhe, und christlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Töchter Israel's gesehen, die am Halse lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Nasen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten sie ein evangelisches Gesangbuch, und sie sprachen von der prächtigen Predigt, die

sie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die Eine frug die Andere, bei wem sie das Abendmal genommen, und Beide rochen dabei aus dem Halse. Widerwärtiger war mir noch der Anblick von schmutzigen Bartjuden, die aus ihren polnischen Kloaken kamen, von der Bekehrungsgesellschaft in Berlin für den Himmel angeworben wurden, und in ihrem mundfaulen Dialekte das Christenthum predigten und so entsetzlich dabei stanken. Es wäre jedenfalls wünschenswerth, wenn man dergleichen polnisches Läusevolk nicht mit gewöhnlichem Wasser, sondern mit Eau-de-Cologne taufen ließe."

Im Hause des Gehängten, unterbrach ich diese Rede, muss man nicht von Stricken sprechen, lieber Doktor; sagen Sie mir vielmehr: wo sind jetzt die großen Ochsen, die, wie mein Vater mir einst erzählte, auf dem jüdischen Kirchhofe hier zu Frankfurt herumliefen und in der Nacht so entsetzlich brüllten, dass die Ruhe der Nachbaren dadurch gestört wurde?

„Ihr Herr Vater," rief Börne lachend, „hat Ihnen in der That keine Unwahrheit gesagt. Es existierte früherhin der Gebrauch, dass die jüdischen Viehhändler die männliche Erstgeburt ihrer Kühe nach biblischer Vorschrift dem lieben Gotte widmeten, und in dieser Absicht aus allen Gegenden

Deutschlands hieher nach Frankfurt brachten, wo man jenen Ochsen Gottes den jüdischen Kirchhof zum Grasen anwies, und wo sie bis an ihr seliges Ende sich herumtrieben und wirklich oft entsetzlich brüllten. Aber die alten Ochsen sind jetzt todt, und das heutige Rindvieh hat nicht mehr den rechten Glauben, und ihre Erstgeburten bleiben ruhig daheim, wenn sie nicht gar zum Christenthume übergehen. Die alten Ochsen sind todt."

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, dass mich Börne während meines Aufenthalts in Frankfurt einlud, bei einem seiner Freunde zu Mittag zu speisen, und zwar, weil Derselbe, in getreuer Beharrnis an jüdischen Gebräuchen, mir die berühmte Schaletspeise vorsetzen werde; und in der That, ich erfreute mich dort jenes Gerichtes, das vielleicht noch ägyptischen Ursprungs und alt wie die Pyramiden ist. Ich wundre mich, dass Börne späterhin, als er scheinbar in humoristischer Laune, in der That aber aus plebejischer Absicht, durch mancherlei Erfindungen und Insinuationen, wie gegen Kronenträger überhaupt, so auch gegen ein gekröntes Dichterhaupt den Pöbel verhetzte . . . ich wundre mich, dass er in seinen Schriften nie erzählt hat, mit welchem Appetit, mit welchem Enthusiasmus, mit welcher Andacht, mit wel-

cher Überzeugung ich einst beim Doktor St.... das altjüdische Schaleteſſen verzehrt habe! Dieſes Gericht iſt aber auch ganz vortrefflich, und es iſt ſchmerzlichſt zu bedauern, daſs die chriſtliche Kirche, die dem alten Judenthume ſo viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptiert hat. Vielleicht hat ſie ſich Dieſes für die Zukunft noch vorbehalten, und wenn es ihr mal ganz ſchlecht geht, wenn ihre heiligſten Symbole, ſogar das Kreuz, ſeine Kraft verloren, greift die chriſtliche Kirche zum Schaleteſſen, und die entwiſchten Völker werden ſich wieder mit neuem Appetit in ihren Schoß hineindrängen. Die Juden wenigſtens werden ſich alsdann auch mit Überzeugung dem Chriſtenthume anſchließen... denn, wie ich klar einſehe, es iſt nur der Schalet, der ſie zuſammenhält in ihrem alten Bunde. Börne verſicherte mir ſogar, daſs die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewiſſes Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, daſs der Schalet, ſo zu ſagen, der Kuhreigen der Juden ſei.

Auch nach Bornheim ſind wir mit einander hinausgefahren am Sabbath, um dort Kaffe zu trinken und die Töchter Iſrael's zu betrachten... Es waren ſchöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebſt. Börne zwinkerte mit den Augen.

In diesem geheimnisvollen Zwinkern, in diesem unsicher lüsternen Zwinkern, das sich vor der innern Stimme fürchtet, lag die ganze Verschiedenheit unserer Gefühlsweise. Börne nämlich war, wenn auch nicht in seinen Gedanken, doch desto mehr in seinen Gefühlen, ein Sklave der nazarenischen Abstinenz; und wie es allen Leuten seines Gleichen geht, die zwar die sinnliche Enthaltsamkeit als höchste Tugend anerkennen, aber nicht vollständig ausüben können, so wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und erröthend, wie ein genäschiger Knabe, von Eva's verbotenen Äpfeln zu kosten. Ich weiß nicht, ob bei diesen Leuten der Genuss intensiver ist, als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterschleifs, der moralischen Kontrebande, entbehren; behauptet man doch, dass Muhammed seinen Türken den Wein verboten habe, damit er ihnen desto süßer schmecke.

In großer Gesellschaft war Börne wortkarg und einsilbig, und dem Fluss der Rede überließ er sich nur im Zwiegespräch, wenn er glaubte, sich neben einem gleichgesinnten Menschen zu befinden. Dass Börne mich für einen Solchen ansah, war ein Irrthum, der späterhin für mich sehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonierten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philosophie

oder der Kunst oder der Natur, — die ihm sämmtlich verschlossen waren. Vielleicht entfallen mir späterhin in dieser Beziehung einige charakteristische Züge. Wir waren überhaupt von entgegengesetztem Wesen, und diese Verschiedenheit wurzelte am Ende vielleicht nicht bloß in unserer moralischen, sondern auch physischen Natur.

Es giebt im Grunde nur zwei Menschensorten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menschen, die immer dünner werden, und Solche, die aus schmächtigen Anfängen allmählich zur ründlichsten Korpulenz übergehen. Die Ersteren sind eben die gefährliche Sorte, die Cäsar so sehr fürchtete — „ich wollte, er wäre fetter," sagt er von Cassius. Brutus war von einer ganz anderen Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren und sich bei dieser Gelegenheit erstochen hätte, wäre er eben so dick geworden, wie der Schreiber dieser Blätter — „Und Brutus war ein braver Mann."

Da ich hier an Shakspeare erinnert werde, so ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Lesart zu erklären, die den Hamlet „fett" nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte dich dazu bestimmt, in glücklichster Wohlbeleibtheit deine Tage zu verschlendern, und

da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und du sollst sie wieder einrahmen! Armer dicker Dänenprinz! — — —

Die drei Tage, welche ich in Frankfurt in Börne's Gesellschaft zubrachte, verflossen in fast idyllischer Friedsamkeit. Er bestrebte sich angelegentlichst, mir zu gefallen. Er ließ die Raketen seines Witzes so heiter als möglich aufleuchten, und wie bei chinesischen Feuerwerken am Ende der Feuerwerker selbst unter sprühendem Flammengeprassel in die Luft steigt, so schlossen die humoristischen Reden des Mannes immer mit einem tollen Brillantfeuer, worin er sich selbst aufs keckste preisgab. Er war harmlos wie ein Kind. Bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Frankfurt lief er gemüthlich neben mir einher, mir an den Augen ablauschend, ob er mir vielleicht noch irgend eine Liebe erweisen könne. Er wusste, dass ich auf Veranlassung des alten Baron Cotta nach München reiste, um dort die Redaktion der politischen Annalen zu übernehmen und auch einigen projektierten literarischen Instituten meine Thätigkeit zu widmen. Es galt damals, für die liberale Presse jene Organe zu schaffen, die späterhin so heilsamen Einfluss üben könnten; es galt die Zukunft zu säen, eine Aussaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde

Augen hatten, so daſs der arme Säemann schon gleich nur Ärger und Schmähung einerntete. Männiglich bekannt sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane aristokratische Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte.

„Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren," waren die letzten Worte, welche mir Börne beim Abschied ins Ohr flüsterte. Als ich schon im Koupé des Postwagens saß, blickte er mir noch lange nach, wehmüthig, wie ein alter Seemann, der sich aufs feste Land zurückgezogen hat und sich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum ersten Male aufs Meer begiebt . . . Der Alte glaubte damals, dem tückischen Elemente auf ewig Valet gesagt zu haben und den Rest seiner Tage im sichern Hafen beschließen zu können. Armer Mann! Die Götter wollten ihm diese Ruhe nicht gönnen! Er musste bald wieder hinaus auf die hohe See, und dort begegneten sich unsere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wüthete, worin er zu Grunde ging. Wie Das heulte! wie Das krachte! Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem schwarzen Gewölk herabschossen, konnte ich genau sehen, wie Muth und Sorge auf dem Gesichte des Mannes schmerzlich wechselten! Er stand am Steuer seines Schiffes

und trotzte dem Ungeſtüm der Wellen, die ihn manchmal zu verſchlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich beſpritzten und durchnäſſten, was einen ſo kummervollen und zugleich komiſchen Anblick gewährte, daſs man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und ſein Herz ohne Hoffnung . . . Ich ſah, wie der Maſt brach, wie die Winde das Tauwerk zerriſſen . . . Ich ſah, wie er die Hand nach mir ausſtreckte . . .

Ich durfte ſie nicht erfaſſen, ich durfte die koſtbare Ladung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem ſicheren Verderben preisgeben . . . Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.

Zweites Buch.

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— — Ich selber bin dieses Guerilla-Krieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fesselos hingeben kann. Welche Ironie des Geschickes, daſs ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthlebens bette, daſs eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimniſse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die

Wunderwelt alter Märchen zu verſenken . . . ich muſſte politiſche Annalen herausgeben, Zeitintereſſen vortragen, revolutionäre Wünſche anzetteln, die Leidenſchaften aufſtacheln, den armen deutſchen Michel beſtändig an der Naſe zupfen, daſs er aus ſeinem geſunden Rieſenſchlaf erwache*) . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem ſchnarchenden Giganten nur ein ſanftes Nieſen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riſs ich auch heftig an ſeinem Kopfkiſſen, ſo rückte er es ſich doch wieder zurecht mit ſchlaftrunkener Hand . . . Einſt wollte ich aus Verzweiflung ſeine Nachtmütze in Brand ſtecken, aber ſie war ſo feucht von Gedankenſchweiß, daſs ſie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . . -

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutſche Nachtmütze anſchaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüſſte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutſchland iſt es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich ſchlafe; ſchon dieſe Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber

*) Der Schluſs des Abſatzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

in der That, wo ſoll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum ſteht dort eine öſtreichiſche Schildwache, und donnert dir ein ſchreckliches „Wer da!“ entgegen. Wie die Citronen, ſo ſind auch die Goldorangen jetzt ſehr ſauer*). Oder ſoll ich nach Norden? Etwa nach Nordoſten? Ach, die Eisbären ſind jetzt gefährlicher als je, ſeitdem ſie ſich civiliſieren und Glacéhandſchuhe tragen. Oder ſoll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Perſon leben möchte! Man ſollte Einem noch Geld dazu geben, um dort zu wohnen, und ſtatt Deſſen koſtet Einem der Aufenthalt in England doppelt ſo Viel, wie an anderen Orten. Nimmermehr nach dieſem ſchnöden Lande, wo die Maſchinen ſich wie Menſchen, und die Menſchen wie Maſchinen gebärden. Das ſchnurrt und ſchweigt ſo beängſtigend. Als ich dem hieſigen Gouverneur präſentiert wurde, und dieſer Stockengländer mehre Minuten, ohne ein Wort zu ſprechen, unbeweglich vor mir ſtand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu be-

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

trachten, um nachzuſehen, ob man etwa dort vergeſſen habe, die Maſchinen aufzuziehen*). Daſs die Inſel Helgoland unter brittiſcher Herrſchaft ſteht, iſt mir ſchon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albion's Söhne überall ausdünſten. In der That, aus jedem Engländer entwickelt ſich ein gewiſſes Gas, die tödliche Stickluft der Langeweile, und Dieſes habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Atmoſphäre ganz davon geſchwängert iſt, aber in ſüdlichen Ländern, wo der reiſende Britte iſoliert umherwandert, und, die graue Aureole der Langeweile, die ſein Haupt umgiebt, in der ſonnig blauen Luft recht ſchneidend ſichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile ſei ein Produkt des Ortes, und, um derſelben zu entfliehen, reiſen ſie durch alle Lande, langweilen ſich überall und kehren heim mit einem Diary of an ennuyé. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem ſeine Kameraden, als er ſchlafend auf der Pritſche lag, Unrath unter die Naſe rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche ſchlecht in der Wachtſtube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück,

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt stänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngst aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereisten den Kontinent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimat; an den französischen Table-d'hôten sähe man dicke Engländer, die Nichts als Vol-au-Vents, Crème, Süprèmes, Ragouts, Gelées und dergleichen luftige Speisen verschluckten, und zwar mit jenem kolossalen Appetite, der sich daheim an Roastbeefmassen und Yorkshirer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle französischen Gastwirthe zu Grunde gehen müssen. Ist etwa wirklich die Exploitation der Table-d'hôten der geheime Grund, weshalb die Engländer herumreisen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit sie überall die Merkwürdigkeiten und Gemäldegalerien ansehen, sind sie es vielleicht, die uns mystificieren, und ihre belächelte Neugier ist Nichts als ein pfiffiger Deckmantel für ihre gastronomischen Absichten.

Aber wie vortrefflich auch die französische Küche, in Frankreich selbst soll es jetzt schlecht aussehen, und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Jesuiten florieren dort und singen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe

abgeſchlagen . . . Was half's! ſie ſind dem Grabe wieder entſtiegen, und jetzt iſt ihr Regiment thörichter als früher; denn als man ſie aus dem Todtenreich ans Tageslicht heraufließ, haben Manche von ihnen in der Haſt den erſten, beſten Kopf aufgeſetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten ſich gar heilloſe Miſsgriffe; die Köpfe paſſen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin ſpukt. Da iſt Mancher, welcher wie die Vernunft ſelbſt auf der Tribüne ſich ausſpricht, ſo daſs wir den klugen Kopf bewundern, und doch läſſt er ſich gleich darauf von dem unverbeſſerlich verrückten Herzen zu den dümmſten Handlungen verleiten . . . Es iſt ein grauenhafter Widerſpruch zwiſchen den Gedanken und Gefühlen, den Grundſätzen und Leidenſchaften, den Reden und den Thaten dieſer Revenants!

Oder ſoll ich nach Amerika, nach dieſem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unſichtbaren Ketten mich noch ſchmerzlicher drücken würden, als zu Hauſe die ſichtbaren, und wo der widerwärtigſte aller Tyrannen, der Pöbel, ſeine rohe Herrſchaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieſes gottverfluchte Land denke, das ich einſt liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muſs ich es öffentlich loben und preiſen, aus Metierpflicht . . . Ihr lie-

den deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel ... mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sklaverei, die in den meisten nordamerikanischen Provinzen abgeschafft, empört mich nicht so sehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entferntesten Grade von einem Neger stammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, sondern nur in der Gesichtsbildung eine solche Abstammung verräth, muss die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christenthum und sind die eifrigsten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben sie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre schlechtesten Eigenschaften zurückließen. Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion, und das Geld ist ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbstsucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber gar dagegen ankämpfen, so harret seiner ein Märtyrthum, das alle europäischen Begriffe übersteigt. Ich glaube, es

war in Newyork, wo ein proteſtantiſcher Prediger über die Miſshandlung der farbigen Menſchen ſo empört war, daſs er, dem grauſamen Vorurtheil trotzend, ſeine eigene Tochter mit einem Neger verheirathete. Sobald dieſe wahrhaft chriſtliche That bekannt wurde, ſtürmte das Volk nach dem Hauſe des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demoliert, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und muſſte ſeine Wuth entgelten. She was flinshed, d. h. ſie ward ſplitternackt ausgekleidet, mit Theer beſtrichen, in den aufgeſchnittenen Federbetten herumgewälzt, in ſolcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geſchleift und verhöhnt . . .

O Freiheit, du biſt ein böſer Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— — Da geſtern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Inſel lag und mir faſt das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich geſtehe es dir, trotzdem, daſs ich ein heimlicher Hellene bin, hat

mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, sondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels ... Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, Alles ist in diesem Buche ... Es ist das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden sollten sich leicht trösten, daſs sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräthe und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben ... solcher Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Muhammed, welcher die Juden „das Volk des Buches“ nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und tiefsinnig bezeichnend ist. Ein Buch ist ihr Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie stark und bewundrungswürdig. Versenkt in der Lektüre dieses Buches, merkten sie wenig von den Veränderungen, die um sie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völ-

ker erhuben ſich und ſchwanden, Staaten blühten empor und erloſchen, Revolutionen ſtürmten über den Erdboden . . . ſie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten Nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes ſie „das Volk des Buches“ nannte, ſo hat ſie der Prophet des Abendlandes*) in ſeiner Philoſophie der Geſchichte als „das Volk des Geiſtes“ bezeichnet. Schon in ihren früheſten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abſtrakte, und ihre ganze Religion iſt Nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geiſt getrennt, und das Abſolute nur in der alleinigen Form des Geiſtes anerkannt wird. Welche ſchauerlich iſolierte Stellung muſſten ſie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die, dem freudigſten Naturdienſte ergeben, den Geiſt vielmehr in den Erſcheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entſetzliche Oppoſition bildeten ſie deſshalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Ägypten, gegen Phönicien, den

*) „der Prophet des Abendlandes, Hegel,“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

großen Freudetempel der Aſtarte, oder gar gegen die ſchöne Sünderin, das holde, ſüßduftige Babylon und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimat der Kunſt!

Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wie das Volk des Geiſtes ſich allmählich ganz von der Materie befreit, ſich ganz ſpiritualiſiert. Moſes gab dem Geiſte gleichſam materielle Bollwerke gegen den realen Andrang der Nachbarvölker; rings um das Feld, wo er Geiſt geſäet, pflanzte er das ſchroffe Ceremonialgeſetz und eine egoiſtiſche Nationalität als ſchützende Dornhecke. Als aber die heilige Geiſtpflanze ſo tiefe Wurzel geſchlagen und ſo himmelhoch emporgeſchoſſen, daſs ſie nicht mehr ausgereutet werden konnte, da kam Jeſus Chriſtus und riſs das Ceremonialgeſetz nieder, das fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er ſprach ſogar das Vernichtungsurtheil über die jüdiſche Nationalität . . .: Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserleſenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menſchheit das jüdiſche Bürgerrecht . . . Das war eine große Emancipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöſt wurde, wie die heutigen Emancipationsfragen in Sachſen und Hannover . . . Freilich, der Erlöſer, der ſeine Brüder vom Cere-

monialgesetz und der Nationalität befreite, und den Kosmopolitismus stiftete, ward ein Opfer seiner Humanität, und der Stadtmagistrat von Jerusalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verspottete ihn . . .

Aber nur der Leib ward verspottet und gekreuzigt, der Geist ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiste die Weltherrschaft erwarb, ward Sinnbild dieses Sieges, und die ganze Menschheit strebte seitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und übersinnlichem Aufgehen im absolutem Geiste . . .

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder gesunden von dem einseitigen Streben nach Vergeistigung, dem tollen Irrthume, wodurch sowohl Seele wie Körper erkrankten! Ein großes Heilmittel liegt in der politischen Bewegung und in der Kunst. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, sich allerlei gesunde Körperbewegung zu gestatten; Dieser, indem er uns wieder für griechische Kunst empfänglich machte und solide Werke schuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, festklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des absoluten Geistes *) . . .

*) „des Spiritualismus . . ." steht in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Helgoland, den 18. Julius.

Im alten Teſtamente habe ich das erſte Buch Moſis ganz durchgeleſen. Wie lange Karavanenzüge, zog die heilige Vorwelt durch meinen Geiſt. Die Kamele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken ſitzen die verſchleierten Roſen von Kanaan. Fromme Viehhirten, Ochſen und Kühe vor ſich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hie und da eine Palmengruppe zum Vorſchein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, ſtilles, hellſonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es ſich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich deine Herden weiden! Ich würde dir gerne ſieben Jahre dienen um Rahel, und noch andere ſieben Jahre für die Lea, die du mir in den Kauf giebſt! Ich höre, wie ſie blöcken, die Schafe Jakob's, und ich ſehe, wie er ihnen die geſchälten Stäbe vorhält, wenn ſie in der Brunſtzeit zur Tränke gehn. Die geſprenkelten gehören jetzt uns. Unterdeſſen kommt Ruben nach Hauſe und bringt ſeiner Mutter einen Strauß Judaim, die er auf dem Felde gepflückt. Rahel verlangt die Judaim, und Lea giebt ſie ihr mit der Bedingung, daſs Jakob dafür die nächſte Nacht bei ihr ſchlafe. Was ſind Judaim? Die Kommentatoren haben ſich

vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß ſich nicht beſſer zu helfen, als daſs er dieſe Blumen ebenfalls Judaim nennt. Es ſind vielleicht ſchwäbiſche Gelbveiglein. Die Liebesgeſchichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich ſehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht ſo ſentimentaliſch aufgefaſſt. Abſcheulich iſt es, daſs ſie den unglücklichen Sichem und alle ſeine Angehörigen mit grimmiger Hinterliſt erwürgten, obgleich der arme Liebhaber ſich anheiſchig machte, ihre Schweſter zu heirathen, ihnen Länder und Güter zu geben, ſich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbünden, obgleich er bereits in dieſer Abſicht ſich und ſein ganzes Volk beſchneiden ließ. Die beiden Burſchen hätten froh ſein ſollen, daſs ihre Schweſter eine ſo glänzende Partie machte, die angelobte Verſchwägerung war für ihren Stamm von höchſtem Nutzen, und dabei gewannen ſie außer der koſtbarſten Morgengabe auch eine gute Strecke Land, deſſen ſie eben ſehr bedurften . . . Man kann ſich nicht anſtändiger aufführen, wie dieſer verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe anticipiert hatte . . . Aber Das iſt es, er hatte ihre Schweſter geſchwächt, und für dieſes Vergehen giebt es bei jenen ehrſtolzen Brüdern keine andere Buße,

als den Tod ... und wenn der Vater sie ob ihrer blutigen That zu Rede stellt und die Vortheile erwähnt, die ihnen die Verschwägerung mit Sichem verschafft hätte, antworten sie: „Sollten wir etwa Handel treiben mit der Jungferschaft unsrer Schwester?“

Störrige, grausame Herzen, diese Brüder! Aber unter dem harten Stein duftet das zarteste Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieses Sittlichkeitsgefühl, wie es sich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, ist nicht Resultat einer positiven Religion oder einer politischen Gesetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder positive Religion, noch politisches Gesetz, beides entstand erst in späterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können, die Sittlichkeit ist unabhängig von Dogma und Legislation, sie ist ein reines Produkt des gesunden Menschengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünschte, wir besäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung Dessen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten sonst verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romanischen Völker sind in demselben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet wor-

den*). Aber wahre Sittlichkeit ist, wie von Dogma und Legislation, so auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere sind Erzeugnisse des Klimas, der Geschichte, und aus solchen Faktoren entstanden Legislation und Dogmatik. Es giebt daher eine indische, eine chinesische, eine christliche Sitte, aber es giebt nur eine einzige, nämlich eine menschliche Sittlichkeit. Diese lässt sich vielleicht nicht im Begriff erfassen, und das Gesetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, ist nur eine dialektische Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart sich in Handlungen, und nur in den Motiven derselben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die sittliche Bedeutung. Auf dem Titelblatt von Golowin's Reise nach Japan stehen als Motto die schönen Worte, welche der russische Reisende von einem vornehmen Japanesen vernommen: „Die Sitten der Völker sind verschieden, aber gute Handlungen werden überall als solche anerkannt werden."

So lange ich denke, habe ich über diesen Gegenstand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem über die Natur des Guten und Bösen, das seit anderthalb Jahrtausend alle große Gemüther

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

in quälende Bewegung geſetzt, hat ſich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht — —

Aus dem alten Teſtament ſpringe ich manchmal ins neue, und auch hier überſchauert mich die Allmacht des großen Buches. Welchen heiligen Boden betritt hier dein Fuß! Bei dieſer Lektüre ſollte man die Schuhe ausziehen, wie in der Nähe von Heiligthümern.

Die merkwürdigſten Worte des neuen Teſtaments ſind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Kap. XVI, Vers 12 u. 13. „Ich habe euch noch Viel zu ſagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber Jener, der Geiſt der Wahrheit, kommen wird, Der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ſich ſelbſt reden, ſondern, was er hören wird, Das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkündigen.“ Das letzte Wort iſt alſo nicht geſagt worden, und hier iſt vielleicht der Ring, woran ſich eine neue Offenbarung knüpfen läſſt. Sie beginnt mit der Erlöſung vom Worte, macht dem Märtyrthum ein Ende, und ſtiftet das Reich der ewigen Freude: das Millenium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichſte Erfüllung.

Eine gewiſſe myſtiſche Doppelſinnigkeit iſt vorherrſchend im neuen Teſtamente. Eine kluge Abſchweifung, nicht ein Syſtem ſind die Worte: „Gieb Cäſarn, was des Cäſar's, und Gott, was Gottes iſt.“ So auch, wenn man Chriſtum frägt: „Biſt du König der Juden?“ iſt die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn ſei. Muhammed zeigt ſich weit offener, beſtimmter. Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging, nämlich, ob er Gottes Sohn ſei, antwortete er: „Gott hat keine Kinder.“

Welch ein großes Drama iſt die Paſſion! Und wie tief iſt es motiviert durch die Prophezeiungen des alten Teſtamentes! Sie konnte nicht umgangen werden, ſie war das rothe Siegel der Beglaubnis, testamentum. Gleich den Wundern, ſo hat auch die Paſſion als Annonce gedient . . . Wenn jetzt ein Heiland aufſteht, braucht er ſich nicht mehr kreuzigen zu laſſen, um ſeine Lehre eindrücklich zu veröffentlichen . . . er läſſt ſie ruhig drucken, und annonciert das Büchlein in der Allgemeinen Zeitung*) mit ſechs Kreuzern die Zeile Inſerationsgebühr.

*) „in den Zeitungen“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Welche süße Gestalt, dieser Gottmensch! Wie borniert erscheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Testaments! Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter, sorgt er für die Zukunft dieses Volks. Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen seiner Liebe. Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß! . . . Die weißen marmornen Griechengötter wurden bespritzt von diesem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr genesen! Die meisten freilich trugen schon längst in sich das verzehrende Siechthum, und nur der Schreck beschleunigte ihren Tod. Zuerst starb Pan. Kennst du die Sage, wie Plutarch sie erzählt? Diese Schiffersage des Alterthums ist höchst merkwürdig*). — Sie lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inseln Parä, welche an der Küste von Ätolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die sich darauf befanden, waren noch nicht schlafen ge-

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

gangen, und viele ſaßen nach dem Nachteſſen beim Trinken, als man auf einmal von der Küſte her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus (ſo hieß nämlich der Steuermann) ſo laut rief, daſs Alle in die größte Verwunderung geriethen. Beim erſten und zweiten Rufe ſchwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verſtärktem Tone dieſe Worte zu ihm ſagte: „Wenn du auf die Höhe von Palodes anlangſt, ſo verkündige, daſs der große Pan geſtorben iſt!“ Als er nun dieſe Höhe erreichte, vollzog Thamus den Auftrag, und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan iſt todt!“ Auf dieſen Ruf erfolgten von dorther die ſonderbarſten Klagetöne, ein Gemiſch von Seufzen und Geſchrei der Verwunderung, und wie von Vielen zugleich erhoben. Die Augenzeugen erzählten dies Ereignis in Rom, wo man die wunderlichſten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher unterſuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit. —

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im alten Teſtamente geleſen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch, als der Inhalt, iſt für mich dieſe Darſtellung, wo das Wort gleichſam ein Naturprodukt iſt, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Menſch ſelbſt. Das ſproſſt, Das fließt, Das funkelt, Das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet Alles ganz natürlich. Das iſt wirklich das Wort Gottes, ſtatt daſs andere Bücher nur von Menſchenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, iſt die Darſtellung ein Produkt der Kunſt, und wenn auch der Stoff immer, eben ſo wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen iſt, ſo geſtaltet er ſich doch zu einem poetiſchen Gebilde, gleichſam umgeſchmolzen im Tiegel des menſchlichen Geiſtes; er wird geläutert durch einen geiſtigen Proceſs, welchen wir die Kunſt nennen. In der Bibel erſcheint auch keine Spur von Kunſt; Das iſt der Stil eines Notizenbuchs, worin der abſolute Geiſt, gleichſam ohne alle individuelle menſchliche Beihilfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derſelben thatſächlichen Treue, womit wir unſere Waſchzettel ſchreiben. Über dieſen Stil läſſt ſich gar kein Urtheil ausſprechen,

man kann nur ſeine Wirkung auf unſer Gemüth konſtatieren, und nicht wenig muſſten die griechiſchen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als ſie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunſtbegriffen definieren ſollten. Longinus ſpricht von Erhabenheit. Neuere Äſthetiker ſprechen von Naivetät. Ach! wie geſagt, hier fehlen alle Maßſtäbe der Beurtheilung . . . die Bibel iſt das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftſteller finde ich Etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das iſt Shakſpeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener ſchauerlichen Nacktheit hervor, die uns erſchreckt und erſchüttert; in den Shakſpeare'ſchen Werken ſehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunſtgewand. Aber Das geſchieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunſt, vielleicht ſeine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur ſein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um ſo eiferſüchtiger ſeine Herrſchaft in der plaſtiſchen Geſtaltung und in der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakſpeare iſt zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunſt, haben ſich in ihm verſöhnungsvoll durchdrungen und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Ist vielleicht solche harmonische Vermischung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäischen Civilisation? Wir sind noch sehr weit entfernt von einem solchen Resultate. Der Grieche Goethe, und mit ihm die ganze poetische Partei, hat in jüngster Zeit seine Antipathie gegen Jerusalem fast leidenschaftlich ausgesprochen. Die Gegenpartei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, sondern nur einige Schreihälse, wie z. B. der Jude Pustkuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengstenberg, Diese erheben ihr pharisäisches Zeter um so krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Justizrath aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietisten, da er immer, wenn er mir seinen Besuch abstattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deßhalb gern ein bißchen prickeln, und ein kaustisch ostpreußisches Lächeln beflimmert sein mageres hagestolzes Gesicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir sprechen kann. Wir disputierten gestern über die Dreieinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; Das ist ja der Weltschöpfer, und jedes Ding muß seine Ursache haben. Es haperte schon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den sich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende mit fast ironischer Gutmüthigkeit annahm.

Jedoch die dritte Perſon der Dreieinigkeit, der heilige Geiſt, fand den unbedingteſten Widerſpruch. Was der heilige Geiſt iſt, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auflachend rief er: „Mit dem heiligen Geiſt hat es wohl am Ende dieſelbe Bewandtnis, wie mit dem dritten Pferde, wenn man Extrapoſt reiſt; man muſs immer dafür bezahlen und bekömmt es doch nie zu ſehen, dieſes dritte Pferd.“

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, iſt weder Pietiſt noch Rationaliſt, ſondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käſe, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung ſetzen, er iſt das Bild der nüchternſten Ruhe, und ſogar wenn er ſich mit meiner Wirthin über ſein Lieblingsthema, das Einſalzen der Fiſche, unterhält, erhebt ſich ſeine Stimme nicht aus der platteſten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muſs ich manchmal dergleichen Geſpräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreieinigkeit ſprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfiſch von einander unterſcheidet; es ſei im Grunde Ein- und Daſſelbe, und man bezeichne damit nur drei verſchiedene Einſalzungsgrade.

Mein Hauswirth ist ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Insel wegen seiner Unerschrockenheit in Sturm und Noth, dabei gutmüthig und sanft wie ein Kind. Er ist eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und mit lustigem Ernste erzählte er mir von einem Phänomen, welches er gestern am 28. Juli auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig. Mein Hauswirth behauptet nämlich, die ganze See roch nach frischgebackenem Kuchen, und zwar sei ihm der warme, delikate Kuchenduft so verführerisch in die Nase gestiegen, dass ihm ordentlich weh ums Herz ward. Siehst du, Das ist ein Seitenstück zu dem neckenden Luftbild, das dem lechzenden Wanderer in der arabischen Sandwüste eine klare, erquickende Wasserfläche vorspiegelt. Eine gebackene Fata Morgana.

Helgoland, den 1. August.

— — Du hast keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein einziges Buch, das sich mit den Tagesinteressen beschäftigt, hieher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek besteht aus Paul Warnefried's Geschichte der

Longobarden, der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken über Hexenweſen. Über Letzteres möchte ich gern ein intereſſantes Büchlein ſchreiben. Zu dieſem Behufe beſchäftigte ich mich jüngſt mit Nachforſchung über die letzten Spuren des Heidenthums in der getauften modernen Zeit. Es iſt höchſt merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen ſich die ſchönen Weſen der griechiſchen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten ſie ſich ja bei uns bis auf heutigen Tag, bei uns, den Dichtern. Letztere haben ſeit dem Sieg der chriſtlichen Kirche immer eine ſtille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Bilderdienſtes, der jauchzende Götterglaube ſich fortpflanzte von Geſchlecht auf Geſchlecht, durch die Tradition der heiligen Geſänge . . . Aber, ach! die ecclesia pressa, die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der ſchwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefacht. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechſeln ab in meinem Geiſte, und mir wird ſehr ungewiſs zu Muthe.

— — Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgeſöhnt (du weißt, wir waren en délicatesse), und wir ſitzen wieder des Abends beiſammen und

halten geheime Zwiegespräche. Ja, ich will die Politik und die Philosophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunst hingeben. Ist doch all dieses Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, so wird doch dieses wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt nicht im starren Stillstand, aber im erfolglosesten Kreislauf. Einst, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, dass, wenn auch im Befreiungskampfe der Menschheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht, dennoch die große Sache am Ende siege . . . Und ich erquickte mich an jenen schönen Versen Byron's:

„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeschwommen, und eine nach der andern zerbrechen sie und zerstieben sie auf dem Strande, aber das Meer selber schreitet vorwärts — —"

Ach! wenn man dieser Naturerscheinung länger zuschaut, so bemerkt man, dass das vorwärtsgeschrittene Meer nach einem gewissen Zeitlauf sich wieder in sein voriges Bett zurückzieht, später aufs Neue daraus hervortritt, mit derselben Heftigkeit das verlassene Terrain wieder zu gewinnen sucht, endlich kleinmüthig wie vorher die Flucht ergreift, und, dieses Spiel beständig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt . . . Auch die Menschheit

bewegt sich nach den Gesetzen von Ebbe und Fluth, und vielleicht auch auf die Geisterwelt übt der Mond seine siderischen Einflüsse. — —

Es ist heute junges Licht, und trotz aller wehmüthigen Zweifelsucht, womit sich meine Seele hin und her quält, beschleichen mich wunderliche Ahnungen . . . Es geschieht jetzt etwas Außerordentliches in der Welt . . . Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche sahen vorige Nacht so traurig aus, so betrübt . . .

Ich wandelte einsam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrschte feierliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothischen Kirche. Wie unzählige Lampen, hingen darin die Sterne; aber sie brannten düster und zitternd. Wie eine Wasserorgel, rauschten die Meereswellen; stürmische Choräle, schmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphierend. Über mir ein luftiger Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche aussahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Procession . . . Es sah fast aus, als ob sie einer Leiche folgten . . . Wer wird begraben? Wer ist gestorben? sprach ich zu mir selber. Ist der große Pan todt?

Helgoland, den 6. August.

Während sein Heer mit den Longobarden kämpfte, saß der König der Heruler ruhig in seinem Zelte und spielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode Denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume sitzend, dem Kampfe zuschaute, rief immer: „Wir siegen! wir siegen!“ — bis er endlich laut aufseufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daſs die Schlacht verloren, aber zu spät! Denn die Longobarden drangen zu gleicher Zeit in sein Zelt und erstachen ihn . . .

Eben diese Geschichte las ich in Paul Warnefried, als das dicke Zeitungspacket mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluſs hatte die gute Nachricht unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Krystallpalläſten haben die schönen Wasserfrauen, die von jeher allem Heldenthum hold,

gleich einen Thé-dansant gegeben, zur Feier der großen Begebenheiten, und deshalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnsinnig im Hause herum, und küsste zuerst die dicke Wirthin, und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußischen Justizkommissarius, um dessen Lippen freilich das frostige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verschwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz . . . Aber dieses indifferente Fettgesicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär' ihm die Juliussonne in Person um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen gerathen sein. Diese Nüchternheit inmitten einer allgemeinen Begeisterung ist empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem sie ihnen als warnendes Beispiel einen berauschten Heloten zeigten, so sollten wir in unseren Erziehungsanstalten einen Holländer füttern, dessen sympathieloſe, gehäbige Fischnatur den Kindern einen Abscheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrlich, diese holländische Nüchternheit ist ein weit fataleres Laster, als die Besoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynheer prügeln . . .

Aber nein, keine Excesse! Die Pariser haben uns ein so brillantes Beispiel von Schonung ge-

geben. Wahrlich, ihr verdient es, frei zu ſein, ihr Franzoſen, denn ihr tragt die Freiheit im Herzen. Dadurch unterſcheidet ihr euch von euren armen Vätern, welche ſich aus jahrtauſendlicher Knechtſchaft erhoben, und bei allen ihren Heldenthaten auch jene wahnſinnige Greuel ausübten, worüber der Genius der Menſchheit ſein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volks ſind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle gerechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband ſelbſt die Wunden ſeiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an ſeine Tagesbeſchäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben!

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!“

Du ſiehſt wie berauſcht ich bin, wie außer mir, wie allgemein . . . ich citiere Schiller's banalſten Vers *).

*) „ich citiere Schiller's Glocke.“ hieß es in der früheren deutſchen Ausgabe. Auch waren die Verſe unrichtig mitgetheilt:

„Den Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Den freien Mann, den fürchte nicht!“

Heine hat Beides in der franzöſiſchen Ausgabe berichtigt.

Der Herausgeber.

Und den alten Knaben, dessen unverbesserliche Thorheit so viel Bürgerblut gekostet, haben die Pariser mit rührender Schonung behandelt. Er saß wirklich beim Schachspiel, wie der König der Heruler, als die Sieger in sein Zelt stürzten. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er behielt ein offnes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Diese riefen immer: „Wir siegen! wir siegen!“ Unbegreiflich war diese Zuversicht des königlichen Thoren . . . Verwundert blickte er auf, als das „Journal des Debats,“ wie einst der Wächter während der Longobardenschlacht, plötzlich ausrief: „Malheureux roi! malheureuse France!“

Mit ihm, mit Karl X., hat endlich das Reich Karl's des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus sich endigte mit Romulus Augustulus. Wie einst ein neues Rom, so beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es ist mir Alles noch wie ein Traum; besonders der Name Lafayette klingt mir wie eine Sage aus der früheſten Kindheit. Sitzt er wirklich jetzt wieder zu Pferde, kommandierend die Nationalgarde? Ich fürchte fast, es sei nicht wahr, denn es ist gedruckt. Ich will selbst nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen . . .

Es muſs prächtig aussehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die silbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter . . . Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einst mit ihm kämpften für Freiheit und Gleichheit . . . Es sind jetzt sechzig Jahr', daſs er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menschheitsrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Blitz . . . Dabei weht wieder auf den Thürmen von Paris die dreifarbige Fahne, und es klingt die Marseillaise!

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken . . . Die Wolken aber im raschen Fluge entwurzeln diese Riesenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen, und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach frischgebackenen Kuchen. Das ist ein beständiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den smaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es

und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?“ Nein, ihr bleibt unten im Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu euch hinabſteigt . . . „Wie heißt er?“ Ihr kennt ihn gut, ihn, der euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht . . .

Pan iſt todt!

Helgoland, den 10. Auguſt.

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . .

Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich ſoll, was ich muſs . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied ſinge . . . Worte

gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Palläste verbrennen und die Hütten erleuchten ... Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste ... Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!

Vielleicht auch ganz toll ... Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Gehirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer. Aber es geht den Anderen nicht viel besser. Auch die übrigen Badegäste traf der Pariser Sonnenstich, zumal die Berliner, die dieses Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Insel zur andern kreuzen, so daſs man sagen konnte, die ganze Nordsee sei überschwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgolander jubeln vor Freude, obgleich sie die Ereignisse nur instinktmäßig begreifen. Der Fischer, welcher mich gestern nach der kleinen Sandinsel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben gesiegt! Ja, mit seinem Instinkt begreift das Volk die Ereignisse vielleicht besser, als wir mit allen unseren Hilfskenntnissen. So erzählte mir einst Frau von Varn-

hagen*), als man den Ausgang der Schlacht bei Leipzig noch nicht wusste, sei plötzlich die Magd ins Zimmer gestürzt mit dem Angstschrei: „Der Adel hat gewonnen.“

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen Nichts, wenn sie nicht auch das Erbrecht besiegen!“ Diese Worte sprach der ostpreußische Justizrath in einem Tone, der mir sehr auffiel. Ich weiß nicht, warum diese Worte, die ich nicht begreife, mir so beängstigend im Gedächtnis bleiben. Was will er damit sagen, der trockene Kauz?

Diesen Morgen ist wieder ein Packet Zeitungen angekommen. Ich verschlinge sie wie Manna. Ein Kind, wie ich bin, beschäftigen mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr, als das bedeutungsvolle Ganze. O, könnte ich nur den Hund Medor sehen! Dieser interessiert mich weit mehr, als die Anderen, die dem Philipp von Orleans mit schnellen Sprüngen die Krone apportiert haben. Der Hund Medor apportierte seinem Herrn Flinte und Patrontasche, und als sein Herr fiel und sammt seinen Mithelden auf dem Hofe des Louvre be-

*) „Herr von Varnhagen“ steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

graben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue, regungslos auf dem Grabe sitzen*), Tag und Nacht, von den Speisen, die man ihm bot, nur wenig genießend, den größten Theil derselben in die Erde verscharrend, vielleicht als Atzung für seinen begrabenen Herrn!

Ich kann gar nicht mehr schlafen, und durch den überreizten Geist jagen die bizarrsten Nachtgesichter. Wachende Träume, die über einander hinstolpern, so daſs die Gestalten sich abenteuerlich vermischen, und, wie im chinesischen Schattenspiel, sich jetzt zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantisch verlängern; zum Verrücktwerden. In diesem Zustande ist mir manchmal zu Sinne, als ob meine eignen Glieder ebenfalls sich kolossal ausdehnten und daſs ich, wie mit ungeheuer langen Beinen, von Deutschland nach Frankreich und wieder zurückliefe. Ja, ich erinnere mich, vorige Nacht lief ich solchermaßen durch alle deutsche Länder und Ländchen, und klopfte an den Thüren meiner Freunde, und störte die Leute aus dem Schlafe . . . Sie glotzten mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, so daſs ich selbst erschrak und nicht gleich wusste, was ich

*) Der Schluſs des Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

eigentlich wollte und warum ich sie weckte! Manche dicke Philister, die allzu widerwärtig schnarchten, stieß ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähnend frugen sie: „Wie viel Uhr ist es denn?“ In Paris, liebe Freunde, hat der Hahn gekräht; Das ist Alles, was ich weiß. — Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gothischer Dome, die auf der Flucht zu sein schienen und ängstlich wackelten. Ich selber, des vielen Umherlaufens satt, ich gab mich endlich ans Fliegen, und so flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie Andere träumen, sondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil sie nicht wissen, worauf sie fallen können. Schweben dort oben auf und ab in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor stand offen. Lange, hohe, weithallende Säle mit altmodischen Vergoldungen, ganz leer, nur dass hie und da auf einem sammtnen Armsessel ein alter gepuderter Bedienter saß, in verblichen rother Livrée und gelinde schlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben, an andern Orten waren die Thüren fest verschlossen und obendrein mit großen runden Amtssiegeln dreifach versiegelt, wie in Häusern, wo ein Bankrott oder ein Todesfall einge-

treten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann saß, der unter hohen Papierstößen kramte. War schwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geschäftsgesicht, und frug mich mit gedämpfter Stimme, was ich wolle? In meiner Naivetät hielt ich ihn für den lieben Herrgott, und ich sprach zu ihm ganz zutrauungsvoll: „Ach, lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich . . . ach, lehren Sie mich auch donnern!“ „Sprechen Sie nicht so laut,“ entgegnete mir heftig der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter seinen Papieren. „Das ist der Herr Registrator,“ flüsterte mir einer von den rothen Bedienten, der von seinem Schlafsessel sich erhob und sich gähnend die Augen rieb . . .

Pan ist todt!

Cuxhafen, den 19. August.

Unangenehme Überfahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; so dass ich, wie immer in solchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andre Personen, lohnt

meine Liebe mit Ungemach und Quälnissen. Anfangs geht es gut, da lass' ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmählich schwindelt es mir im Kopfe, und allerlei fabelhafte Gesichte umschwirren mich. Aus den dunkeln Meerstrudeln steigen die alten Dämonen hervor, in scheußlicher Nacktheit bis an die Hüften, und sie heulen schlechte unverständliche Verse, und spritzen mir den weißen Wellenschaum ins Antlitz. Zu noch weit fataleren Fratzenbildern gestalten sich droben die Wolken, die so tief herabhängen, dass sie fast mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fistelstimmchen die unheimlichsten Narretheien ins Ohr pfeifen. Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu sein, gewährt sie dennoch die entsetzlichsten Missempfindungen, unleidlich bis zum Wahnsinn. Am Ende, im fieberhaften Katzenjammer, bildete ich mir ein*), ich hätte die Bibel verschluckt, das alte mitsammt dem neuen Testamente, und siehe da, die heiligen Gestalten begannen in mir zu rumoren und zu gestikulieren, dass sich mir Alles im Bauche herumdrehte. Der

*) „ich sei ein Walfisch, und ich trüge im Bauche den Propheten Jonas. Der Prophet Jonas aber rumorte und wüthete in meinem Bauche und schrie beständig:" lautet der Schluss des Absatzes in der früheren deutschen Ausgabe.
Der Herausgeber.

König David ſpielte die Harfe, aber ach, die Saiten des Inſtrumentes waren meine eignen Gedärme! Die ganze Menagerie der Apokalypſe brüllte in mir, und dazwiſchen ſangen die Propheten, die vier großen in tiefem Tenor, die zwölf kleinen im Fiſtelbaſs. Das grunzte und ruchzte verworren, aber den ganzen Chorus übertäubte die Stimme des Propheten Jonas, welcher beſtändig ſchrie:

„O Ninive! O Ninive! du wirſt untergehen! In deinen Palläſten werden Bettler ſich lauſen, und in deinen Tempeln werden die babyloniſchen Küraſſiere ihre Stuten füttern. Aber euch, ihr Prieſter Baal's, euch wird man bei den Ohren faſſen, und eure Ohren feſtnageln an die Pforte der Tempel! Ja, an die Thüren eurer Läden wird man euch mit den Ohren annageln, ihr Leibbäcker Gottes! Denn ihr habt falſches Gewicht gegeben, ihr habt leichte betrügeriſche Brote dem Volke verkauft! O, ihr geſchorenen Schlauköpfe! wenn das Volk hungerte, reichtet ihr ihm eine dünne homöopathiſche Scheinſpeiſe, und wenn es dürſtete, tranket ihr, ſtatt ſeiner; höchſtens den Königen reichtet ihr den vollen Kelch. Ihr aber, ihr aſſyriſchen Spießbürger und Grobiane, ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruthen, und auch Fußtritte werdet ihr bekommen und Ohrfeigen, und ich kann es euch voraus-

ſagen mit Beſtimmtheit, denn erſtens werde ich alles Mögliche thun, damit ihr ſie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai . . . O Ninive! O Ninive! du wirſt untergehn!"

So ungefähr predigte mein Bauchredner*), und er ſchien dabei ſo ſtark zu geſtikulieren und ſich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daſs ſich mir Alles kullernd im Leibe herumdrehte . . . bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausſpuckte.

Als ich ſolcherweiſe plötzlich erleichtert ward, vernahm ich neben mir die Stimme des preußiſchen Juſtizraths, der zu mir ſprach: „Wohl bekomm's! Gut, daſs Sie endlich die tolle Lektüre wieder los ſind, die Sie auf Helgoland mit dem großen Hummer verſchlangen . . . Wir ſind jetzt gleich im Hafen, und eine Taſſe Thee wird uns bald wieder herſtellen." Ich befolgte ſeinen Rath und genas endlich ganz und gar**), als ich landete und im

*) „als ich plötzlich erleichtert ward, und neben mir die Stimme des preußiſchen Juſtizraths vernahm." lautet der Schluſs dieſes Satzes in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

**) „Solcherweiſe ward ich erleichtert und genas endlich ganz und gar," lautet der Anfang dieſes Abſatzes in der früheren deutſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Gasthofe zu Cuxhafen eine gute Tasse Thee bekam.

Hier wimmelt's von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffskapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, spazieren hier hin und her auf den hohen Dämmen, oder sie liegen in den Kneipen und trinken sehr starken Grog und jubeln über die drei Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzosen ihr wohlverdientes Vivat, und der sonst so wortkarge Britte preist sie eben so redselig, wie jener geschwätzige Portugiese, der es bedauerte, dass er seine Ladung Orangen nicht direkt nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfrischen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzosenhass am tiefsten wurzelte, herrscht jetzt Nichts als Enthusiasmus für Frankreich ... Alles ist vergessen, Davoust, die beraubte Bank, die füsilierten Bürger, die altdeutschen Röcke, die schlechten Befreiungsverse, Vater Blücher, „Heil dir im Siegerkranz," Alles ist vergessen ... In Hamburg*) flattert die Trikolore, überall erklingt dort

*) Statt „Heil dir im Siegerkranz," steht in der französischen Ausgabe: „alle Dummheiten von 1814." Statt „In Hamburg" steht: „Überall." Der Herausgeber.

die Marseillaise, sogar die Damen erscheinen im Theater mit dreifarbigen Bandschleifen auf der Brust*), und sie lächeln mit ihren blauen Augen, rothen Mündlein und weißen Näschen ... Sogar die reichen Bankiers, welche in Folge der revolutionären Bewegung an ihren Staatspapieren sehr viel Geld verlieren, theilen großmüthig die allgemeine Freude, und jedesmal, wenn ihnen der Makler meldet, dass die Kourse noch tiefer gefallen, schauen sie desto vergnügter und antworten: „Es ist schon gut, es thut Nichts, es thut Nichts!“ —

Ja, überall, in allen Landen, werden die Menschen die Bedeutung dieser drei Julitage sehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Interessen erkennen und feiern. Die große That der Franzosen spricht so deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchsten und den niedrigsten, und in den Steppen der Baschkiren werden die Gemüther eben so tief erschüttert werden, wie auf den Höhen Andalusiens ... Ich sehe schon, wie dem Neapolitaner der Makkaroni und dem Irländer seine Kartoffel im Munde stecken bleibt, wenn die Nachricht bei ihnen anlangt ... Pultschinell

*) Der Schluss dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

iſt kapabel, zum Schwert zu greifen, und Paddy wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht.

Und Deutſchland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unſeren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur ſo viel Tiefſinn, ſo viel Kraft, ſo viel Muth ertheilt hat, endlich unſere Gottesgaben benutzen und das Wort des großen Meiſters, die Lehre von den Rechten der Menſchheit, begreifen, proklamieren und in Erfüllung bringen?

Es ſind jetzt ſechs Jahre, daſs ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf der Wartburg ankam und die Zelle beſuchte, wo Doktor Luther gehauſt. Ein braver Mann, auf den ich keinen Tadel kommen laſſe; er vollbrachte ein Rieſenwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hand küſſen für Das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm ſchmollen, daſs er unſere Freunde allzu unhöflich anließ, als ſie in der Exegeſe des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er ſelber, als ſie auch die irdiſche Gleichheit der Menſchen in Vorſchlag brachten ... Ein ſolcher Vorſchlag war freilich damals noch unzeitgemäß, und Meiſter Hemling, der dir dein Haupt abſchlug, armer Thomas

Münzer, er war in gewiſſer Hinſicht wohl berechtigt zu ſolchem Verfahren; denn er hatte das Schwert in Händen, und ſein Arm war ſtark!

Auf der Wartburg beſuchte ich auch die Rüſtkammer, wo die alten Harniſche hängen, die alten Pickelhauben, Tartſchen, Hellebarden, Flamberge, die eiſerne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachſinnend im Saale herum mit einem Univerſitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, deſſen Vater damals einer der mächtigſten Viertelfürſten in unſerer Heimat war und das ganze zitternde Ländchen beherrſchte. Auch ſeine Vorfahren ſind mächtige Barone geweſen, und der junge Mann ſchwelgte in heraldiſchen Erinnerungen bei Anblick der Rüſtungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter ſeiner Sippſchaft angehört hatten. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier verſuchte, ob er es wohl handhaben könnte, geſtand er, daſs es ihm doch etwas zu ſchwer ſei, und er ließ entmuthigt den Arm ſinken. Als ich Dieſes ſah, als ich ſah, wie der Arm des Enkels zu ſchwach für das Schwert ſeiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutſchland könnte frei ſein.

(Neun Jahre ſpäter*).

[Überall herrſchte eine dumpfe Ruhe. Die Sonne warf elegiſche Strahlen auf den breiten Rücken der deutſchen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unſeren frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einſamen Felſen ſaß ein Sturmvogel; aber er ließ ſchläfrig ſein Gefieder hängen und ſchien ſelbſt zu glauben, daſs er ſich getäuſcht habe, und daſs ſo bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und faſt muthlos geworden, er, welcher kurz vorher ſo mächtig und geräuſchvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutſchland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Weſten ein Blitz über den Himmel, ein Donnerſchlag folgte und ein ſchreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erſchienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen Kataſtrophe, von den drei Tagen zu Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erſcholl. Man glaubte ſchon in der Ferne die Trompete des jüngſten Gerichts zu vernehmen.

---

*) Die beiden eingeklammerten Stellen ſind der (1855 geſchriebenen) Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Helgolander Briefe entnommen.

Der Herausgeber.

Alles ſchien das Hereinbrechen jenes Weltunterganges zu weiſſagen, wovon die nordiſchen Skalden einſt mit Zittern und Zähnklappern geſungen; ja, man hätte glauben können, ſchon den rieſigen Fenriswolf ſeinen greulichen Rachen öffnen zu ſehn, um auf einmal den Mond zu verſchlingen, wie es die furchtbaren alliterierenden Verſe der Edda uns verkündigt. Er verſchlang ihn aber doch nicht, und der gute deutſche Mond leuchtet noch bis auf dieſe Stunde ſo ſtill und ſo zärtlich, wie in den Tagen Werther's und Lottens, empfindſamen Angedenkens.]

Zwiſchen meinem erſten und meinem zweiten Begegnis mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevolution, welche unſere Zeit gleichſam in zwei Hälften auseinander ſprengte. Die vorſtehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die große Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkſchrift ſollen ſie als vermittelnde Brücke dienen, zwiſchen dem erſten und dritten Buche. Der Übergang wäre ſonſt zu ſchroff*). [Außerdem

*) Statt obiger drei Sätze, finden ſich in der franzöſiſchen Ausgabe zu Anfang dieſes Abſatzes die Zeilen: „Die nachſtehenden Blätter wurden einige Tage vor und einige Tage nach der Juliusrevolution geſchrieben. Ich ſchalte ſie hier ein als ein geeignetes Dokument, das von der

mögen sie als ein geeignetes Dokument von der Stimmung zeugen, welche bei dem Eintreffen jenes Ereignisses in Deutschland herrschte, wo die trübseligste Entmuthigung und Niedergeschlagenheit sofort in das enthusiastischste Vertrauen auf die Zukunft überging. Alle Bäume der Hoffnung begannen wieder zu grünen, und selbst die verkrüppeltsten Stämme, welche längst verdorrt waren, trieben neues Laub. Seit Luther auf dem Reichstage zu Worms seine Thesen vor dem versammelten Reiche vertheidigte, hat keine Begebenheit mein deutsches Vaterland so tief aufgeregt, wie die Juliusrevolution. Diese Aufregung ward freilich später ein wenig gedämpft, aber sie erwachte wieder im Jahr 1840, und seitdem glomm das Feuer beständig unter der Asche fort, bis im Februar 1848 die Flammen der Revolution aufs Neue im allgemeinen Brande emporschlugen. Gegenwärtig sind die alten Löschmänner der heiligen Alliance mit ihrem alten staatsretterischen Apparat auf die Bühne zurückgekehrt, aber es zeigt sich gleichfalls schon zu dieser Stunde ihre Unzulänglichkeit. Was mag das Schicksal den Deutschen aufsparen? Ich prophezeie nicht gern, und ich

---

Stimmung Kunde geben mag, in welcher jenes Ereignis Deutschland antraf, wo die trübseligste Entmuthigung ꝛc."

Der Herausgeber.

halte es für nützlicher, von der Vergangenheit zu berichten, in welcher die Zukunft sich spiegelt*).]

*) Der Schluß der französischen Vorrede lautet von hier an, wie folgt: „Ich hoffe daher, daß die Mittheilung der nachstehenden Briefe sich von selbst rechtfertigen wird. Ich habe sie in ihrer ursprünglichen Gestalt abgedruckt, obschon manche kleine Unrichtigkeiten, die sich darin vorfinden, hin und wieder eine Naivetät verrathen, welche dem französischen Leser ein Lächeln auf Kosten des deutschen Neulings abdringen mag. Ich ließ dem General Lafayette sein wallendes Silberhaar, obschon ich einige Zeit nachher, als ich die Ehre hatte, Herrn de Lafayette in Paris zu begegnen, jene Silberlocken höchst prosaisch in eine braune Perücke verwandelt sah; aber der biedre General hatte darum nicht minder ein ehrwürdiges Aussehn, und trotz seiner modern spießbürgerlichen Kleidung erkannte man in ihm den großen Ritter ohne Furcht und Tadel, den Bayard der Freiheit. Gleich nach meiner Ankunft in Paris wollte ich auch die Bekanntschaft des Hundes Medor machen; allein dieser entsprach durchaus nicht meiner Erwartung. Ich sah nur ein häßliches Thier, in dessen Blick keine Spur von Begeisterung lag; es blinzelte darin sogar etwas Schielend-falsches, etwas Verschlagen-eigennütziges, ja, ich möchte sagen: etwas Industrielles. Ein junger Mann, ein Student, den ich dort traf, sagte mir, es sei gar nicht der rechte Medor, sondern ein intriganter Pudel, ein Hund aus späterer Zeit (un chien du lendomain), der sich füttern und pflegen lasse und den Ruhm des wahren Medor exploitiere, während dieser nach dem Tode seines Herrn bescheiden davongeschlichen, wie das Volk, das die Revolution gemacht. — „Der arme

Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieſer Briefe mitzutheilen, da in den nächſtfolgenden der zeitliche Freiheitsrauſch allzu ungeſtüm über alle Polizeiverordnungen hinaustaumelte, während ſpäterhin allzu ernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuſchte Herz in muthloſe, verzagende und

---

Medor," fügte der Student hinzu, „irrt jetzt vielleicht in Paris umher, hungernd und obdachlos, wie mancher andere Juliheld; denn das Sprichwort, welches beſagt, ein guter Hund finde nie einen guten Knochen, iſt hier in Frankreich von betrübſamer Wahrheit, — man unterhält hier in warmen Ställen und füttert mit dem beſten Fleiſch eine Meute von Bulldoggen, Jagdhunden und andern ariſtokratiſchen Vierfüßlern; auf ſeidenen Kiſſen, wohlgekämmt und parfümiert, und mit Zuckerbrot geſättigt, ſehen Sie den Wachtelhund oder das kleine Windſpiel ruhn, die jeden ehrlichen Menſchen anbellen, aber der Herrin des Hauſes zu ſchmeicheln wiſſen, und zuweilen ſelbſt eingeweiht ſind in menſchliche Laſter. Ach, ſolche ſchlechte, unmoraliſche Beſtien gedeihen in unſerer Geſellſchaft, während jeder tugendhafte Hund, jeder Wahrheits- und Naturköter (tout chien de la vérité et de la nature), der ſeinen Überzeugungen treu bleibt, elendiglich umkommt, und räudig, mit Ungeziefer bedeckt, auf einem Miſthaufen krepiert!" — So ſprach der Student, der mir wegen ſeiner hohen politiſchen Anſchauungsart ſehr gefiel. Es begann juſt zu regnen, und da er keinen Schirm hatte, nahm ich ihn unter den meinen während der Wegesſtrecke, die wir mit einander zurücklegten."

Der Herausgeber.

verzweifelnde Gedanken ſich verliert! Schon die erſten Tage meiner Ankunft in der Hauptſtadt der Revolution merkte ich, daſs die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte meiner Begeiſterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayette's, des Helden beider Welten, ſo majeſtätiſch flattern ſah, verwandelte ſich bei näherer Betrachtung in eine braune Perücke, die einen engen Schädel kläglich bedeckte. Und gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre beſuchte, und der, gelagert unter dreifarbigen Fahnen und Trophäen, ſich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, ſondern eine ganz gewöhnliche Beſtie, die ſich fremde Verdienſte anmaßte, wie bei den Franzoſen oft geſchieht, und, eben ſo wie viele Andre, exploitierte er den Ruhm der Juliusrevolution . . . Er ward gehätſchelt, gefördert, vielleicht zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben, während der wahre Medor einige Tage nach dem Siege beſcheiden davongeſchlichen war, wie das wahre Volk, das die Revolution gemacht . . .

Armes Volk! Armer Hund! sic.

Es iſt eine ſchon ältliche Geſchichte. Nicht für ſich, ſeit undenklicher Zeit, nicht für ſich hat das Volk geblutet und gelitten, ſondern für Andre. Im

Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoisie, die eben so Wenig taugt wie jene Noblesse, an deren Stelle sie trat mit demselben Egoismus . . . Das Volk hat Nichts gewonnen durch seinen Sieg, als Reue und größere Noth. Aber seid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für sich selber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, echte Medor geehrt und gefüttert werden . . . Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd . . .

Doch still, mein Herz, du verräthst dich zu sehr . . .

Drittes Buch.

— — — Es war im Herbst 1831, ein Jahr nach der Juliusrevolution, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wieder sah. Ich besuchte ihn im Gasthof Hôtel de Castille, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach. Das bischen Fleisch, das ich früher an seinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verschwunden, vielleicht geschmolzen von den Strahlen der Juliussonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus seinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er saß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntseidenen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und wenn er manchmal argwöhnisch sein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Muthe. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem

weiten Ärmel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundschaftlichen Händedruck ausstreckte. In seiner Stimme zitterte eine gewisse Kränklichkeit, und auf seinen Wangen grinsten schon die schwindsüchtig rothen Streiflichter. Das schneidende Mißtrauen, das in allen seinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher schon litt, die aber seitdem immer zunahm und nicht wenig dazu beitrug, mir seine Konversation zu verleiden.

„Willkommen in Paris!“ — rief er mir entgegen. — „Das ist brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am besten meinen, werden Alle bald hier sein. Hier ist der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen. Sämmtliche Fürsten müssen in ihren eigenen Ländern beschäftigt werden, damit sie nicht in Gemeinschaft die Freiheit in Deutschland unterdrücken. Ach Gott! Ach Deutschland! Es wird bald sehr betrübt bei uns aussehen und sehr blutig. Revolutionen sind eine schreckliche Sache, aber sie sind nothwendig, wie Amputationen, wenn irgend ein Glied in Fäulnis gerathen. Da muss man schnell zuschneiden, und ohne ängstliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus

Schrecken, beim Anblick des vielen Blutes, die Operation nur zur Hälfte verrichtet. Der handelt grausamer, als der schlimmste Wütherich. Hol' der Henker alle weichherzigen Chirurgen und ihre Halbheit! Marat hatte ganz Recht — il faut faire saigner le genre humain, und hätte man ihm die 300.000 Köpfe bewilligt, die er verlangte, so wären Millionen der besseren Menschen nicht zu Grunde gegangen, und die Welt wäre auf immer von dem alten Übel geheilt!"

„Die Republik," — ich lasse den Mann ausreden, mit Übergehung mancher schnörkelhaften Absprünge, — „die Republik muss durchgesetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Henker hole die sogenannten konstitutionellen Verfassungen, wovon unsere deutschen Kammerschwätzer alles Heil erwarten. Konstitutionen verhalten sich zur Freiheit, wie positive Religionen zur Naturreligion; sie werden durch ihr stabiles Element eben so viel Unheil anrichten, wie jene positiven Religionen, die, für einen gewissen Geisteszustand des Volkes berechnet, im Anfang sogar diesem Geisteszustand überlegen sind, aber späterhin sehr lästig werden, wenn der Geist des Volkes die Satzung überflügelt. Die Konstitutionen entsprechen einem politischen Zustand, wo die Bevorrechteten von ihren Rechten einige abgeben,

und die armen Menschen, die früher ganz zurückgesetzt waren, plötzlich jauchzen, dass sie ebenfalls Rechte erlangt haben . . . Aber diese Freude hört auf, sobald die Menschen durch ihren freieren Zustand für die Idee einer vollständigen, ganz ungeschmälerten, ganz gleichheitlichen Freiheit empfänglich geworden sind; was uns heute die herrlichste Acquisition dünkt, wird unsern Enkeln als ein kümmerliches Abfinden erscheinen, und das geringste Vorrecht, das die ehemalige Aristokratie noch behielt, vielleicht das Recht, ihre Röcke mit Petersilie zu schmücken, wird alsdann eben so viel Bitterkeit erregen, wie einst die härteste Leibeigenschaft, ja, eine noch tiefere Bitterkeit, da die Aristokratie mit ihrem letzten Petersilien-Vorrecht um so hochmüthiger prunken wird! . . . Nur die Naturreligion, nur die Republik kann uns retten. Aber die letzten Reste des alten Regiments müssen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue bessere Regiment zu begründen. Da kommen die unthätigen Schwächlinge und Quietisten und schnüffeln: wir Revolutionäre rissen Alles nieder, ohne im Stande zu sein, Etwas an die Stelle zu setzen! Und sie rühmen die Institutionen des Mittelalters, worin die Menschheit so sicher und ruhig gesessen habe. Und jetzt, sagen sie, sei Alles so kahl und nüch-

tern und öde und das Leben sei voll Zweifel und Gleichgültigkeit.

„Ehemals wurde ich immer wüthend über diese Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an diesen Gesang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sänger in eine andere Tonart übergehen und beständig über unser Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts Anderes im Sinne, als Alles niederzureißen. Und wie dumm ist diese Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergerissen ist, und der Niederreißer verdient eben so viel Lob, als der Aufbauende, ja, noch mehr, da sein Geschäft noch viel wichtiger ... Z. B. in meiner Vaterstadt, auf dem Dreifaltigkeitsplatze, stand eine alte Kirche, die so morsch und baufällig war, dass man fürchtete, durch ihren Einsturz würden einmal plötzlich viele Menschen getödtet oder verstümmelt werden. Man riss sie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, statt dass die ehemaligen Erbauer der Kirche nur ein großes Glück beförderten ... Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es ist wahr, viele gläubige Herrlichkeit blühte einst in den alten Mauern, und sie waren späterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetisch anzuschauen, des Nachts,

im Mondſchein ... Wem aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeiging, einige Steine dieſes übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünſcht die Verehrer alter Gebäude, und ſegnet die tapfern Arbeitsleute, die ſolche gefährliche Ruinen niederreißen ... Ja, ſie haben ſie niedergeriſſen, ſie haben ſie dem Boden gleich gemacht, und jetzt wachſen dort grüne Bäumchen und ſpielen kleine Kinder des Mittags im Sonnenlicht."

In ſolchen Reden gab's keine Spur der früheren Harmloſigkeit, und der Humor des Mannes, worin alle gemüthliche Freude erloſchen, ward mitunter gallenbitter, blutdürſtig und ſehr trocken. Das Abſpringen von einem Gegenſtand zum andern entſtand nicht mehr durch tolle Laune, ſondern durch launiſche Tollheit, und war wohl zunächſt der buntſcheckigen Zeitungslektüre beizumeſſen, womit ſich Börne damals Tag und Nacht beſchäftigte. Inmitten ſeiner terroriſtiſchen Expektorationen griff er plötzlich zu einem jener Tagesblätter, die in großen Haufen vor ihm ausgeſtreut lagen, und rief lachend:

„Hier können Sie's leſen, hier ſteht's gedruckt: „Deutſchland iſt mit großen Dingen ſchwanger!" Ja, Das iſt wahr, Deutſchland geht ſchwanger mit

großen Dingen, aber Das wird eine schwere Entbindung geben. Und hier bedarf's eines männlichen Geburtshelfers, und Der muss mit eisernen Instrumenten agieren. Was glauben Sie?"

Ich glaube, Deutschland ist gar nicht schwanger.

„Nein, nein, Sie irren sich. Es wird vielleicht eine Missgeburt zur Welt kommen, aber Deutschland wird gebären. Nur müssen wir uns der geschwätzigen alten Weiber entledigen, die sich herandrängen und ihren Hebammendienst anbieten. Da ist z. B. so eine Bettel von Rotteck. Dieses alte Weib ist nicht einmal ein ehrlicher Mann. Ein armseliger Schriftsteller, der ein bisschen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthusiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um seinen schlechten Büchern Absatz zu verschaffen, um sich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben. Der ist halb Fuchs, halb Hund, und hüllt sich in ein Wolfsfell, um mit den Wölfen zu heulen. Da ist mir doch tausendmal lieber der dumme Kerl von Raumer — so eben lese ich seine Briefe aus Paris — Der ist ganz Hund, und wenn er liberal knurrt, täuscht er Niemand, und Jeder weiß, er ist ein unterthäniger Pudel, der Niemand beißt. Das läuft beständig herum und schnoppert an allen Küchen und möchte gern einmal in unsere Suppe seine Schnauze

ſtecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Gönner. Und ſie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revolutionär. Lieber Himmel, es verlangt nur ein biſschen Wedelfreiheit, und wenn man ihm dieſe gewährt, ſo leckt es dankbar die goldenen Sporen der uckermärkiſchen Ritterſchaft. Nichts iſt ergötzlicher, als ſolche unermüdliche Beweglichkeit neben der unermüdlichen Geduld. Dieſes tritt recht hervor in jenen Briefen, wo der arme Laufhund auf jeder Seite ſelbſt erzählt, wie er vor den Pariſer Theatern ruhig Queue machte ... Ich verſichere Sie, er machte ruhig Queue mit dem großen Troſs und iſt ſo einfältig, es ſelbſt zu erzählen. Was aber noch weit ſtärker, was die Gemeinheit ſeiner Seele ganz zur Anſchauung bringt, iſt das Geſtändnis, daſs er, wenn er vor Ende der Vorſtellung das Theater verließ, jedesmal ſeine Kontremarke verkaufte. Es iſt wahr, als Fremder braucht er nicht zu wiſſen, daſs ſolcher Verkauf einen ordentlichen Menſchen herabwürdigt; aber er hätte nur die Leute zu betrachten brauchen, denen er ſeine Kontremarke verhandelte, um von ſelbſt zu merken, daſs ſie nur der Abſchaum der Geſellſchaft ſind, Diebesgeſindel und Maquereaus, kurz Leute, mit denen ein ordentlicher Menſch nicht gern ſpricht, vielweniger ein Handelsgeſchäft treibt. Der muſs

von Natur sehr schmutzig sein, wer aus diesen schmutzigen Händen Geld nimmt!“

Damit man nicht wähne, als stimme ich in dem Urtheil über den Herrn Professor Friedrich von Raumer ganz mit Börne überein, so bemerke ich zu seinem Vortheil, dass ich ihn zwar für schmutzig halte, aber nicht für dumm. Das Wort schmutzig, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerken will, muss hier nicht im materiellen Sinne genommen werden ... Die Frau Professorin würde sonst Zeter schreien und alle ihre Waschzettel drucken lassen, worin verzeichnet steht, wie viel reine Unterhemden und Chemisettchen ihr liebes Männlein im Laufe des Jahres angezogen ... und ich bin überzeugt, die Zahl ist groß, da der Herr Professor Raumer im Laufe des Jahres so viel läuft und folglich schwitzt und folglich viel Wäsche nöthig hat. Es kommt ihm nämlich nicht der gebratene Ruhm ins Haus geflogen, er muss vielmehr beständig auf den Beinen sein, um ihn aufzusuchen, und wenn er ein Buch schreibt, so muss er erst von Pontio nach Pilato rennen, um die Gedanken zusammenzukriegen und endlich dafür zu sorgen, dass das mühsam zusammengestoppelte Opus auch von der literarischen Klaque hinlänglich unterstützt wird. Das bewegliche süßhölzerne Männchen ist ganz einzig in

dieſer Betriebſamkeit, und nicht mit Unrecht bemerkte einſt eine geiſtreiche Frau: „Sein Schreiben iſt eigentlich ein Laufen.“ Wo was zu machen iſt, da iſt es, das Raumerchen aus Anhalt-Deſſau. Jüngſt lief es nach London; vorher ſah man es während drei Monaten überall hin und her laufen, um die dazu nöthigen Empfehlungsſchreiben zu betteln, und nachdem es in der engliſchen Geſellſchaft ein biſschen herumgeſchnoppert und ein Buch zuſammengelaufen, erläuft es auch einen Verleger für die engliſche Überſetzung, und Sara Auſtin, meine liebenswürdige Freundin, muſs nothgedrungen ihre Feder dazu hergeben, um das ſaure fließpapierne Deutſch in velinſchönes Engliſch zu überſetzen und ihre Freunde anzutreiben, das überſetzte Produkt in den verſchiedenen engliſchen Revues zu recenſieren . . . und dieſe erlaufenen engliſchen Recenſionen läſſt dann Brockhaus zu Leipzig wieder ins Deutſche überſetzen, unter dem Titel: „Engliſche Stimmen über Frau von Raumer!“

Ich wiederhole, daſs ich mit dem Urtheil Börne's über Herrn von Raumer nicht übereinſtimme; er iſt ein ſchmutziger, aber kein dummer Kerl, wie Börne meinte, der, vielleicht weil er ebenfalls „Briefe aus Paris“ drucken ließ, den armen Nebenbuhler

so scharf kritisierte, und bei jeder Gelegenheit eine Lauge des boshaftesten Spottes über ihn ausgoss.

Ja, lacht nicht, Herr von Raumer war damals ein Nebenbuhler von Börne, dessen „Briefe aus Paris“ fast gleichzeitig mit den erwähnten Briefen erschienen, worin es, das Raumerchen, mit der Madame Crelinger und ihrem Gatten aus Paris korrespondierte.

Diese Briefe sind längst verschollen, und wir erinnern uns nur noch des spaßhaften Eindrucks, den sie hervorbrachten, als sie gleichzeitig mit den Pariser Briefen von Börne auf dem literarischen Markte erschienen. Was letztere betrifft, so gestehe ich, die zwei ersten Bände, die mir in jener Periode zu Gesicht kamen, haben mich nicht wenig erschreckt. Ich war überrascht von diesem ultra-radikalen Tone, den ich am wenigsten von Börne erwartete. Der Mann, der sich in seiner anständigen, geschniegelten Schreibart immer selbst inspicierte und kontrolierte, und der jede Silbe, ehe er sie niederschrieb, vorher abwog und abmaß . . . der Mann, der in seinem Stile immer etwas beibehielt von der Gewöhnung seines reichsstädtischen Spießbürgerthums, wo nicht gar von den Ängstlichkeiten seines früheren Amtes . . . der ehemalige Polizeiaktuar von Frankfurt am Main stürzte sich

jetzt in einen Sanskülottismus des Gedankens und des Ausdrucks, wie man Dergleichen in Deutschland noch nie erlebt hat. Himmel! welche entsetzliche Wortfügungen; welche hochverrätherische Zeitwörter! welche majestätsverbrecherische Accusative! welche Imperative! welche polizeiwidrige Fragezeichen! welche Metaphern, deren bloßer Schatten schon zu zwanzig Jahr' Festungsstrafe berechtigte! Aber trotz des Grauens, den mir jene Briefe einflößten, weckten sie in mir eine Erinnerung, die sehr komischer Art, die mich fast bis zum Lachen erheiterte, und die ich hier durchaus nicht verschweigen kann. Ich gestehe es, die ganze Erscheinung Börne's, wie sie sich in jenen Briefen offenbarte, erinnerte mich an den alten Polizeivogt, der, als ich ein kleiner Knabe war, in meiner Vaterstadt regierte. Ich sage: regierte, da er, mit unumschränktem Stock die öffentliche Ruhe verwaltend, uns kleinen Buben einen ganz majestätischen Respekt einflößte und uns schon durch seinen bloßen Anblick gleich auseinander jagte, wenn wir auf der Straße gar zu lärmige Spiele trieben. Dieser Polizeivogt wurde plötzlich wahnsinnig und bildete sich ein, er sei ein kleiner Gassenjunge, und zu unserer unheimlichsten Verwunderung sahen wir, wie er, der allmächtige Straßenbeherrscher, statt Ruhe zu stiften, uns zu dem lautesten Unfug auf-

forderte. „Ihr seid viel zu zahm," rief er, „ich aber will euch zeigen, wie man Spektakel machen muſs!" Und dabei fing er an, wie ein Löwe zu brüllen oder wie ein Kater zu miauen, und er klingelte an den Häuſern, daſs die Thürglocke abriſs, und er warf Steine gegen die klirrenden Fenſterſcheiben, immer ſchreiend: „Ich will euch lehren, Jungens, wie man Spektakel macht!" Wir kleinen Buben amüſierten uns ſehr über den Alten und liefen jubelnd hinter ihm drein, bis man ihn ins Irrenhaus abführte.

Während der Lektüre der Börne'ſchen Briefe dachte ich wahrhaftig immer an den alten Polizeivogt, und mir war oft, als hörte ich wieder ſeine Stimme: „Ich will euch lehren, wie man Spektakel macht!"

In den mündlichen Geſprächen Börne's war die Steigerung ſeines politiſchen Wahnſinns minder auffallend, da ſie im Zuſammenhang blieb mit den Leidenſchaften, die in ſeiner nächſten Umgebung wütheten, ſich beſtändig ſchlagfertig hielten und nicht ſelten auch thatſächlich zuſchlugen. Als ich Börne zum zweitenmale beſuchte, in der Rue de Provence, wo er ſich definitiv einquartiert hatte, fand ich in ſeinem Salon eine Menagerie von Menſchen, wie man ſie kaum im Jardin-des-Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutſche Eisbären,

welche Tabak rauchten, faſt immer ſchwiegen und nur dann und wann einige vaterländiſche Donnerworte im tiefſten Brummbaſs hervorfluchten. Neben ihnen hockte auch ein polniſcher Wolf, welcher eine rothe Mütze trug und manchmal die ſüßlich fadeſten Bemerkungen mit heiſerer Kehle heulte. Dann fand ich dort einen franzöſiſchen Affen, der zu den häſslichſten gehörte, die ich jemals geſehen; er ſchnitt beſtändig Geſichter, damit man ſich das ſchönſte darunter ausſuchen möge. Das unbedeutendſte Subjekt in jener Börne'ſche Menagerie war ein Herr *, der Sohn des alten *, eines Weinhändlers in Frankfurt am Main, der ihn gewiſs in ſehr nüchterner Stimmung gezeugt . . . eine lange hagere Geſtalt, die wie der Schatten einer eau-de-Cologne-Flaſche ausſah, aber keineswegs wie der Inhalt derſelben roch. Trotz ſeines dünnen Ausſehens, trug er, wie Börne behauptete, zwölf wollene Unterjacken; denn ohne dieſelben würde er gar nicht exiſtieren. Börne machte ſich beſtändig über ihn luſtig:

„Ich präſentiere Ihnen hier einen *, es iſt freilich kein * erſter Größe, aber er iſt doch mit der Sonne verwandt, er empfängt von derſelben ſein Licht . . . er iſt ein unterthäniger Verwandter des Herrn von Rothſchild . . . Denken Sie ſich, Herr *, ich habe dieſe Nacht im Traum den Frank-

furter Rothschild hängen sehen, und Sie waren es, welcher ihm den Strick um den Hals legte . . ."

Herr * erschrak bei diesen Worten, und wie in Todesangst rief er: „Herr Berne, ich bitt' Ihnen, sagen Sie Das nicht weiter . . . ich hab' Grind . . . Ich hab' Grind" — wiederholte mehrmals der junge Mensch, und indem er sich gegen mich wandte, bat er mich mit leiser Stimme, ihm in eine Ecke des Zimmers zu folgen, um mir seine delikate „Posiziaun" zu vertrauen. „Sehen Sie," flüsterte er heimlich, „ich habe eine delikate Posiziaun. Die Frau von Herrn von Rothschild ist, so zu sagen, meine Tante. Ich bitt' Ihnen, erzählen Sie nicht im Hause des Herrn Baron von Rothschild, daſs Sie mich hier bei Berne gesehen haben . . . ich hab' Grind."

Börne machte sich über diesen Unglücklichen beständig lustig, und besonders hechelte er ihn wegen der mundfaulen und kauderwälschen Art, wie er das Französische aussprach. „Mein lieber Landsmann," sagte er, „die Franzosen haben Unrecht, über Sie zu lachen; sie offenbaren dadurch ihre Unwissenheit. Verständen sie Deutsch, so würden sie einsehen, wie richtig Ihre Redensarten konstruiert sind, nämlich vom deutschen Standpunkte aus . . . Und warum sollen Sie Ihre Nationalität verleugnen? Ich be-

wundere sogar, mit welcher Gewandtheit Sie Ihre Muttersprache, das Frankfurter Mauscheln, ins Französische übertragen . . . Die Franzosen sind ein unwissendes Volk, und werden es nie dahin bringen, ordentlich Deutsch zu lernen. Sie haben keine Geduld . . . Wir Deutschen sind das geduldigste und gelehrigste Volk . . . Wie Viel müssen wir schon als Knaben lernen! Wie viel Latein! Wie viel Griechisch! Wie viel' persische Könige, und ihre ganze Sippschaft bis zum Großvater! . . . ich wette, so ein unwissender Franzose weiß sogar in seinen alten Tagen noch nicht, dass die Mutter des Cyrus Frau Mandane geheißen und eine geborne Astyages war. Auch haben wir die besten Handbücher für alle Wissenschaften herausgegeben. Neander's Kirchengeschichte und Meyer Hirsch's Rechenbuch sind klassisch. Wir sind ein denkendes Volk, und weil wir so viel' Gedanken hatten, dass wir sie nicht alle aufschreiben konnten, haben wir die Buchdruckerei erfunden, und weil wir manchmal vor lauter Denken und Bücherschreiben oft das liebe Brot nicht hatten, erfanden wir die Kartoffel."

„Das deutsche Volk," brummte der deutsche Patriot aus seiner Ecke, „hat auch das Pulver erfunden."

Börne wandte sich rasch nach dem Patrioten, der ihn mit dieser Bemerkung unterbrochen hatte,

und sprach sarkastisch lächelnd: „Sie irren sich, mein Freund, man kann nicht so eigentlich behaupten, daſs das deutsche Volk das Pulver erfunden habe. Das deutsche Volk besteht aus dreißig Millionen Menschen. Nur Einer davon hat das Pulver erfunden ... die Übrigen, 29,999.999 Deutsche, haben das Pulver nicht erfunden. — Übrigens ist das Pulver eine gute Erfindung, eben so wie die Druckerei, wenn man nur den rechten Gebrauch davon macht. Wir Deutschen aber benutzen die Presse, um die Dummheit, und das Pulver, um die Sklaverei zu verbreiten —“

Einlenkend, als man ihm diese irrige Behauptung verwies, fuhr Börne fort: „Je nun, ich will eingestehen, daſs die deutsche Presse sehr viel Heil gestiftet, aber es wird überwogen von dem gedruckten Unheil. Jedenfalls muſs man Dieses einräumen in Beziehung auf bürgerliche Freiheit ... Ach! wenn ich die ganze deutsche Geschichte durchgehe, bemerke ich, daſs die Deutschen für bürgerliche Freiheit wenig Talent besitzen, hingegen die Knechtschaft, sowohl theoretisch als praktisch, immer leicht erlernten und diese Disciplin nicht bloß zu Hause, sondern auch im Auslande mit Erfolg docierten. Die Deutschen waren immer die ludi magistri der Sklaverei, und wo der blinde Gehorsam in die

Leiber oder in die Geiſter eingeprügelt werden ſollte, nahm man einen deutſchen Exerciermeiſter. Auch haben wir die Sklaverei über ganz Europa verbreitet, und als Denkmäler dieſer Sündfluth ſitzen deutſche Fürſtengeſchlechter auf allen Thronen Europa's, wie nach uralten Überſchwemmungen auf den höchſten Bergen die Reſte verſteinerter Seeungeheuer gefunden werden ... Und noch jetzt, kaum wird ein Volk frei, ſo wird ihm ein deutſcher Prügel auf den Rücken gebunden ... und ſogar in der heiligen Heimat des Harmodios und Ariſtogeiton's, im wiederbefreiten Griechenland, wird jetzt deutſche Knechtſchaft eingeſetzt, und auf der Akropolis von Athen fließt baierſches Bier und herrſcht der baierſche Stock ... Ja, es iſt erſchrecklich, daſs der König von Baiern, dieſer kleine Tyrannos und ſchlechte Poet, ſeinen Sohn auf den Thron jenes Landes ſetzen durfte, wo einſt die Freiheit und die Dichtkunſt geblüht, jenes Landes, wo es eine Ebene giebt, welche Marathon, und einen Berg, welcher Parnaſs heißt! Ich kann nicht daran denken, ohne daſs mir das Gehirn zittert ... Wie ich in der heutigen Zeitung geleſen, haben wieder drei Studenten in München vor dem Bilde des König Ludwig's niederknien und Abbitte thun müſſen. Niederknien vor dem Bilde eines Menſchen, der noch

dazu ein ſchlechter Poet iſt! Wenn ich ihn in meiner Macht hätte, dieſer ſchlechte Dichter ſollte niederknien vor dem Bilde der Muſen und Abbitte thun wegen ſeiner ſchlechten Verſe, wegen beleidigter Majeſtät der Poeſie! Sprecht mir jetzt noch von römiſchen Kaiſern, welche ſo viel' Tauſende von Chriſten hinrichten ließen, weil Dieſe nicht vor ihrem Bilde knien wollten . . . Jene Tyrannen waren wenigſtens Herren der ganzen Welt von Aufgang bis zum Niedergang, und wie wir an ihren Statuen noch heute ſehen, wenn auch keine Götter, ſo waren ſie doch ſchöne Menſchen. Man beugt ſich am Ende leicht vor Macht und Schönheit. Aber niederknien vor Ohnmacht und Häſslichkeit, vor einem ſüddeutſchen Winkeldeſpötchen, welches ausſieht wie ein — — —“

— — Es bedarf wohl keines beſonderen Winks für den ſcharfſinnigen Leſer, aus welchen Gründen ich den Frevler nicht weiter ſprechen laſſe. Ich glaube, die angeführten Phraſen ſind hinreichend, um die damalige Stimmung des Mannes zu bekunden; ſie war im Einklang mit dem hitzigen Treiben jener deutſchen Tumultanten, die ſeit der Juliusrevolution in wilden Schwärmen nach Paris kamen und ſich ſchon gleich um Börne ſammelten. Es iſt kaum zu begreifen, wie dieſer ſonſt ſo ge-

scheite Kopf sich von der rohesten Tobsucht beschwatzen und zu den gewaltsamsten Hoffnungen verleiten lassen konnte! Zunächst gerieth er in den Kreis jenes Wahnsinnes, als dessen Mittelpunkt der berühmte Buchhändler F. zu betrachten war. Dieser F., man sollte es kaum glauben, war ganz der Mann nach dem Herzen Börne's. Die rothe Wuth, die in der Brust des Einen kochte, das dreitägige Juliusfieber, das die Glieder des Einen rüttelte, der jakobinische Veitstanz, worin der Eine sich drehte, fand den entsprechenden Ausdruck in den Pariser Briefen des Andern. Mit dieser Bemerkung will ich aber nur einen Geistesirrthum, keineswegs einen Herzensirrthum andeuten, bei dem Einen wie bei dem Andern. Denn auch F. meinte es gut mit dem deutschen Vaterlande, er war aufrichtig, heldenmüthig, jeder Selbstopferung fähig, jedenfalls ein ehrlicher Mann, und zu solchem Zeugnis glaube ich mich um so mehr verpflichtet, da, seit er in strenger Haft schweigen muss, die servile Verleumdung an seinem Leumund nagt. Man kann ihn mancher unklugen, aber keiner zweideutigen Handlung beschuldigen; er zeigte namentlich im Unglück sehr viel Charakter, er war durchglüht von reinster Bürgertugend, und um die Schellenkappe, die sein Haupt umklingelt, müssen wir einen Kranz von Eichenlaub

flechten. Der edle Narr, er war mir tausendmal lieber, als jener andre Buchhändler, der ebenfalls nach Paris gekommen, um eine deutsche Übersetzung der französischen Revolution zu besorgen, jener leise Schleicher, welcher matt und menschenfreundlich wimmerte und wie eine Hyäne aussah, die zur Abführung eingenommen ... Übrigens rühmte man auch Letztern als einen ehrlichen Mann, der sogar seine Schulden bezahle, wenn er das große Loos in der Lotterie gewinnt, und wegen solcher Ehrlichkeitsverdienste ward er zum Finanzminister des erneuten deutschen Reichs vorgeschlagen ... Im Vertrauen gesagt, er musste sich mit den Finanzen begnügen, denn die Stelle eines Ministers des Innern hatte F. schon vorweg vergeben, nämlich an Garnier, wie er auch die deutsche Kaiserkrone dem Hauptmanne S.*) bereits zugesagt ...

Garnier freilich behauptete, der Buchhändler F. wolle den Hauptmann S. zum deutschen Kaiser machen, weil dieser Lump ihm Geld schuldig sei und er sonst nicht zu seinem Gelde kommen könne ... Das ist aber unrichtig und zeugt nur von Garnier's Medisance; F. hat vielleicht aus repu-

*) „Seybold" stand ursprünglich in dem mir vorliegenden Originalmanuskript.

Der Herausgeber.

blikaniſcher Argliſt eben das kläglichſte Subjekt zum Kaiſer gewählt, um dadurch das Monarchenthum herabzuwürdigen und lächerlich zu machen . . .

Der Einfluſs des F. war indeſſen bald beendigt, als Derſelbe, ich glaube im November, Paris verließ, und an der Stelle des großen Agitators einige neue Oberhäupter emporſtiegen; unter Dieſen waren die Bedeutendſten der ſchon erwähnte Garnier und ein gewiſſer Wolfrum. Ich darf ſie wohl mit Namen nennen, da der Eine todt iſt, und dem Andern, welcher ſich im ſicheren England befindet, durch die Hindeutung auf ſeine ehemalige Wichtigkeit ein großer Gefallen erzeigt wird; Beide aber, Garnier zum Theil, Wolfrum aber ganz, ſchöpften ihre Inſpirationen aus dem Munde Börne's, der von nun an als die Seele der Pariſer Propaganda zu betrachten war. Der Wahnſinn blieb derſelbe, aber, um mit Polonius zu reden, es kam Methode hinein.

Ich habe mich eben des Wortes „Propaganda" bedient; aber ich gebrauche daſſelbe in einem andern Sinne als gewiſſe Delatoren, die unter jenem Ausdruck eine geheime Verbrüderung verſtehen, eine Verſchwörung der revolutionären Geiſter in ganz Europa, eine Art blutdürſtiger, atheiſtiſcher und regicider Maçonnerie. Nein, jene Pariſer Propaganda beſtand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen

Köpfen; es waren Zusammenkünfte von Handwerkern deutscher Zunge, die in einem großen Saale des Passage Saumon oder in den Faubourgs sich versammelten, wohl fürnehmlich, um in der lieben Sprache der Heimat über vaterländische Gegenstände mit einander zu konversieren. Hier wurden nun, durch leidenschaftliche Reden im Sinne der rheinbairischen Tribüne, viele Gemüther fanatisiert, und da der Republikanismus eine so grade Sache ist, und leichter begreifbar, als z. B. die konstitutionelle Regierungsform, wobei schon mancherlei Kenntnisse vorausgesetzt werden, so dauerte es nicht lange und Tausende von deutschen Handwerksgesellen wurden Republikaner und predigten die neue Überzeugung. Diese Propaganda war weit gefährlicher als alle jene erlogenen Popanze, womit die erwähnten Delatoren unsre deutschen Regierungen schreckten, und vielleicht weit mächtiger, als Börne's geschriebene Reden, war Börne's mündliches Wort, welches er an Leute richtete, die es mit deutschem Glauben einsogen und mit apostolischem Eifer in der Heimat verbreiteten. Ungeheuer groß ist die Anzahl deutscher Handwerker, welche ab und zu nach Frankreich auf die Wanderschaft gehen. Wenn ich daher las, wie norddeutsche Blätter sich darüber lustig machten, daſs Börne mit sechshundert Schneider-

gesellen auf den Montmartre gestiegen, um ihnen eine Bergpredigt zu halten, musste ich mitleidig die Achsel zucken, aber am wenigsten über Börne, der eine Saat ausstreute, die früh oder spät die furchtbarsten Früchte hervorbringt. Er sprach sehr gut, bündig, überzeugend, volksmäßig; nackte, kunstlose Rede, ganz im Bergpredigerton. Ich habe ihn freilich nur ein einziges Mal reden hören, nämlich in dem Passage Saumon, wo Garnier der „Volksversammlung" präsidierte . . . Börne sprach über den Pressverein, welcher sich vor aristokratischer Form zu bewahren habe; Garnier donnerte gegen Nikolas, den Zar von Russland; ein verwachsener, krummbeinigter Schustergeselle trat auf und behauptete, alle Menschen seien gleich . . . Ich ärgerte mich nicht wenig über diese Impertinenz . . . Es war das erste und letzte Mal, dass ich der Volksversammlung beiwohnte.

Dieses eine Mal war aber auch hinreichend . . . Ich will dir gern, lieber Leser, bei dieser Gelegenheit ein Geständnis machen, das du eben nicht erwartest. Du meinst vielleicht, der höchste Ehrgeiz meines Lebens hätte immer darin bestanden, ein großer Dichter zu werden, etwa gar auf dem Kapitol gekrönt zu werden, wie weiland Messer Francesko Petrarcha . . . Nein, es waren viel-

mehr die großen Volksredner, die ich immer beneidete, und ich hätte für mein Leben gern auf öffentlichem Markte vor einer bunten Versammlung das große Wort erhoben, welches die Leidenschaften aufwühlt oder besänftigt und immer eine augenblickliche Wirkung hervorbringt. Ja, unter vier Augen will ich es dir gern eingestehen, daſs ich in jener unerfahrenen Jugendzeit, wo uns die komödiantenhaften Gelüste anwandeln, mich oft in eine solche Rolle hineindachte. Ich wollte durchaus ein großer Redner werden, und wie Demosthenes deklamierte ich zuweilen am einsamen Meeresstrand, wenn Wind und Wellen brausten und heulten; so übt man seine Lungen und gewöhnt sich dran, mitten im größten Lärm einer Volksversammlung zu sprechen. Nicht selten sprach ich auch auf freiem Felde vor einer großen Anzahl Ochsen und Kühe, und es gelang mir, das versammelte Rindviehvolk zu überbrüllen. Schwerer schon ist es, vor Schafen eine Rede zu halten. Bei Allem, was du ihnen sagst, diesen Schafsköpfen, wenn du sie ermahnst, sich zu befreien, nicht wie ihre Vorfahren geduldig zur Schlachtbank zu wandern . . . sie antworten dir nach jedem Satze mit einem so unerschütterlich gelassenen Mäh! Mäh! daſs man die Kontenance verlieren kann. Kurz, ich that Alles, um, wenn bei

uns einmal eine Revolution aufgeführt werden möchte, als deutſcher Volksredner auftreten zu können. Aber ach! ſchon gleich bei der erſten Probe merkte ich, daſs ich in einem ſolchen Stücke meine Lieblingsrolle nimmermehr tragieren kann. Und lebten ſie noch, weder Demoſthenes, noch Cicero, noch Mirabeau könnten in einer deutſchen Revolution als Sprecher auftreten; denn bei einer deutſchen Revolution wird geraucht. Denkt euch meinen Schreck, als ich in Paris der obenerwähnten Volksverſammlung beiwohnte, fand ich ſämmtliche Vaterlandsretter mit Tabackspfeifen im Maule, und der ganze Saal war ſo erfüllt von ſchlechtem Knaſterqualm, daſs er mir gleich auf die Bruſt ſchlug und es mir platterdings unmöglich geweſen wäre, ein Wort zu reden . . .

Ich kann den Tabacksqualm nicht vertragen, und ich merkte, daſs in einer deutſchen Revolution die Rolle eines Großſprechers in der Weiſe Börne's & Konſorten nicht für mich paſſte. Ich merkte überhaupt, daſs die deutſche Tribunalkarière nicht eben mit Roſen, und am allerwenigſten mit reinlichen Roſen bedeckt. So z. B. muſſt du allen dieſen Zuhörern, „lieben Brüdern und Gevattern“ recht derb die Hand drücken. Es iſt vielleicht metaphoriſch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall

ihm ein König die Hand gedrückt, würde er sie nachher ins Feuer halten, um sie zu reinigen; es ist aber durchaus nicht bildlich, sondern ganz buchstäblich gemeint, daſs ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie nachher waschen werde.

Man muſs in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eignen Augen gesehen, mit eigner Nase gerochen haben, man muſs mit eignen Ohren anhören, wie dieser souveräne Rattenkönig sich ausspricht, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten: „Man macht keine Revolution mit Lavendelöl.“ So lange wir die Revolutionen in den Büchern lesen, sieht das Alles sehr schön aus, und es ist damit, wie mit jenen Landschaften, die, kunstreich gestochen auf dem weißen Velinpapier, so rein, so freundlich aussehen, aber nachher, wenn man sie in natura betrachtet, vielleicht an Grandiosität gewinnen, doch einen sehr schmutzigen und schäbigen Anblick in den Einzelheiten gewähren; die in Kupfer gestochenen Misthaufen riechen nicht, und der in Kupfer gestochene Moraſt ist leicht mit den Augen zu durchwaten!

War es Tugend oder Wahnsinn, was den Ludwig Börne dahin brachte, die schlimmsten Misſdüfte mit Wonne einzuschnaufen und sich vergnüglich im plebejischen Koth zu wälzen? Wer löst uns das

Räthsel dieses Mannes, der in weichlichster Seide erzogen worden, späterhin in stolzen Anflügen seine innere Vornehmheit bekundete, und gegen das Ende seiner Tage plötzlich überschnappte in pöbelhafte Töne und in die banalen Manieren eines Demagogen der untersten Stufe? Stachelten ihn etwa die Nöthen des Vaterlandes bis zum entsetzlichsten Grade des Zorns, oder ergriff ihn der schauerliche Schmerz eines verlorenen Lebens? . . . Ja, Das war es vielleicht; er sah, wie er dieses ganze Leben hindurch mit all seinem Geiste und all seiner Mäßigung Nichts ausgerichtet hatte, weder für sich, noch für Andere, und er verhüllte sein Haupt, oder, um bürgerlich zu reden, er zog die Mütze über die Ohren und wollte fürder weder sehen, noch hören, und stürzte sich in den heulenden Abgrund . . . Das ist immer eine Resource, die uns übrig bleibt, wenn wir angelangt bei jenen hoffnungslosen Marken, wo alle Blumen verwelkt sind, wo der Leib müde und die Seele verdrießlich . . . Ich will nicht dafür stehen, daſs ich nicht einst unter denselben Umständen Dasselbe thue . . . Wer weiß, vielleicht am Ende meiner Tage überwinde ich meinen Widerwillen gegen den Tabacksqualm und lerne rauchen und halte die ungewaschensten Reden vor dem ungewaschensten Publikum . . .

Blätternd in Börne's Pariser Briefen, stieß ich jüngst auf eine Stelle, welche mit den Äußerungen, die mir oben entschlüpft, einen sonderbaren Zusammenklang bildet. Sie lautet folgendermaßen:

„— — Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammen zu stellen? Darauf muss ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byron's Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf der Erde ankam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich Das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, dass ich so Wenig geworden, gar Nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück ist, dass ich im Mittelstande geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiss zu Etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten sie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen und sie ein-

geholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, ſchweifte rechts, ſchweifte links aus und muſſte immer zur Mitte zurückkehren.“

Dieſes ſchrieb Börne den 20. März 1831. Wie über Andre, hat er auch über ſich ſelber ſchlecht prophezeit. Die bürgerliche Stubenuhr wurde eine Sturmglocke, deren Geläute Angſt und Schrecken verbreitete. Ich habe bereits gezeigt, welche ungeſtüme Glöckner an den Strängen riſſen, ich habe angedeutet, wie Börne den zeitgenoſſenſchaftlichen Paſſionen als Organ diente und ſeine Schriften nicht als das Produkt eines Einzelnen, ſondern als Dokument unſerer politiſchen Sturm- und Drangperiode betrachtet werden müſſen. Was in jener Periode ſich beſonders geltend machte und die Gährung bis zum kochenden Sud ſteigerte, waren die polniſchen und rheinbairiſchen Vorgänge, und dieſe haben auf den Geiſt Börne's den mächtigſten Einfluſs geübt. Eben ſo glühend wie einſeitig war ſein Enthuſiasmus für die Sache Polens, und als dieſes muthige Land unterlag, trotz der wunderbarſten Tapferkeit ſeiner Helden, da brachen bei Börne alle Dämme der Geduld und Vernunft. Das ungeheure Schickſal ſo vieler edlen Märtyrer der Freiheit, die, in langen Trauerzügen Deutſchland durch-

wandernd, sich in Paris versammelten, war in der That geeignet, ein edel gefühlvolles Herz bis in seine Tiefen zu bewegen. Aber was brauch' ich dich, theurer Leser, an diese Betrübnisse zu erinnern, du hast in Deutschland den Durchzug der Polen mit eignen thränenden Augen angesehen, und du weißt, wie das ruhige, stille deutsche Volk, das die eignen Landesnöthen so geduldig erträgt, bei dem Anblick der unglücklichen Sarmaten von Mitleid und Zorn so gewaltig erschüttert wurde und so sehr außer Fassung kam, daſs wir nahe daran waren, für jene Fremden Das zu thun, was wir nimmermehr für uns selber thäten, nämlich die heiligsten Unterthanspflichten bei Seite zu setzen und eine Revolution zu machen . . . zum Besten der Polen.

Ja, mehr als alle obrigkeitlichen Plackereien und demagogischen Schriften hat der Durchzug der Polen den deutschen Michel revolutioniert, und es war ein großer Fehler der respektiven deutschen Regierungen, daſs sie jenen Durchzug in der bekannten Weise gestatteten. Der größere Fehler freilich bestand darin, daſs sie die Polen nicht längere Zeit in Deutschland verweilen ließen; denn diese Ritter der Freiheit hätten bei verlängertem Aufenthalt jene bedenkliche, höchst bedrohliche Sympathie, die sie den Deutschen einflößten, selber wieder zerstört. Aber

ſie zogen raſch durchs Land, hatten keine Zeit, durch Dichtung und Wahrheit Einer den Andern zu diskreditieren, und ſie hinterließen die ſtaatsgefährlichſte Aufregung.

Ja, wir Deutſchen waren nahe daran, eine Revolution zu machen, und zwar nicht aus Zorn und Noth, wie andere Völker, ſondern aus Mitleid, aus Sentimentalität, aus Rührung für unſre armen Gaſtfreunde, die Polen. Thatſüchtig ſchlugen unſre Herzen, wenn Dieſe uns am Kamin erzählten, wie Viel ſie ausgeſtanden von den Ruſſen, wie viel Elend, wie viel' Knutenſchläge . . . bei den Schlägen horchten wir noch ſympathetiſcher, denn eine geheime Ahnung ſagte uns, die ruſſiſchen Schläge, welche jene Polen bereits empfangen, ſeien dieſelben, die wir in der Zukunft noch zu bekommen haben. Die deutſchen Mütter ſchlugen angſtvoll die Hände über den Kopf, als ſie hörten, daſs der Kaiſer Nikolas, der Menſchenfreſſer, alle Morgen drei kleine Polenkinder verſpeiſe, ganz roh, mit Eſſig und Öl. Aber am tiefſten erſchüttert waren unſre Jungfrauen, wenn ſie im Mondſchein an der Heldenbruſt der polniſchen Märtyrer lagen, und mit ihnen jammerten und weinten über den Fall von Warſchau und den Sieg der ruſſiſchen Barbaren . . . Das waren keine frivole Franzoſen, die bei

ſolchen Gelegenheiten nur ſchäkerten und lachten . . . nein, dieſe larmoyanten Schnurrbärte gaben auch Etwas fürs Herz, ſie hatten Gemüth, und Nichts gleicht der holden Schwärmerei, womit deutſche Mädchen und Frauen ihre Bräutigame und Gatten beſchworen, ſo ſchnell als möglich eine Revolution zu machen . . . zum Beſten der Polen.

Eine Revolution iſt ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück iſt eine verunglückte Revolution; und mit einer ſolchen bedrohte uns die Einwanderung jener nordiſchen Freunde, die in unſre Angelegenheiten alle jene Verwirrung und Unzuverläſſigkeit gebracht hätten, wodurch ſie ſelber daheim zu Grunde gegangen. Ihre Einmiſchung wäre uns um ſo verderblicher geworden, da die deutſche Unerfahrenheit ſich von den Rathſchlägen jener kleinen polniſchen Schlauheit, die ſich für politiſche Einſicht ausgiebt, gern leiten ließ, und gar die deutſche Beſcheidenheit, beſtochen von jener flinken Ritterlichkeit, die den Polen eigen iſt, dieſen Letztern die wichtigſten Führerſtellen vertraut hätte. — Ich habe mich damals in dieſer Beziehung über die Popularität der Polen nicht wenig geängſtigt. Es hat ſich Vieles ſeitdem geändert, und gar für die Zukunft, für die deutſchen Freiheitsintereſſen einer ſpätern Zeit, braucht man die Popularität der Polen wenig zu

fürchten*). Ach nein, wenn einst Deutschland sich wieder rüttelt, und diese Zeit wird dennoch kommen, dann werden die Polen kaum noch dem Namen nach existieren, sie werden ganz mit den Russen verschmolzen sein, und als solche werden wir uns auf donnernden Schlachtfeldern wieder begegnen . . . und sie werden für uns minder gefährlich sein als Feinde, denn als Freunde. Der einzige Vortheil, den wir ihnen verdanken, ist jener Russenhass, den sie bei uns gesäet und der, still fortwuchernd im deutschen Gemüthe, uns mächtig vereinigen wird, wenn die große Stunde schlägt, wo wir uns zu vertheidigen haben gegen jenen furchtbaren Riesen, der jetzt noch schläft und im Schlafe wächst, die Füße weit ausstreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlands, mit dem Haupte anstoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich . . . Deutschland

*) Dieser Satz lautete in dem mir vorliegenden Originalmanuskripte ursprünglich, wie folgt: „So sehr ich die Polen liebe, so sehr mich auch die innigsten Freundschaftsgefühle zu ihnen hinziehen, so sehr ich sie auch in gesellschaftlichen Bezügen achte und werthschätze, so konnte ich doch obige Bemerkung nimmermehr verschweigen. Nicht als ob ich die Popularität der Polen für die Zukunft, für die deutschen Freiheitsinteressen einer späteren Periode gefährlich hielte, ach nein! ꝛc.“

Der Herausgeber.

wird einſt mit dieſem Rieſen den Kampf beſtehen müſſen, und für dieſen Fall iſt es gut, daſs wir die Ruſſen ſchon früh haſſen lernten, daſs dieſer Haſs in uns geſteigert wurde, daſs auch alle andren Völker daran Theil nehmen ... Das iſt ein Dienſt, den uns die Polen leiſten, die jetzt als Propaganda des Ruſſenhaſſes in der ganzen Welt umherwandern. Ach, dieſe unglücklichen Polen! ſie ſelber werden einſt die nächſten Opfer unſeres blinden Zornes ſein, ſie werden einſt, wenn der Kampf beginnt, die ruſſiſche Avantgarde bilden, und ſie genießen alsdann die bittern Früchte jenes Haſſes, den ſie ſelber geſäet. Iſt es der Wille des Schickſals, oder iſt es glorreiche Beſchränktheit, was die Polen immer dazu verdammte, ſich ſelber die ſchlimmſte Falle und endlich die Todesgrube zu graben ... ſeit den Tagen Sobieski's, der die Türken ſchlug, Polens natürliche Alliierte, und die Öſtreicher rettete ... der ritterliche Dummkopf!

Ich habe oben von der „kleinen polniſchen Schlauheit" geſprochen. Ich glaube, dieſer Ausdruck wird keiner Miſsdeutung anheimfallen; kommt er doch aus dem Munde eines Mannes, deſſen Herz am früheſten für Polen ſchlug, und der lange ſchon vor der polniſchen Revolution, für dieſes heldenmü-

thige Volk ſprach und litt. Jedenfalls will ich jenen Ausdruck noch dahin mildern, daſs ich nachträglich bemerke, er bezieht ſich hier auf die Jahre 1831 und 1832, wo die Polen von der großen Wiſſenſchaft der Freiheit nicht einmal die erſten Elementarkenntniſſe beſaßen, und die Politik ihnen nichts Anders dünkte, als eben ein Gewebe von Weiberkniffen und Hinterliſt, kurz, als eine Manifeſtation jener „kleinen polniſchen Schlauheit," für welche ſie ſich ein ganz beſonderes Talent zutrauten.

Dieſe Polen waren gleichſam ihrem heimatlichen Mittelalter entſprungen, und, ganze Urwälder von Unwiſſenheit im Kopfe tragend, ſtürmten ſie nach Paris, und hier warfen ſie ſich entweder in die Sektionen der Republikaner oder in die Sakriſteien der katholiſchen Schule; denn um Republikaner zu ſein, dazu braucht man Wenig zu wiſſen, und um Katholik zu ſein, braucht man gar Nichts zu wiſſen, ſondern braucht man nur zu glauben. Die Geſcheiteſten unter ihnen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und ſie ahnten nimmermehr, daſs namentlich in Deutſchland durch Tumult und Straßenauflauf wenig gefördert wird. Eben ſo unheilvoll wie ſpaßhaft war das Manöver, womit einer ihrer größten Staats-

männer gegen die deutschen Regierungen verfuhr *). Er hatte nämlich bei dem Durchzug der Polen bemerkt, wie ein einziger Pole hinreichend war, um eine stille deutsche Stadt in Bewegung zu setzen, und da er der gelehrteste Lithauer war und aus der Geographie ganz genau wusste, dass Deutsch-

*) Statt des vorhergehenden und der ersten Hälfte des vorliegenden Absatzes, fand sich im Originalmanuskript ursprünglich folgende Stelle: „Ich werde an einem andern Orte von der Sonnenseite der Polen reden, von den Vorzügen, die ihnen, wie sehr sie sich auch unter einander verleumden, nimmermehr abzusprechen sind. Hier leider konnte nur von ihrer Schattenseite die Rede sein, von ihrer Geistesbeschränktheit in politischen Dingen, die uns so Viel geschadet und noch mehr schaden konnte. Diese unglücklichen Polen, welche von der großen Wissenschaft der Freiheit nicht einmal die ersten Elementarkenntnisse besaßen und nur barbarische Raufluft in der Brust und ganze Urwälder von Unwissenheit im Kopfe trugen: diese unglücklichen Polen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und selbst die Gescheitesten von ihnen ahnten nimmermehr, dass eine radikale Umwälzung in Deutschland wenig gefördert wird durch Volksaufläufe oder durch ein Stegreifscharmützel, wie in Frankfurt, wo polnischer Scharfsinn angerathen hatte, die Konstabler-Wache mit Pelotonfeuer anzugreifen. Eben so unheilvoll wie spaßhaft war das Manöver, womit L., der große polnische Staatsmann, von hier aus gegen die deutschen Regierungen agierte."

Der Herausgeber.

land aus einigen dreißig Staaten besteht, schickte er von Zeit zu Zeit einen Polen nach der Hauptstadt eines dieser Staaten . . . er setzte gleichsam einen Polen auf irgend einen jener dreißig deutschen Staaten, wie auf die Nummern eines Rouletts, wahrscheinlich ohne große Hoffnung des Gelingens, aber ruhig berechnend: „An einem einzigen Polen ist nicht Viel verloren; verursacht er jedoch wirklich eine Emeute, gewinnt meine Nummer, so kommt vielleicht eine ganze Revolution dabei heraus!“

Ich spreche von 1831 und 1832. Seitdem sind acht Jahre verflossen, und ebenso gut, wie die Helden deutscher Zunge, haben auch die Polen manche bittere, aber nützliche Erfahrung gemacht, und Viele von ihnen konnten die schreckliche Muße des Exils zum Studium der Civilisation benutzen. Das Unglück hat sie ernsthaft geschult, und sie haben etwas Tüchtiges lernen können. Wenn sie einst in ihr Vaterland zurückkehren, werden sie dort die heilsamste Saat ausstreuen, und, wo nicht ihre Heimat, doch gewiss die Welt wird die Früchte ihrer Aussaat ernten. Das Licht, das sie einst mit nach Hause bringen, wird sich vielleicht weit verbreiten nach dem fernsten Nordosten und die dunkeln Föhrenwälder in Flammen setzen, so dass bei der auflodernden Helle unsere Feinde sich einander beschauen und

vor einander entsetzen werden . . . sie würgen sich alsdann unter einander in wahnsinnigem Wechselschreck und erlösen uns von aller Gefahr ihres Besuches. Die Vorsehung vertraut das Licht zuweilen den ungeschicktesten Händen, damit ein heilsamer Brand entstehe in der Welt . . .

Nein, Polen ist noch nicht verloren . . . Mit seiner politischen Existenz ist sein wirkliches Leben noch nicht abgeschlossen. Wie einst Israel nach dem Falle Jerusalem's, so vielleicht nach dem Falle Warschau's erhebt Polen sich zu den höchsten Bestimmungen. Es sind diesem Volke vielleicht noch Thaten vorbehalten, die der Genius der Menschheit höher schätzt, als die gewonnenen Schlachten und das ritterthümliche Schwertergeklirre nebst Pferdegetrampel seiner nationalen Vergangenheit! Und auch ohne solche nachblühende Bedeutung wird Polen nie ganz verloren sein . . . Es wird ewig leben auf den rühmlichsten Blättern der Geschichte!!!

Nächst dem Durchzug der Polen, habe ich die Vorgänge in Rheinbaiern als den nächsten Hebel bezeichnet, welcher nach der Juliusrevolution die Aufregung in Deutschland bewirkte und auch auf unsere Landsleute in Paris den größten Einfluss ausübte. Die hiesige Volksversammlung war im Anfang nichts Anderes, als eine Filialgesellschaft

des Preſsvereins von Zweibrücken. Einer der gewaltigſten Redner der Bipontiner kam hierher; ich habe ihn nie in der Volksverſammlung ſprechen gehört, ſah ihn damals nur zufällig einmal im Kaffehauſe, wo er mit hoher Stirn das neue Reich verkündete, und die gemäßigten Verräther, namentlich die Redaktoren der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ mit dem Strange bedrohte ... (Ich wundere mich, daſs ich damals noch den Muth hatte, als Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ thätig zu ſein ... Jetzt ſind die Zeiten minder gefährlich ... Es ſind ſeitdem acht Jahre verfloſſen, und der damalige Schreckensmann, der Tribun aus Zweibrücken, iſt in dieſem Augenblick einer der ſchreibſeligſten Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ ...)

Von Rheinbaiern ſollte die deutſche Revolution ausgehen. Zweibrücken war das Bethlehem, wo die junge Freiheit, der Heiland, in der Wiege lag und welterlöſend greinte. Neben dieſer Wiege brüllte manches Öchslein, das ſpäterhin, als man auf ſeine Hörner zählte, ſich als ein ſehr gemüthliches Rindvieh erwies. Man glaubte ganz ſicher, daſs die deutſche Revolution in Zweibrücken beginnen würde, und Alles war dort reif zum Ausbruch. Aber, wie geſagt, die Gemüthlichkeit einiger Perſonen vereitelte jenes polizeiwidrige Unterfangen. Da war z. B.

unter den verſchworenen Bipontinern ein gewaltiger Bramarbas, der immer am lauteſten wüthete, der von Tyrannenhaſs am tollſten überſprudelte, und Dieſer ſollte, mit der erſten That vorangehend, eine Schildwache, die einen Hauptpoſten bewachte, gleich niederſtechen . . . „Was!“ — rief der Mann, als man ihm dieſe Ordre gab, — „was! mir, mir konntet ihr eine ſo ſchauderhafte, ſo abſcheuliche, ſo blutdürſtige Handlung zumuthen? Ich, ich ſoll eine unſchuldige Schildwache umbringen? Ich, der ich ein Familienvater bin! Und dieſe Schildwache iſt vielleicht ebenfalls ein Familienvater. Ein Familienvater ſoll einen Familienvater ermorden! ja, tödten! umbringen!“

Da der Dr. Piſtor, einer der Zweibrücker Helden, welcher mir dieſe Geſchichte erzählte, jetzt dem Bereiche jeder Verantwortlichkeit entſprungen iſt, darf ich ihn wohl als Gewährsmann nennen. Er verſicherte mir, daſs die deutſche Revolution durch die erwähnte Sentimentalität des Familienvaters vor der Hand ajourniert wurde. Und doch war der Moment ziemlich günſtig. Nur damals und während den Tagen des Hambacher Feſtes hätte mit einiger Ausſicht guten Erfolges die allgemeine Umwälzung in Deutſchland verſucht werden können. Jene Hambacher Tage waren der letzte

Termin, den die Göttin der Freiheit uns gewährte; die Sterne waren günstig; seitdem erlosch jede Möglichkeit des Gelingens. Dort waren sehr viele Männer der That versammelt, die selber von ernstem Willen glühten und auf die sicherste Hilfe rechnen konnten. Jeder sah ein, es sei der rechte Moment zu dem großen Wagnis, und die Meisten setzten gerne Glück und Leben aufs Spiel ... Wahrlich, es war nicht die Furcht, welche damals nur das Wort entzügelte und die That zurückdämmte. — Was war es aber, was die Männer von Hambach abhielt, die Revolution zu beginnen?

Ich wage es kaum zu sagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geschichte aus authentischer Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und selber zu Hambach in dem Komité saß, wo man über die anzufangende Revolution debattierte; er gestand mir nämlich im Vertrauen, als die Frage der Kompetenz zur Sprache gekommen, als man darüber stritt, ob die zu Hambach anwesenden Patrioten auch wirklich kompetent seien, im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen? da seien Diejenigen, welche zur raschen That riethen, durch die Mehrheit überstimmt worden, und die Entscheidung lautete: „man sei nicht kompetent."

O Schilda, mein Vaterland!

Venedey möge es mir verzeihen, wenn ich diese geheime Kompetenzgeschichte ausplaudere und ihn selber als Gewährsmann nenne; aber es ist die beste Geschichte, die ich auf dieser Erde erfahren habe. Wenn ich daran denke, vergesse ich alle Kümmernisse dieses irdischen Jammerthals, und vielleicht einst nach dem Tode in der neblichten Langeweile des Schattenreichs wird die Erinnerung an diese Kompetenzgeschichte mich aufheitern können . . . Ja, ich bin überzeugt, wenn ich sie dort Proserpinen erzähle, der mürrischen Gemahlin des Höllengotts, so wird sie lächeln, vielleicht laut lachen . . .

O Schilda, mein Vaterland!

Ist die Geschichte nicht werth, mit goldenen Buchstaben auf Sammt gestickt zu werden, wie die Gedichte des Mollakat, welche in der Moschee von Mekka zu schauen sind? Ich möchte sie jedenfalls in Verse bringen und in Musik setzen lassen, damit sie großen Königskindern als Wiegenlied vorgesungen werde . . . Ihr könnt ruhig schlafen, und zur Belohnung für das furchtheilende Lied, das ich euch gesungen, ihr großen Königskinder, ich bitte euch, öffnet die Kerkerthüren der gefangenen Patrioten . . . Ihr habt nichts zu riskieren, die deutsche

Revolution ist noch weit von euch entfernt, gut Ding will Weile, und die Frage der Kompetenz ist noch nicht entschieden . . .

O Schilda, mein Vaterland!

Wie Dem aber auch sei, das Fest von Hambach gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen der deutschen Geschichte, und wenn ich Börne glauben soll, der diesem Feste beiwohnte, so gewährte dasselbe ein gutes Vorzeichen für die Sache der Freiheit. Ich hatte Börne lange aus den Augen verloren, und es war bei seiner Rückkehr von Hambach, daſs ich ihn wiedersah, aber auch zum letzten Male in diesem Leben. Wir gingen mit einander in den Tuilerien spazieren, er erzählte mir Viel von Hambach und war noch ganz begeistert von dem Jubel jener großen Volksfeier. Er konnte nicht genug die Eintracht und den Anstand rühmen, die dort herrschten. Es ist wahr, ich habe es auch aus anderen Quellen erfahren, zu Hambach gab es durchaus keine äußere Excesse, weder betrunkene Tobsucht, noch pöbelhafte Roheit, und die Orgie, der Kirmestaumel, war mehr in den Gedanken als in den Handlungen. Manches tolle Wort wurde laut ausgesprochen in jenen Reden, die zum Theil späterhin gedruckt erschienen. Aber der eigentliche Wahnwitz ward bloß geflüstert. Börne erzählte mir:

während er mit Siebenpfeifer redete, nahte sich Demselben ein alter Bauer und raunte ihm einige Worte ins Ohr, worauf Jener verneinend den Kopf schüttelte. „Aus Neugier," setzte Börne hinzu, „frug ich den Siebenpfeifer, was der Bauer gewollt, und Jener gestand mir, daſs der alte Bauer ihm mit bestimmten Worten gesagt habe: Herr Siebenpfeifer, wenn Sie König sein wollen, wir machen Sie dazu!"

„Ich habe mich sehr amüsiert," fuhr Börne fort; „wir waren dort Alle wie Blutsfreunde, drückten uns die Hände, tranken Brüderschaft, und ich erinnere mich besonders eines alten Mannes, mit welchem ich eine ganze Stunde geweint habe, ich weiß gar nicht mehr warum. Wir Deutschen sind ein ganz prächtiges Volk, und gar nicht mehr so unpraktisch wie sonst. Wir hatten in Hambach auch das lieblichste Maiwetter, wie Milch und Rosen, und ein schönes Mädchen war dort, die mir die Hand küssen wollte, als wär' ich ein alter Kapuziner; ich habe Das nicht gelitten, und Vater und Mutter befahlen ihr, mich auf den Mund zu küssen, und versicherten mir, daſs sie mit dem größten Vergnügen meine sämmtlichen Schriften gelesen. Ich habe mich sehr amüsiert. Auch meine Uhr ist mir gestohlen worden. Aber Das freut mich ebenfalls,

Das ist gut, Das giebt mir Hoffnung. Auch wir, und Das ist gut, auch wir haben Spitzbuben unter uns, und werden daher desto leichter reussieren. Da ist der verwünschte Kerl von Montesquieu, welcher uns eingeredet hatte, die Tugend sei das Princip der Republikaner! und ich ängstigte mich schon, dass unsere Partei aus lauter ehrlichen Leuten bestehen und deshalb Nichts ausrichten würde. Es ist durchaus nöthig, dass wir, eben so gut wie unsre Feinde, auch Spitzbuben unter uns haben. Ich hätte gern den Patrioten entdeckt, der mir zu Hambach meine Uhr gemaust; ich würde ihm, wenn wir zur Regierung kommen, sogleich die Polizei übertragen und die Diplomatie. Ich kriege ihn aber heraus, den Dieb. Ich werde nämlich im „Hamburger Korrespondenten" annoncieren, dass ich dem ehrlichen Finder meiner Uhr die Summe von hundert Louisd'or auszahle. Die Uhr ist es werth, schon als Kuriosität — es ist nämlich die erste Uhr, welche die deutsche Freiheit gestohlen hat. Ja, auch wir, Germaniens Söhne, wir erwachen aus unserer schläfrigen Ehrlichkeit . . . Tyrannen zittert, wir stehlen auch!"

Der arme Börne konnte nicht aufhören, von Hambach zu reden und von dem Plaisir, das er dort genossen. Es war, als ob er ahnte, dass er

zum letzten Mal in Deutschland gewesen, zum letzten Mal deutsche Luft geathmet, deutsche Dummheiten eingesogen mit durstigen Ohren — „Ach!“ seufzte er, „wie der Wanderer im Sommer nach einem Labetrunk schmachtet, so schmachte ich manchmal nach jenen frischen, erquicklichen Dummheiten, wie sie nur auf dem Boden unseres Vaterlands gedeihen. Diese sind so tiefsinnig, so melancholisch lustig, dass Einem das Herz dabei jauchzt. Hier bei den Franzosen sind die Dummheiten so trocken, so oberflächlich, so vernünftig, dass sie für Jemand, der an Besseres gewohnt, ganz ungenießbar sind. Ich werde deßhalb in Frankreich täglich vergrämter und bitterer, und sterbe am Ende. Das Exil ist eine schreckliche Sache. Komme ich einst in den Himmel, ich werde mich gewiss auch dort unglücklich fühlen, unter den Engeln, die so schön singen und so gut riechen ... sie sprechen ja kein Deutsch und rauchen keinen Knaster ... Nur im Vaterland ist mir wohl! Vaterlandsliebe! Ich lache über dieses Wort im Munde von Leuten, die nie im Exil gelebt ... Sie könnten eben so gut von Milchbreiliebe sprechen. Milchbreiliebe! In einer afrikanischen Sandwüste hat das Wort schon seine Bedeutung. Wenn ich je so glücklich bin, wieder nach dem lieben Deutschland zurückzukehren, so nennen

Sie mich einen Schurken, wenn ich dort gegen irgend einen Schriftſteller ſchreibe, der im Exile lebt. Wäre nicht die Furcht vor den Schändlichkeiten, die man Einen im Gefängnis ausſagen läſſt, ich wäre nicht mehr fortgegangen, hätte mich ruhig feſtſetzen laſſen, wie der brave Wirth und die Anderen, denen ich ihr Schickſal vorausſagte, ja, denen ich Alles vorausſagte, wie ich es im Traum geſehen . . .“

„Ja, Das war ein närriſcher Traum,“ rief Börne plötzlich mit lautem Lachen, und aus der düſteren Stimmung in die heitere überſpringend, wie es ſeine Gewohnheit war, „Das war ein närriſcher Traum! Die Erzählungen des Handwerksburſchen, der in Amerika geweſen, hatten mich dazu vorbereitet. Dieſer erzählte mir nämlich, in den nordamerikaniſchen Städten ſähe man auf der Straße ſehr große Schildkröten herumkriechen, auf deren Rücken mit Kreide geſchrieben ſteht, in welchem Gaſthaus und an welchem Tage ſie als Turtleſuppe verſpeiſt werden. Ich weiß nicht, warum mich dieſe Erzählung ſo ſehr frappierte, warum ich den ganzen Tag an die armen Thiere dachte, die ſo ruhig durch die Straßen von Boſton umherkriechen und nicht wiſſen, daſs auf ihrem Rücken ganz beſtimmt der Tag und der Ort ihres Untergangs geſchrieben ſteht . . . Und Nachts, denken Sie ſich,

im Traume ſehe ich meine Freunde, die deutſchen Patrioten, in lauter ſolche Schildkröten verwandelt, ruhig herumkriechen, und auf dem Rücken eines Jeden ſteht mit großen Buchſtaben ebenfalls Ort und Datum, wo man ihn einſtecken werde in den verdammten Suppentopf . . . Ich habe des andern Tags die Leute gewarnt, durfte ihnen aber nicht ſagen, was mir geträumt, denn ſie hätten's mir übel genommen, daſs ſie, die Männer der Bewegung, mir als langſame Schildkröten erſchienen . . . Aber das Exil, das Exil, Das iſt eine ſchreckliche Sache . . . Ach! wie beneide ich die franzöſiſchen Republikaner! Sie leiden, aber im Vaterlande. Bis zum Augenblick des Todes ſteht ihr Fuß auf dem geliebten Boden des Vaterlandes. Und gar die Franzoſen, welche hier in Paris kämpfen und alle jene theuren Denkmäler vor Augen haben, die ihnen von den Großthaten ihrer Väter erzählen und ſie tröſten und aufmuntern! Hier ſprechen die Steine und ſingen die Bäume, und ſo ein Stein hat mehr Ehrgefühl und predigt Gottes Wort, nämlich die Märtyrgeſchichte der Menſchheit, weit eindringlicher, als alle Profeſſoren der hiſtoriſchen Schule zu Berlin und Göttingen. Und dieſe Kaſtanienbäume hier in den Tuilerien, iſt es nicht, als ſängen ſie heimlich die Marſeillaiſe mit ihren tauſend grünen Zungen?

. . . Hier ist heiliger Boden, hier sollte man die Schuhe ausziehen, wenn man spazieren geht . . . Hier links ist die Terrasse der Feuillants; dort rechts, wo sich jetzt die Rue Rivoli hinzieht, hielt der Klub der Jakobiner seine Sitzungen . . . Hier vor uns, im Tuileriengebäude, donnerte der Konvent, die Titanenversammlung, wogegen Bonaparte mit seinem Blitzvogel nur wie ein kleiner Jupiter erscheint . . . dort gegenüber grüßt uns die Place Louis XVI., wo das große Exempel statuiert wurde . . . Und zwischen beiden, zwischen Schloss und Richtplatz, zwischen Feuillants und Jakobinerklub, in der Mitte, der heilige Wald, wo jeder Baum ein blühender Freiheitsbaum . . ."

An diesen alten Kastanienbäumen in dem Tuileriengarten sind aber mitunter sehr morsche Äste, und eben in dem Augenblicke, wo Börne die obige Phrase schließen wollte, brach mit lautem Gekrach ein Ast jener Bäume, und mit voller Wucht aus bedeutender Höhe herunterstürzend, hätte er uns Beide schier zerschmettert, wenn wir nicht hastig zur Seite sprangen. Börne, welcher nicht so schnell wie ich sich rettete, ward von einem Zweige des fallenden Astes an der Hand verletzt, und brummte verdrießlich: „Ein böses Zeichen!"

Viertes Buch.

— Und dennoch beurkundete das Feſt von Hambach einen großen Fortſchritt, zumal wenn man es mit jenem anderen Feſte vergleicht, das einſt ebenfalls zur Verherrlichung gemeinſamer Volksintereſſen auf der Wartburg ſtattfand. Nur in Außendingen, in Zufälligkeiten, ſind ſich beide Bergfeier ſehr ähnlich; keineswegs ihrem tieferen Weſen nach. Der Geiſt, der ſich auf Hambach ausſprach, iſt grundverſchieden von dem Geiſte, oder vielmehr von dem Geſpenſte, das auf der Wartburg ſeinen Spuk trieb. Dort, auf Hambach, jubelte die moderne Zeit ihre Sonnenaufgangslieder und mit der ganzen Menſchheit ward Brüderſchaft getrunken; hier aber, auf der Wartburg, krächzte die Vergangenheit ihren obſkuren Rabengeſang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten geſagt und gethan, die

des blödſinnigſten Mittelalters würdig waren! Auf Hambach hielt der franzöſiſche Liberalismus ſeine trunkenſten Bergpredigten, und ſprach man auch viel Unvernünftiges, ſo ward doch die Vernunft ſelber anerkannt als jene höchſte Autorität, die da bindet und löſet und den Geſetzen ihre Geſetze vorſchreibt; auf der Wartburg hingegen herrſchte jener beſchränkte Teutomanismus, der Viel von Liebe und Glaube greinte, deſſen Liebe aber nichts Anders war, als Haſs des Fremden, und deſſen Glaube nur in der Unvernunft beſtand, und der in ſeiner Unwiſſenheit nichts Beſſeres zu erfinden wuſſte, als Bücher zu verbrennen! Ich ſage: Unwiſſenheit, denn in dieſer Beziehung war jene frühere Oppoſition, die wir unter dem Namen „die Altdeutſchen“ kennen, noch großartiger als die neuere Oppoſition, obgleich dieſe nicht gar beſonders durch Gelehrſamkeit glänzt. Eben Derjenige, welcher das Bücherverbrennen auf der Wartburg in Vorſchlag brachte, war auch zugleich das unwiſſendſte Geſchöpf, das je auf Erden turnte und altdeutſche Lesarten herausgab — wahrhaftig, dieſes Subjekt hätte auch Bröder's lateiniſche Grammatik ins Feuer werfen ſollen!

Sonderbar! trotz ihrer Unwiſſenheit hatten die ſogenannten Altdeutſchen von der deutſchen Gelahrtheit einen gewiſſen Pedantismus geborgt, der eben

ſo widerwärtig wie lächerlich war. Mit welchem kleinſeligen Silbenſtechen und Auspünkteln diskutierten ſie über die Kennzeichen deutſcher Nationalität! Wo fängt der Germane an? wo hört er auf? Darf ein Deutſcher Taback rauchen? Nein, behauptete die Mehrheit. Darf ein Deutſcher Handſchuhe tragen? Ja, jedoch von Büffelhaut. (Der ſchmutzige Maßmann wollte ganz ſicher gehen und trug gar keine.) Aber Bier trinken darf ein Deutſcher, und er ſoll es als echter Sohn Germania's; denn Tacitus ſpricht ganz beſtimmt von deutſcher Cerevisia. Im Bierkeller zu Göttingen muſſte ich einſt bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutſchen Freunde die Proſkriptionsliſten anfertigten für den Tag, wo ſie zur Herrſchaft gelangen würden. Wer nur im ſiebenten Glied von einem Franzoſen, Juden oder Slaven abſtammte, ward zum Exil verurtheilt. Wer nur im mindeſten Etwas gegen Jahn oder überhaupt gegen altdeutſche Lächerlichkeiten geſchrieben hatte, konnte ſich auf den Tod gefaſſt machen, und zwar auf den Tod durchs Beil, nicht durch die Guillotine, obgleich dieſe urſprünglich eine deutſche Erfindung und ſchon im Mittelalter bekannt war, unter dem Namen „die welſche Falle.“ Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit, daſs man ganz ernſthaft debattierte: ob

man einen gewiſſen Berliner Schriftſteller, der ſich im erſten Bande ſeines Werkes gegen die Turnkunſt ausgeſprochen hatte, bereits auf die erwähnte Proſkriptionsliſte ſetzen dürfe; denn der letzte Band ſeines Buches ſei noch nicht erſchienen, und in dieſem letzten Bande könne der Autor vielleicht Dinge ſagen, die den inkriminierten Äußerungen des erſten Bandes eine ganz andere Bedeutung ertheilen.

Sind dieſe dunklen Narren, die ſogenannten Deutſchthümler, ganz vom Schauplatz verſchwunden? Nein. Sie haben bloß ihre ſchwarzen Röcke, die Livrée ihres Wahnſinns, abgelegt. Die Meiſten entledigten ſich ſogar ihres weinerlich brutalen Jargons, und vermummt in den Farben und Redensarten des Liberalismus, waren ſie der neuen Oppoſition deſto gefährlicher während der politiſchen Sturm- und Drangperiode nach den Tagen des Julius. Ja, im Heere der deutſchen Revolutionsmänner wimmelte es von ehemaligen Deutſchthümlern, die mit ſauren Lippen die moderne Parole nachlallten und ſogar die Marſeillaiſe ſangen . . . ſie ſchnitten dabei die fatalſten Geſichter . . . Jedoch es galt einen gemeinſchaftlichen Kampf für ein gemeinſchaftliches Intereſſe, für die Einheit Deutſchlands, der einzigen Fortſchrittsidee, die jene frühere Oppoſition zu Markte gebracht. Unſre Niederlage

ist vielleicht ein Glück ... Man hätte als Waffenbrüder treulich neben einander gefochten, man wäre sehr einig gewesen während der Schlacht, sogar noch in der Stunde des Sieges ... aber den andern Morgen wäre eine Differenz zur Sprache gekommen, die unausgleichbar und nur durch die ultima ratio populorum zu schlichten war, nämlich durch die welsche Falle. Die Kurzsichtigen freilich unter den deutschen Revolutionären beurtheilten Alles nach französischen Maßstäben, und sie sonderten sich schon in Konstitutionelle und Republikaner, und wiederum in Girondisten und Montagnards, und nach solchen Eintheilungen hassten und verleumdeten sie sich schon um die Wette; aber die Wissenden wussten sehr gut, dass es im Heere der deutschen Revolution eigentlich nur zwei grundverschiedene Parteien gab, die keiner Transaktion fähig und heimlich dem blutigsten Hader entgegenzürnten. Welche von beiden schien die überwiegende? Die Wissenden unter den Liberalen verhehlten einander nicht, dass ihre Partei, welche den Grundsätzen der französischen Freiheitslehre huldigte, zwar an Zahl die stärkere, aber an Glaubenseifer und Hilfsmitteln die schwächere sei. In der That, jene regenerierten Deutschthümler bildeten zwar die Minorität, aber ihr Fanatismus, welcher mehr religiöser Art, überflügelt leicht einen

Fanatismus, den nur die Vernunft ausgebrütet hat; ferner stehen ihnen jene mächtigen Formeln zu Gebot, womit man den rohen Pöbel beschwört; die Worte: „Vaterland, Deutschland, Glauben der Väter u. s. w.“ elektrisieren die unklaren Volksmassen noch immer weit sicherer, als die Worte: „Menschheit, Weltbürgerthum, Vernunft der Söhne, Wahrheit . . .!“ Ich will hiermit andeuten, dass jene Repräsentanten der Nationalität im deutschen Boden weit tiefer wurzeln, als die Repräsentanten des Kosmopolitismus, und dass Letztere im Kampfe mit Jenen wahrscheinlich den Kürzern ziehen, wenn sie ihnen nicht schleunigst zuvorkommen . . . durch die welsche Falle.

In Revolutionszeiten bleibt uns nur die Wahl zwischen Tödten und Sterben.

Man hat keinen Begriff von solchen Zeiten, wenn man nicht Etwas gekostet hat von dem Fieber, das alsdann die Menschen schüttelt und ihnen eine ganz eigene Denk- und Gefühlsweise einhaucht. Es ist unmöglich, die Worte und Thaten solcher Zeiten während der Windstille einer Friedensperiode, wie die jetzige, zu beurtheilen.

Ich weiß nicht, in wie weit obige Andeutungen einem stillen Verständnis begegnen. Unsere Nachfolger erben vielleicht unsere geheimen Übel, und es

ist Pflicht, dass wir sie darauf hinweisen, welches Heilmittel wir für probat hielten. Zugleich habe ich hier oben insinuiert, in wie fern zwischen mir und jenen Revolutionären, die den französischen Jakobinismus auf deutsche Verhältnisse übertrugen, eine gewisse Verbündung stattfinden musste . . . Trotzdem, dass mich meine politischen Meinungen von ihnen schieden im Reiche des Gedankens, würde ich mich doch jederzeit Denselben angeschlossen haben auf den Schlachtfeldern der That . . . Wir hatten ja gemeinschaftliche Feinde und gemeinschaftliche Gefahren!

Freilich, in ihrer trüben Befangenheit haben jene Revolutionäre nie die positiven Garantien dieser natürlichen Alliance begriffen. Auch war ich ihnen so weit vorausgeschritten, dass sie mich nicht mehr sahen, und in ihrer Kurzsichtigkeit glaubten sie, ich wäre zurückgeblieben*).

*) Hier folgte ursprünglich nachstehende, später von Heine durchstrichene Stelle: „Es ist wahr, vor der Julusrevolution hatte auch ich den Ansichten und Folgerungen des französischen Demokratismus unbedingt gehuldigt, die Erklärung der Menschenrechte dünkte mir der Gipfel aller politischen Weisheit, und Lafayette war mein Held . . . Aber Dieser ist jetzt todt, und sein alter Schimmel ist auch todt, und ich habe Beide noch immer sehr lieb, kann sie aber nicht genau mehr von einander unterscheiden."

Der Herausgeber.

Es ist weder hier der Ort, noch ist es jetzt an der Zeit, ausführlicher über die Differenzen zu reden, die sich bald nach der Juliusrevolution zwischen mir und den deutschen Revolutionären in Paris kundgeben mussten. Als der bedeutendste Repräsentant dieser Letzteren muss unser Ludwig Börne betrachtet werden, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, als in Folge der republikanischen Niederlagen die zwei thätigsten Agitatoren, Garnier und Wolfrum, vom Schauplatze abtraten.

Von Ersterem ist bereits Erwähnung geschehen. Er war einer der rüstigsten Umtriebler, und man muss ihm das Zeugnis geben, dass er alle demagogische Talente im höchsten Grade besaß. Ein Mensch von vielem Geiste, auch vielen Kenntnissen und großer Beredsamkeit. Aber ein Intrigant. In den Stürmen einer deutschen Revolution hätte Garnier gewiss eine Rolle gespielt; da aber das Stück nicht aufgeführt wurde, ging es ihm schlecht. Man sagt, er musste von Paris flüchten, weil sein Gastwirth ihm nach dem Leben trachtete, nicht indem er ihm die Speisen zu vergiften drohte, sondern indem er ihm gar keine Speisen mehr ohne bare Bezahlung verabreichen wollte. Der Andere der beiden Agitatoren, Wolfrum, war ein junger Mensch aus Altbaiern, wenn ich nicht irre aus Hof, der

hier als Kommis in einem Handlungshause konditionierte, aber seine Stelle aufgab, um den ausbrechenden Freiheitsideen, die auch ihn ergriffen hatten, seine ganze Thätigkeit zu widmen. Es war ein braver, uneigennütziger, von reiner Begeisterung getriebener Mensch, und ich halte mich um so mehr verpflichtet, Dieses auszusprechen, da sein Andenken noch nicht ganz gereinigt ist von einer schauderhaften Verleumdung. Als er nämlich aus Paris verwiesen wurde und der General Lafayette den Grafen d'Argout, damaligen Minister des Innern, ob dieser Willkür in der Kammer zur Rede stellte, schneuzte Graf d'Argout seine lange Nase und behauptete: der Verwiesene sei ein Agent der baierschen Jesuiten gewesen und unter seinen Papieren habe man die Beweisstücke gefunden. Als Wolfrum, welcher sich in Belgien aufhielt, von dieser schnöden Beschuldigung durch die Tagesblätter Kunde empfing, wollte er auf der Stelle hierher zurückeilen, konnte aber wegen mangelnder Barschaft nur zu Fuße reisen, und, erkrankt durch Übermüdung und innere Aufregung, musste er bei seiner Ankunft zu Paris im Hôtel de Dieu einkehren; hier starb er unter fremdem Namen.

Wolfrum und Garnier waren immer Börne's treue Anhänger, aber sie behaupteten ihm gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit, und nicht selten schöpf-

ten sie ihre Inspirationen aus ganz andern Quellen. Seitdem aber diese Beiden verschwanden, trat Börne unter den Revolutionären zu Paris unmittelbar persönlich hervor, er herrschte nicht mehr durch Agenten seines Willens, sondern in eigenem Namen, und es fehlte ihm nicht an einem Hofstaat von beschränkten und erhitzten Köpfen, die ihm mit blinder Verehrung huldigten. Unter diesen lieben Getreuen saß er in aller Majestät seines buntseidenen Schlafrocks und hielt Gericht über die Großen dieser Erde, und neben dem Zaren aller Reußen war es wohl der Schreiber dieser Blätter, den sein rhadamantischer Zorn am stärksten traf ... Was in seinen Schriften nur halbwegs angedeutet wurde, fand im mündlichen Vortrag die grellste Ergänzung, und der argwöhnische Kleingeist, der ihn bemeisterte, und eine gewisse infame Tugend, die für die heilige Sache sogar die Lüge nicht verschmäht, kurz Beschränktheit und Selbsttäuschung, trieben den Mann bis in die Moräste der Verleumdung.

Der Vorwurf in den Worten „argwöhnischer Kleingeist" soll hier weniger das Individuum als vielmehr die ganze Gattung treffen, die in Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens, ihren vollkommensten Repräsentanten gefunden. Mit Diesem hatte Börne zuletzt die größte Ähnlichkeit: im

Gesichte lauerndes Misstrauen, im Herzen eine blutdürstige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe . . . nur stand ihm keine Guillotine zu Gebote, und er musste zu Worten seine Zuflucht nehmen und bloß verleumden. Auch dieser Vorwurf trifft mehr die Gattung; denn, sonderbar! eben so wie die Jesuiten, haben die Jakobiner das Lügen als ein erlaubtes Kriegsmittel adoptiert, vielleicht weil sich Beide der höchsten Zwecke bewusst waren: Jene stritten für die Sache Gottes, Diese für die Sache der Menschheit . . . Wir wollen ihnen daher ihre Verleumdungen verzeihen!

Ob aber bei Ludwig Börne nicht manchmal ein geheimer Neid im Spiele war? Er war ja ein Mensch, und während er glaubte, er ruiniere den guten Leumund eines Andersgesinnten nur im Interesse der Republik, während er sich vielleicht noch Etwas darauf zu Gute that, dieses Opfer gebracht zu haben, befriedigte er unbewusst die versteckten Gelüste der eignen bösen Natur, wie einst Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens!

Und namentlich in Betreff meiner hat der Selige sich solchen Privatgefühlen hingegeben, und alle seine Anfeindungen waren am Ende nichts Anders, als der kleine Neid, den der kleine Tambour-Maître gegen den großen Tambour-Major empfindet — er

beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reichgestickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Tambour-Maître, mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balanciere, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwidre!

Der Umgebung Börne's mag ebenfalls Vieles von den angedeuteten Verirrungen zur Last fallen; er ward von den lieben Getreuen zu mancher schlimmen Äußerung angestachelt, und das mündlich Geäußerte ward noch bösartiger aufgestutzt und zu wunderlichen Privatzwecken verarbeitet. Bei all seinem Misstrauen war er leicht zu betrügen, er ahnte nie, dass er ganz fremden Leidenschaften diente und nicht selten sogar den Einflüsterungen seiner Gegner gehorchte. Man versichert mir, einige von den Spionen, die für Rechnung gewisser Regierungen hier herumschnüffeln, wussten sich so patriotisch zu gebärden, dass Börne ihnen sein ganzes Vertrauen schenkte und Tag und Nacht mit ihnen zusammenhockte und konspirierte.

Und doch wusste er, dass er von Spionen umgeben war, nnd einst sagte er mir: „Da geht beständig ein Kerl hinter mir her, der mich auf allen

Straßen verfolgt, vor allen Häusern stehen bleibt, wo ich hineingehe und gewiss von irgend einer Regierung theuer dafür bezahlt wird. Wüsste ich nur, welche Regierung, ich würde ihr schreiben, dass ich das Geld selbst verdienen möchte, dass ich selber ihr täglich einen gewissenhaften Rapport abstatten wolle, wie ich den ganzen Tag zugebracht, mit wem ich gesprochen, wohin ich gegangen — ja, ich bin erbötig, diesen Rapport zu weit wohlfeilerem Preise, ja für die Hälfte des Geldes zu liefern, das dieser Kerl, der beständig hinter mir einher geht, sich zahlen lässt; denn ich muss ja alle diese Gänge ohnedies machen. Ich könnte vielleicht davon leben, dass ich mein eigner Spion werde."

Es gab übrigens noch ganz besondere Missstände, die mir geboten, mich von Börne entfernt zu halten . . . . . .

. . . Dieses Geständnis mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie im Zelotengeschrei sogenannter Sittenprediger einstimmte und selber hinlänglich von ihnen verketzert wurde. Verdiente ich wirklich diese Verketzerungen? Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Zeugnis geben, dass niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch gerathen mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht

meine Seele ſelbſt iſt, die beſeelende Seele meines Lebens. Ich gehorche faſt paſſiv einer ſittlichen Nothwendigkeit, und mache deſshalb keine Anſprüche auf Lorberkränze und ſonſtige Tugendpreiſe. Ich habe jüngſt ein Buch geleſen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die Pariſer Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Korreſpondenzler ſolche ſaubre Anekdoten nachgeſprochen wurden, ich kann aber dem Verfaſſer jenes Buches die Verſicherung geben, daſs ich ſelbſt in meiner tollſten Jugendzeit nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeiſtert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Paſſion, jene große Paſſion, die ebenfalls göttlicher Art, weil ſie uns von allen ſelbſtſüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben ſelbſt, hinopfern läſſt! . . . Und die Welt iſt am Ende gerecht, und ſie verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand ſtark und echt iſt, und ſchön lodert und lange . . . Gegen eitel verpuffendes Strohfeuer iſt ſie hart, und ſie verſpottet jede ängſtliche Halbgluth . . . Die Welt achtet und ehrt jede Leidenſchaft, ſobald ſie ſich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in dieſem Falle eine gewiſſe Legitimität . . .

Mit Misbehagen erfüllte mich ferner Börne's beständiges Kannengießern. Immer politisches Räsonnieren und wieder Räsonnieren, und sogar beim Essen, wo er mich aufzusuchen wusste. Bei Tische, wo ich so gern alle Misère der Welt vergesse, verdarb er mir die besten Gerichte durch seine patriotische Galle, die er gleichsam wie eine bittre Sauce darüber hinschwatzte. Kalbsfüße à la Maître d'Hôtel, damals meine harmlose Lieblingsspeise, er verleidete sie mir durch Hiobsposten aus der Heimat, die er aus den unzuverlässigsten Zeitungen zusammengegabelt hatte. Und dann seine verfluchten Bemerkungen, die Einem den Appetit verdarben. So z. B. kroch er mir mal nach in den Restaurant der Rue Lepelletier, wo damals nur politische Flüchtlinge aus Italien, Spanien, Portugal und Polen zu Mittag speisten. Börne, welcher sie Alle kannte, bemerkte mit freudigem Händereiben: wir Beide seien von der ganzen Gesellschaft die Einzigen, die nicht von ihrer respektiven Regierung zum Tode verurtheilt worden. „Aber ich habe," setzte er hinzu, „noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, es eben so weit zu bringen. Wir werden am Ende Alle gehenkt, und Sie eben so gut wie ich." Ich äußerte bei dieser Gelegenheit, dass es in der That für die Sache der deutschen Revolution sehr förderſam wäre,

wenn unsere Regierungen etwas rascher verführen und einige Revolutionäre wirklich aufhingen, damit die übrigen sähen, daſs die Sache gar kein Spaß und Alles an Alles gesetzt werden müsse . . . „Sie wollen gewiſs," fiel mir Börne in die Rede, „daſs wir nach dem Alphabet gehenkt werden, und da wäre ich einer der Ersten und käme schon im Buchstab B., man mag mich nun als Börne oder als Baruch hängen; und es hätte dann noch gute Weile, bis man an Sie käme, tief ins H."

Das waren nun Tischgespräche, die mich nicht sehr erquickten, und ich rächte mich dafür, indem ich für die Gegenstände des Börne'schen Enthusiasmus eine übertriebene, fast leidenschaftliche Gleichgültigkeit affektierte. Z. B. Börne hatte sich geärgert, daſs ich gleich bei meiner Ankunft in Paris nichts Besseres zu thun wusste, als für deutsche Blätter einen langen Bericht über die damalige Gemäldeausstellung zu schreiben. Ich lasse dahin gestellt sein, ob das Kunstinteresse, das mich zu solcher Arbeit trieb, so ganz unvereinbar war mit den revolutionären Interessen des Tages; aber Börne sah hierin einen Beweis meines Indifferentismus für die heilige Sache der Menschheit, und ich konnte ihm ebenfalls die Freude seines patriotischen Sauerkrauts verleiden, wenn ich bei Tisch von Nichts als von

Bildern ſprach, von Robert's Schnittern, von Horace Vernet's Judith, von Scheffer's Fauſt. „Was thaten Sie," frug er mich einſt, „am erſten Tag Ihrer Ankunft in Paris? was war Ihr erſter Gang?" Er erwartete gewiſs, daſs ich ihm die Place Louis XV. oder das Pantheon, die Grabmäler Rouſſeau's und Voltaire's, als meine erſte Ausflucht nennen würde, und er machte ein ſonderbares Geſicht, als ich ihm ehrlich die Wahrheit geſtand, daſs ich nämlich gleich bei meiner Ankunft nach der Bibliothèque royale gegangen und mir vom Aufſeher der Manuſkripte den Maneſſiſchen Kodex der Minneſänger hervorholen ließ. Und Das iſt wahr; ſeit Jahren gelüſtete mich, mit eignen Augen die theuern Blätter zu ſehen, die uns unter anderen die Gedichte Walther's von der Vogelweide, des größten deutſchen Lyrikers, aufbewahrt haben. Für Börne war Dieſes ebenfalls ein Beweis meines Indifferentismus, und er zieh mich des Widerſpruchs mit meinen politiſchen Grundſätzen. Daſs ich es nie der Mühe werth hielt, letztere mit ihm zu diskutieren, verſteht ſich von ſelbſt; und als er einſt auch in meinen Schriften einen Widerſpruch entdeckt haben wollte, begnügte ich mich mit der ironiſchen Antwort: „Sie irren ſich, Liebſter, Dergleichen findet ſich nie in meinen Büchern, denn jedesmal ehe ich ſchreibe,

pflege ich vorher meine politiſchen Grundſätze in meinen früheren Schriften wieder nachzuleſen, damit ich mir nicht widerſpreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Principien vorwerfen könne.“ Aber nicht bloß beim Eſſen, ſondern ſogar in meiner Nachtsruhe inkommodierte mich Börne mit ſeiner patriotiſchen Exaltation. Er kam einmal um Mitternacht zu mir heraufgeſtiegen in meine Wohnung, weckte mich aus dem ſüßeſten Schlaf, ſetzte ſich vor mein Bett, und jammerte eine ganze Stunde über die Leiden des deutſchen Volks, und über die Schändlichkeiten der deutſchen Regierungen, und wie die Ruſſen für Deutſchland ſo gefährlich ſeien, und wie er ſich vorgenommen habe, zur Rettung Deutſchlands gegen den Kaiſer Nikolas zu ſchreiben und gegen die Fürſten, die das Volk ſo miſshandelten, und gegen den Bundestag ... Und ich glaube, er hätte bis zum Morgen in dieſem Zuge fortgeredet, wenn ich nicht plötzlich nach langem Schweigen in die Worte ausbrach: „Sind Sie Gemeindeverſorger?“ —

Nur zweimal habe ich ihn ſeitdem wieder geſprochen. Das eine Mal bei der Heirath eines gemeinſamen Freundes, der uns Beide als Zeugen gewählt, das andre Mal auf einem Spaziergang in den Tuilerien, deſſen ich bereits erwähnte. Bald

darauf erſchien der dritte und vierte Theil ſeiner Pariſer Briefe, und ich vermied nicht bloß jede Gelegenheit des Zuſammentreffens, ſondern ich ließ ihn auch merken, daſs ich ihm gefliſſentlich auswich, und ſeit der Zeit habe ich ihm zwar zwei- oder dreimal begegnet, aber nie habe ich ſeitdem ein einziges Wort mit ihm geſprochen. Bei ſeiner ſanguiniſchen Art wurmte ihn Das bis zur Verzweiflung, und er ſetzte alle möglichen Erfindungen ins Spiel, um mir wieder freundſchaftlich nahen zu dürfen, oder wenigſtens eine Unterredung mit mir zu bewirken. Ich hatte alſo nie im Leben mit Börne einen mündlichen Diſput, nie ſagten wir uns irgend eine ſchwere Beleidigung; nur aus ſeinen gedruckten Reden merkte ich die lauernde Böswilligkeit, und nicht verletztes Selbſtgefühl, ſondern höhere Sorgen und die Treue, die ich meinem Denken und Wollen ſchuldig bin, bewogen mich, mit einem Mann zu brechen, der meine Gedanken und Beſtrebungen kompromittieren wollte. Solches hartnäckige Ablehnen iſt aber nicht ganz in meiner Art, und ich wäre vielleicht nachgiebig genug geweſen, mit Börne wieder zu ſprechen und Umgang zu pflegen ... zumal da ſehr liebe Perſonen mich mit vielen Bitten angingen und die gemeinſchaftlichen Freunde oft in Verlegenheit geriethen bei Einladungen, deren ich

keine annahm, wenn ich nicht vorher die Zusicherung erhielt, daſs Herr Börne nicht geladen sei ... noch außerdem riethen mir meine Privatinteressen, den grimmblütigen Mann durch solches strenge Zurückweisen nicht allzu sehr zu reizen ... aber ein Blick auf seine Umgebung, auf seine lieben Getreuen, auf den vielköpfigen und mit den Schwänzen zusammengewachsenen Rattenkönig, dessen Seele er bildete, und der Ekel hielt mich zurück von jeder neuen Berührung mit Börne.

So vergingen mehrere Jahre, drei, vier Jahre, ich verlor den Mann auch geistig aus dem Gesicht, selbst von jenen Artikeln, die er in französischen Zeitschriften gegen mich schrieb und die im ehrlichen Deutschland so verleumderisch ausgebeutet wurden, nahm ich wenig Notiz, als ich eines späten Herbstabends die Nachricht erhielt: Börne sei gestorben.

Wie man mir sagt, soll er seinen Tod selbst verschuldet haben durch Eigensinn, indem er sich lange weigerte, seinen Arzt, den vortrefflichen Dr. Sichel, rufen zu lassen. Dieser nicht bloß berühmte, sondern auch sehr gewissenhafte Arzt, der ihn wahrscheinlich gerettet hätte, kam zu spät, als der Kranke bereits eine terroristische Selbstkur an sich vorgenommen und seinen ganzen Körper ruiniert hatte.

Börne hatte früher etwas Medicin ſtudiert und wuſſte von dieſer Wiſſenſchaft grade ſo Viel, als man eben braucht, um zu tödten. In der Politik, womit er ſich ſpäter abgab, waren ſeine Kenntniſſe wahrlich nicht viel bedeutender.

Ich habe ſeinem Begräbniſſe nicht beigewohnt, was unſere hieſigen Korreſpondenzler nicht ermangelten nach Deutſchland zu berichten, und was zu böſen Auslegungen Gelegenheit gab. Nichts iſt aber thörichter, als in jenem Umſtande, der rein zufällig ſein konnte, eine feindſelige Härte zu erblicken. Die Thoren, ſie wiſſen nicht, daſs es kein angenehmeres Geſchäft giebt, als dem Leichenbegängniſſe eines Feindes zu folgen!

Ich war nie Börne's Freund, und ich war auch nie ſein Feind. Der Unmuth, den er manchmal in mir erregen konnte, war nie bedeutend, und er büßte dafür hinlänglich durch das kalte Schweigen, das ich allen ſeinen Verketzerungen und Rücken entgegenſetzte. Ich habe, während er lebte, auch keine Zeile gegen ihn geſchrieben, ich gedachte ſeiner nie, ich ignorierte ihn komplet, und Das ärgerte ihn über alle Maßen.

Wenn ich jetzt von ihm rede, geſchieht es wahrlich weder aus Enthuſiasmus noch aus Miſslaune; ich bin mir wenigſtens der kälteſten Unparteilichkeit

bewuſſt. Ich ſchreibe hier weder eine Apologie noch eine Kritik, und indem ich nur von der eignen Anſchauung ausgehe bei der Schilderung des Mannes, dürfte das Standbild, das ich von ihm liefere, vielleicht als ein ikoniſches zu betrachten ſein. Und es gebührt ihm ein ſolches Standbild, ihm, dem großen Ringer, der in der Arena unſerer politiſchen Spiele ſo muthig rang, und, wo nicht den Lorber, doch gewiſs den Kranz von Eichenlaub erſiegte.

Wir geben ſein Standbild mit ſeinen wahren Zügen, ohne Idealiſierung, je ähnlicher deſto ehrender für ſein Andenken. Er war ja weder ein Genie noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Menſch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftſteller und ein großer Patriot.

Indem ich Ludwig Börne einen guten Schriftſteller genannt, und ihm nur das ſchlichte Beiwort „gut“ zuerkenne, möchte ich ſeinen äſthetiſchen Werth weder vergrößern noch verkleinern. Ich gebe überhaupt hier, wie ich bereits erwähnt, keine Kritik, eben ſo wenig wie eine Apologie ſeiner Schriften; nur mein unmaßgebliches Dafürhalten darf in dieſen Blättern ſeine Stelle finden. Ich ſuche dieſes Privaturtheil ſo kurz als möglich abzufaſſen; daher nur wenige Worte über Börne in rein literariſcher Beziehung.

Soll ich in der Literatur einen verwandten Charakter aufsuchen, so böte sich zuerst Gotthold Ephraim Lessing, mit welchem Börne sehr oft verglichen worden. Aber diese Verwandtschaft beruht nur auf der inneren Tüchtigkeit, dem edlen Willen, der patriotischen Passion und dem Enthusiasmus für Humanität. Auch die Verstandesrichtung war in Beiden dieselbe. Hier aber hört der Vergleich auf. Lessing war groß durch jenen offenen Sinn für Kunst und philosophische Spekulation, welcher dem armen Börne gänzlich abging. Es giebt in der ausländischen Literatur zwei Männer, die mit ihm eine weit größere Ähnlichkeit haben; diese Männer sind William Hazlitt und Paul Courrier. Beide sind vielleicht die nächsten literarischen Verwandten Börne's, nur dass Hazlitt ihn ebenfalls an Kunstsinn überflügelt und Courrier sich keineswegs zum Börne'schen Humor erheben kann. Ein gewisser Esprit ist allen Dreien gemeinsam, obgleich er bei Jedem eine verschiedene Färbung trägt — er ist trübsinnig bei Hazlitt, dem Britten, wo er wie Sonnenstrahlen aus dicken englischen Nebelwolken hervorblitzt; er ist fast muthwillig heiter bei dem Franzosen Courrier, wo er wie der junge Wein der Tourraine im Kelter braust und sprudelt und manchmal übermüthig emporzischt; bei Börne, dem Deutschen, ist

er Beides, trübsinnig und heiter, wie der säuerlich ernste Rheinwein und das närrische Mondlicht der deutschen Heimat ... Sein Esprit wird manchmal zum Humor.

Dieses ist nicht so sehr in den früheren Schriften Börne's, als vielmehr in seinen Pariser Briefen der Fall. Zeit, Ort und Stoff haben hier den Humor nicht bloß begünstigt, sondern ganz eigentlich hervorgebracht. Ich will damit sagen: den Humor in den Pariser Briefen verdanken wir weit mehr den Zeitumständen, als dem Talent ihres Verfassers. Die Juliusrevolution, dieses politische Erdbeben, hatte dergestalt in allen Sphären des Lebens die Verhältnisse auseinander gesprengt und so buntscheckig die verschiedenartigsten Erscheinungen zusammengeschmissen, daſs der Pariser Revolutionskorrespondent nur treu zu berichten brauchte, was er sah und hörte, und er erreichte von selbst die höchsten Effekte des Humors. Wie die Leidenschaft manchmal die Poesie ersetzt und z. B. die Liebe oder die Todesangst in begeisterte Worte ausbricht, die der wahre Dichter nicht besser und schöner zu erfinden weiß, so ersetzen die Zeitumstände manchmal den angebornen Humor, und ein ganz prosaisch begabter, sinnreicher Autor liefert wahrhaft humoristische Werke, indem sein Geist die spaßhaften und kummervollen,

schmutzigen und heiligen, grandiosen und winzigen Kombinationen einer umgestülpten Weltordnung treu abspiegelt. Ist der Geist eines solchen Autors noch obendrein selbst in bewegtem Zustand, ist dieser Spiegel verschoben oder grellgefärbt von eigner Leidenschaft, dann werden tolle Bilder zum Vorschein kommen, die selbst alle Geburten des humoristischen Genius überbieten . . . Hier ist das Gitter, welches den Humor vom Irrenhause trennt . . . Nicht selten in den Börne'schen Briefen zeigen sich Spuren eines wirklichen Wahnsinns, und Gefühle und Gedanken grinsen uns entgegen, die man in die Zwangsjacke stecken müsste, denen man die Douche geben sollte . . .

In stilistischer Hinsicht sind die Pariser Briefe weit schätzbarer, als die früheren Schriften Börne's, worin die kurzen Sätze, der kleine Hundetrab eine unerträgliche Monotonie hervorbringen und eine fast kindische Unbeholfenheit verrathen. Diese kurzen Sätze verlieren sich immer mehr und mehr in den Pariser Briefen, wo die entzügelte Leidenschaft nothgedrungen in weitere, vollere Rhythmen überströmt, und kolossale, gewitterschwangere Perioden dahinrollen, deren Bau schön und vollendet ist, wie durch die höchste Kunst.

Die Pariſer Briefe können in Beziehung auf Börne's Stil dennoch nur als eine Übergangsſtufe betrachtet werden, wenn man ſie mit ſeiner letzten Schrift: „Menzel der Franzoſenfreſſer," vergleicht. Hier erreicht ſein Stil die höchſte Ausbildung, und wie in den Worten, ſo auch in den Gedanken herrſcht hier eine Harmonie, die von ſchmerzlicher, aber erhabener Beruhigung Kunde giebt. Dieſe Schrift iſt ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen ſich ſpiegelt, und Börne's Geiſt taucht hier auf und unter, wie ein ſchöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel ſein reines Gefieder beſudelte, ruhig von ſich abſpülend. Auch hat man dieſe Schrift mit Recht Börne's Schwanengeſang genannt. Sie iſt in Deutſchland wenig bekannt worden, und Betrachtungen über ihren Inhalt wären hier gewiſs an ihrem Platze. Aber da ſie direkt gegen Wolfgang Menzel gerichtet iſt und ich bei dieſer Gelegenheit Denſelben wieder ausführlich beſprechen müſſte, ſo will ich lieber ſchweigen. Nur *eine* Bemerkung kann ich hier nicht unterdrücken, und ſie iſt glücklicherweiſe von der Art, daſs ſie vielmehr von perſönlichen Bitterniſſen ableitet und dem Hader, worin ſowohl Börne als die ſogenannten Mitglieder des ſogenannten jungen Deutſchlands mit Menzeln geriethen, eine generelle

Bedeutung zuſchreibt, wo Werth oder Unwerth der Individuen nicht mehr zur Sprache kommt. Vielleicht ſogar liefere ich dadurch eine Juſtifikation des Menzel'ſchen Betragens und ſeiner ſcheinbaren Abtrünnigkeit.

Ja, er wurde nur ſcheinbar abtrünnig . . . nur ſcheinbar . . . denn er hat der Partei der Revolution niemals mit dem Gemüthe und mit dem Gedanken angehört. Wolfgang Menzel war einer jener Teutomanen, jener Deutſchthümler, die nach der Sonnenhitze der Juliusrevolution gezwungen wurden, ihre altdeutſchen Röcke und Redensarten auszuziehen und ſich geiſtig wie körperlich in das moderne Gewand zu kleiden, das nach franzöſiſchem Maße zugeſchnitten. Wie ich bereits zu Anfang dieſes Buches gezeigt, viele von dieſen Teutomanen, um an der allgemeinen Bewegung und den Triumphen des Zeitgeiſtes Theil zu nehmen, drängten ſich in unſere Reihen, in die Reihen der Kämpfer für die Principien der Revolution, und ich zweifle nicht, daſs ſie muthig mitgefochten hätten in der gemeinſamen Gefahr. Ich fürchtete keine Untreue von ihnen während der Schlacht, aber nach dem Siege; ihre alte Natur, die zurückgedrängte Deutſchthümelei, wäre wieder hervorgebrochen, ſie hätten bald die rohe Maſſe mit den dunkeln Beſchwörungs-

liedern des Mittelalters gegen uns aufgewiegelt, und dieſe Beſchwörungslieder, ein Gemiſch von uraltem Aberglauben und dämoniſcher Erdkräfte, wären ſtärker geweſen als alle Argumente der Vernunft . . .

Menzel war der Erſte, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutſchen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm, und mit Luſt wieder in die alten Ideenkreiſe zurückturnte. Wahrlich, bei dieſer Umwendung fiel mir wie ein Stein vom Herzen, denn in ſeiner wahren Geſtalt war Wolfgang Menzel weit minder gefährlich, als in ſeiner liberalen Vermummung; ich hätte ihm um den Hals fallen mögen und ihn küſſen, als er wieder gegen die Franzoſen eiferte und auf Juden ſchimpfte und wieder für Gott und Vaterland, für das Chriſtenthum und deutſche Eichen, in die Schranken trat und erſchrecklich bramarbaſierte! Ich geſtehe es, wie wenig Furcht er mir in dieſer Geſtalt einflößte, ſo ſehr ängſtigte er mich einige Jahre früher, als er plötzlich für die Juliusrevolution und die Franzoſen in ſchwärmeriſche Begeiſterung gerieth, als er für die Rechte der Juden ſeine pathetiſchen, großherzigen, lafayettiſchen Emancipationsreden hielt, als er Anſichten über Welt- und Menſchenſchickſal losließ, worin eine Gottloſigkeit grinſte, wie Der-

gleichen kaum bei den entschlossensten Materialisten gefunden wird, Ansichten, die kaum jener Thiere würdig, die sich nähren mit der Frucht der deutschen Eiche. Damals war er gefährlich, damals, ich gestehe es, zitterte ich vor Wolfgang Menzeln!

Börne, in seiner Kurzsichtigkeit, hatte die wahre Natur des Letztern nie erkannt, und da man gegen Renegaten, gegen umgewandelte Gesinnungsgenossen weit mehr Unwillen empfindet, als gegen alte Feinde, so loderte sein Zorn am grimmigsten gegen Menzeln. — Was mich anbelangt, der ich fast zu gleicher Zeit eine Schrift gegen Menzel herausgab, so waren ganz andere Motive im Spiel. Der Mann hatte mich nie beleidigt, selbst seine roheste Verlästerung hat keine verletzbare Stelle in meinem Gemüthe getroffen. Wer meine Schrift gelesen, wird übrigens daraus ersehen haben, dass hier das Wort weniger verwunden als reizen sollte, und Alles dahinzielte, den Ritter des Deutschthums auf ein ganz anderes, als ein literärisches Schlachtfeld herauszufordern. Menzel hat meiner loyalen Absicht kein Genüge geleistet. Es ist nicht meine Schuld, wenn das Publikum daraus allerlei verdrießliche Folgerungen zog . . . Ich hatte ihm aufs großmüthigste die Gelegenheit geboten, sich durch einen einzigen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen

Meinung zu rehabilitieren ... Ich ſetzte Blut und Leben aufs Spiel ... Er hat's nicht gewollt.

Armer Menzel! ich habe wahrlich keinen Groll gegen dich! Du warſt nicht der Schlimmſte. Die Anderen ſind weit perfider, ſie verharren länger in der liberalen Vermummung, oder laſſen die Maſke nicht ganz fallen ... Ich meine hier zunächſt einige ſchwäbiſche Kammerſänger der Freiheit, deren liberale Triller immer leiſer und leiſer verklingen, und die bald wieder mit der alten Bierſtimme die Weiſen von Anno 13 und 14 anſtimmen werden ... Gott erhalte euch fürs Vaterland! Wenn ihr, um die Fetzen eurer Popularität zu retten, den Menzel, euren vertrauteſten Geſinnungsgenoſſen, ſakrificiert habt, ſo war Das eine ſehr verächtliche Handlung.

Und dann muſs man bei Menzeln anerkennen, daſs er mit beſtimmter Mannesunterſchrift ſeine Schmähungen vertrat; er war kein anonymer Skribler und brachte immer die eigne Haut zu Markt. Nach jedem Schimpfwort, womit er uns beſpritzte, hielt er faſt gutmüthig ſtill, um die verdiente Züchtigung zu empfangen. Auch hat's ihm an geſchriebenen Schlägen nicht gefehlt, und ſein literariſcher Rücken iſt ſchwarz geſtreift, wie der eines Zebras. Armer Menzel! Er zahlte für manchen Anderen, deſſen man nicht habhaft werden konnte, für die

anonymen und pseudonymen Buschklepper, die aus den dunkelsten Schlupfwinkeln der Tagespresse ihre feigen Pfeile abschießen ... Wie willst du sie züchtigen? Sie haben keinen Namen, den du brandmarken könntest, und gelänge es dir sogar, von einem zitternden Zeitungsredakteur die paar leere Buchstaben zu erpressen, die ihnen als Namen dienen, so bist du dadurch noch nicht sonderlich gefördert ... Du findest alsdann, dass der Verfasser des insolentesten Schmähartikels kein Anderer war*), als jener klägliche Drohbettler, der mit all seiner unterthänigen Zudringlichkeit auch keinen Sous von dir erpressen konnte ... Oder, was noch bitterer ist, du erfährst, dass im Gegentheil ein Lumpacius, der dich um zweihundert Franks geprellt, dem du einen Rock geschenkt hast, um seine Blöße zu bedecken, dem du aber keine schriftliche Zeile geben wolltest, womit er sich in Deutschland als deinen Freund und großen Mitdichter herumpräsentieren

*) Im Originalmanuskript findet sich nachstehender, später von Heine gestrichener Schluss dieses Satzes: „als ein windiger Wurm, der eine alte Jungfer geheirathet hat, und bei dieser mitleiderregenden Gelegenheit von deinen eigenen Freunden und Sippen ein Almosen erkrochen. Oder du entdeckst, dass dein anonymer Antagonist jener klägliche Drohbettler ꝛc.“

Der Herausgeber.

konnte, daſs ein ſolcher Lumpacius es war, der deinen guten Leumund in der Heimat begeiferte . . . Ach, dieſes Geſindel iſt kapabel, mit vollem Namen gegen dich aufzutreten, und dann biſt du erſt recht in Verlegenheit! Antworteſt du, ſo verleihſt du ihnen eine lebenslängliche Wichtigkeit, die ſie auszubeuten wiſſen, und ſie finden eine Ehre darin, daſs du ſie mit demſelben Stocke ſchlugeſt, womit ja ſchon die berühmteſten Männer geſchlagen worden . . . Freilich, das Beſte wäre, ſie bekämen ihre Prügel ganz unfigürlich, mit keinem geiſtigen, ſondern mit einem wirklich materiellen Stocke, wie einſt ihr Ahnherr Therſites . . .

Ja, es war ein lehrreiches Beiſpiel, das du uns gabſt, edler Sohn des Laërtes, königlicher Dulder Odyſſeus! Du, der Meiſter des Wortes, der in der Kunſt des Sprechens alle Sterblichen übertrafeſt! Jedem wuſſteſt du Rede zu ſtehen, und du ſpracheſt eben ſo gern wie ſiegreich — nur an einen klebrichten Therſites wollteſt du kein Wort verlieren, einen ſolchen Wicht hielteſt du keiner Gegenrede werth, und als er dich ſchmähte, haſt du ihn ſchweigend geprügelt . . .

Wenn mein Vetter in Lüneburg Dies lieſt, erinnert er ſich vielleicht unſerer dortigen Spaziergänge, wo ich jedem Bettelſungen, der uns an-

ſprach, immer einen Groſchen gab, mit der ernſthaften Vermahnung: „Lieber Burſche, wenn du dich etwa ſpäter auf Literatur legen und Kritiken für die Brockhauſiſchen Literaturblätter ſchreiben ſollteſt, ſo reiß mich nicht herunter!“ Mein Vetter lachte damals, und ich ſelber wuſſte noch nicht, daſs „der Groſchen, den meine Mutter einer Bettlerin verweigert“, auch in der Literatur ſo fataliſtiſch wirken konnte!

Ich habe oben der Brockhauſiſchen Literaturblätter erwähnt. Dieſe ſind die Höhlen, wo die unglücklichſten aller deutſchen Skribler ſchmachten und ächzen; die hier hinabſteigen, verlieren ihren Namen und bekommen eine Nummer, wie die verurtheilten Polen in den ruſſiſchen Bergwerken, in den Bleiminen von Nowgorod; hier müſſen ſie, wie Dieſe, die entſetzlichſten Arbeiten verrichten, z. B. Herrn von Raumer als großen Geſchichtſchreiber loben, oder Ludwig Tieck als Gelehrten anpreiſen und als Mann von Charakter u. ſ. w. . . . Die Meiſten ſterben davon und werden namenlos verſcharrt als todte Nummer. Viele unter dieſen Unglücklichen, vielleicht die Meiſten, ſind ehemalige Teutomanen, und wenn ſie auch keine altdeutſchen Röcke mehr tragen, ſo tragen ſie doch altdeutſche Unterhoſen; — ſie unterſcheiden ſich von

den schwäbischen Gesinnungsgenossen durch einen gewissen märkischen Accent und durch ein weit windigeres Wesen. Die Volksthümelei war von jeher in Norddeutschland mehr Affektation, wo nicht gar einstudierte Lüge, namentlich in Preußen, wo sogar die Championen der Nationalität ihren slavischen Ursprung vergebens zu verleugnen suchten. Da lob' ich mir meine Schwaben, die meinen es wenigstens ehrlicher und dürfen mit größerem Rechte auf germanische Racenreinheit pochen. Ihr jetziges Hauptorgan, die Cotta'sche „Dreimonatsrevüe," ist beseelt von diesem Stolz, und ihr Redakteur, der Diplomat Kölle, (ein geistreicher Mann, aber der größte Schwätzer dieser Erde, und der gewiss nie ein Staatsgeheimnis verschwiegen hat!) der Redakteur jener Revue ist der eingefleischteste Racenmäkler, und sein drittes Wort ist immer germanische, romanische und semitische Race . . . Sein größter Schmerz ist, dass der Champion des Germanenthums, sein Liebling Wolfgang Menzel, alle Kennzeichen der mongolischen Abstammung im Gesichte trägt.

Ich finde es für nöthig, hier zu bemerken, dass ich den langweilig breiten Schmähartikel, den jüngst die erwähnte Dreimonatsschrift gegen mich auskramte, keineswegs der bloßen Teutomanie, nicht

einmal einem persönlichen Grolle, beimesse. Ich war lange der Meinung, als ob der Verfasser, ein gewisser G. Pf., durch jenen Artikel seinen Freund Menzel rächen wolle. Aber ich muss der Wahrheit gemäß meinen Irrthum bekennen. Ich ward seitdem verschiedenseitig eines Besseren unterrichtet. „Die Freundschaft zwischen dem Menzel und dem erwähnten G. Pf.," sagte mir unlängst ein ehrlicher Schwabe, „besteht nur darin, dass Letzterer dem Menzel, der kein Französisch versteht, mit seiner Kenntnis dieser Sprache aushilft. Und was den Angriff gegen Sie betrifft, so ist Das gar nicht so böse gemeint; der G. Pf. war früher der größte Enthusiast für Ihre Schriften, und wenn er jetzt so glühend gegen die Immoralität derselben eifert, so geschieht Das, um sich das Ansehen von strenger Tugend zu geben und sich gegen den Verdacht der sokratischen Liebe, der auf ihm lastete, etwas zu decken."

Ich würde den Ausdruck „sokratische Liebe" gern umschrieben haben, aber es sind die eigenen Worte des Dr. D.....r, der mir diese harmlose Konfidenz machte. Dr. D.....r, der gewiss Nichts dagegen hätte, wenn ich seinen ganzen Namen mittheilte, ist ein Mann von ausgezeichnetem Geist und von einer Wahrheitsliebe, die sich in seinem

ganzen Wesen ausspricht. Da er sich in diesem Augenblick zu London befindet, konnte ich ohne vorläufige Anfrage seinen Namen nicht ganz ausschreiben; er steht aber zu Dienst, so wie auch der ganze Name eines der achtungswerthesten Pariser Gelehrten, des Pr. D.....g, in dessen Gegenwart mir dieselbe Mittheilung wiederholt ward. Für das Publikum aber ist es nützlich zu erfahren, welche Motive sich zuweilen unter dem bekannten „sittlich-religiös-patriotischen Bettlermantel" verbergen.

Ich habe mich nur scheinbar von meinem Gegenstande entfernt. Manche Angriffe gegen den seligen Börne finden durch obige Winke ihre theilweise Erklärung. Dasselbe ist der Fall in Beziehung auf sein Buch: „Menzel, der Franzosenfresser." Diese Schrift ist eine Vertheidigung des Kosmopolitismus gegen den Nationalismus; aber in dieser Vertheidigung sieht man, wie der Kosmopolitismus Börne's nur in seinem Kopfe saß, statt daß der Patriotismus tief in seinem Herzen wurzelte, während bei seinem Gegner der Patriotismus nur im Kopfe spukte und die kühlste Indifferenz im Herzen gähnte ... Die listigen Worte, womit Menzel sein Deutschthum, wie ein Hausierjude seinen Plunder, anpreist, seine alten Tiraden von Hermann dem Cherusker, dem Korsen, dem gesunden Pflanzenschlaf, Martin

Luther, Blücher, der Schlacht bei Leipzig, womit er den Stolz des deutschen Volkes kitzeln will, alle diese abgelebten Redensarten weiß Börne so zu beleuchten, daſs ihre lächerliche Nichtigkeit aufs ergötzlichste veranschaulicht wird; und dabei brechen aus seinem eigenen Herzen die rührendsten Naturlaute der Vaterlandsliebe, wie verschämte Geständnisse, die man in der letzten Stunde des Lebens nicht mehr zurückhalten kann, die wir mehr hervorschluchzen als aussprechen . . . Der Tod steht daneben und nickt als unabweisbarer Zeuge der Wahrheit!

Ja, er war nicht bloß ein guter Schriftsteller, sondern auch ein großer Patriot.

In Beziehung auf Börne's schriftstellerischen Werth muſs ich hier auch seine Übersetzung der Paroles d'un croyant erwähnen, die er ebenfalls in seinem letzten Lebensjahre angefertigt, und die als ein Meisterstück des Stils zu betrachten ist. Daſs er eben dieses Buch übersetzte, daſs er sich überhaupt in die Ideenkreise Lamennais's verlocken ließ, will ich jedoch nicht rühmen. Der Einfluſs, den dieser Priester auf ihn ausübte, zeigte sich nicht bloß in der erwähnten Übersetzung der Paroles d'un croyant, sondern auch in verschiedenen französischen Aufsätzen, die Börne damals für den „Re-

formateur“ und die „Balance“ schrieb, in jenen merkwürdigen Urkunden seines Geistes, wo sich ein Verzagen, ein Verzweifeln an protestantischer Vernunftautorität gar bedenklich offenbart und das erkrankte Gemüth in katholische Anschauungen hinüber schmachtet . . .

Es war vielleicht ein Glück für Börne, dass er starb . . . Wenn nicht der Tod ihn rettete, vielleicht sähen wir ihn heute römisch-katholisch blamiert.

Wie ist Das möglich? Börne wäre am Ende katholisch geworden? Er hätte in den Schoß der römischen Kirche sich geflüchtet und das leidende Haupt durch Orgelton und Glockenklang zu betäuben gesucht? Nun ja, er war auf dem Wege, Dasselbe zu thun, was so manche ehrliche Leute schon gethan, als der Ärger ihnen ins Hirn stieg und die Vernunft zu fliehen zwang, und die arme Vernunft ihnen beim Abschied nur noch den Rath gab: „Wenn ihr doch verrückt sein wollt, so werdet katholisch, und man wird euch wenigstens nicht einsperren, wie andere Monomanen.“

„Aus Ärger katholisch werden“ — so lautet ein deutsches Sprichwort, dessen verflucht tiefe Bedeutung mir jetzt erst klar wird. — Ist doch der Katholicismus die schauerlich reizendste Blüthe jener

Doktrin der Verzweiflung, deren ſchnelle Verbreitung über die Erde nicht mehr als ein großes Wunder erſcheint, wenn man bedenkt, in welchem grauenhaft peinlichen Zuſtand die ganze römiſche Welt ſchmachtete . . . Wie der Einzelne ſich troſtlos die Adern öffnete und im Tode ein Aſyl ſuchte gegen die Tyrannei der Cäſaren: ſo ſtürzte ſich die große Menge in die Ascetik, in die Abtödtungslehre, in die Martyrſucht, in den ganzen Selbſtmord der nazareniſchen Religion, um auf einmal die damalige Lebensqual von ſich zu werfen und den Folterknechten des herrſchenden Materialismus zu trotzen . . .

Für Menſchen, denen die Erde Nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden . . . Heil dieſer Erfindung! Heil einer Religion, die dem leidenden Menſchengeſchlecht in den bittern Kelch einige ſüße, einſchläfernde Tropfen goſs, geiſtiges Opium, einige Tropfen Liebe, Hoffnung und Glauben!

Ludwig Börne war, wie ich bereits in der erſten Abtheilung erwähnte, ſeiner Natur nach ein geborner Chriſt, und dieſe ſpiritualiſtiſche Richtung muſſte in den Katholicismus überſchnappen, als die verzweifelnden Republikaner, nach den ſchmerzlichſten Niederlagen, ſich mit der katholiſchen Partei verbanden. — Wie weit iſt es Ernſt mit dieſer Verbindung? Ich kann's nicht ſagen. Manche Re-

publikaner mögen wirklich aus Ärger katholisch geworden sein. Die Meisten jedoch verabscheuen im Herzen ihre neuen Alliierten, und es wird Komödie gespielt von beiden Seiten. Es gilt nur den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, und in der That, die Verbindung der beiden Fanatismen, des religiösen und des politischen, ist bedrohlich im höchsten Grade. Zuweilen aber geschieht es, daſs die Menschen sich in ihrer Rolle verlieren und aus dem listigen Spiel ein plumper Ernst wird; und so mag wohl mancher Republikaner so lange mit den katholischen Symbolen geliebäugelt haben, bis er zuletzt daran wirklich glaubte; und mancher schlaue Pfaffe mag so lange die Marseillaise gesungen haben, bis sie sein Lieblingslied ward, und er nicht mehr Messe lesen kann, ohne in die Melodie dieses Schlachtgesanges zu verfallen.

Wir armen Deutschen, die wir leider keinen Spaß verstehen, wir haben das Fraternisieren des Republikanismus und des Katholicismus für baren Ernst genommen, und dieser Irrthum kann uns einst sehr theuer zu stehen kommen. Arme deutsche Republikaner, die ihr Satan bannen wollt durch Beelzebub, ihr werdet, wenn euch solcher Exorcismus gelänge, erst recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe gerathen! Wie gar manche deutsche

Patrioten, um protestantische Regierungen zu befehden, mit der katholischen Partei gemeinschaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich soviel Herzleid bereiteten, man wird mir schwerlich eine blinde Sympathie für Borussia zuschreiben: ich darf daher freimüthig gestehen, dass ich in dem Kampfe Preußens mit der katholischen Partei nur Ersterem den Sieg wünsche ... Denn eine Niederlage würde hier nothwendig zur Folge haben, dass einige deutsche Provinzen, die Rheinlande, für Deutschland verloren gingen. — Was kümmert es aber die frommen Leute in München, ob man am Rhein Deutsch oder Französisch spricht; für sie ist es hinreichend, dass man dort lateinisch die Messe singt. Pfaffen haben kein Vaterland, sie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom.

Dass aber der Abfall der Rheinlande, ihr Heimfall an das romanische Frankreich, eine ausgemachte Sache ist zwischen den Helden der katholischen Partei und ihren französischen Verbündeten, wird männiglich bekannt sein. Zu diesen Verbündeten gehört seit einiger Zeit auch ein gewisser ehemaliger Jakobiner, der jetzt eine Krone trägt und mit gewissen gekrönten Jesuiten in Deutsch-

land unterhandelt . . . Frommer Schacher! scheinheiliger Verrath am Vaterland!

Es versteht sich von selbst, dass unser armer Börne, der sich nicht bloß von den Schriften, sondern auch von der Persönlichkeit Lamennaie's ködern ließ und an den Umtrieben der römischen Freiwerber unbewusst Theil nahm, es versteht sich von selbst, dass unser armer Börne nimmermehr die Gefahren ahnte, die durch die Verbündung der katholischen und republikanischen Partei unser Deutschland bedrohen. Er hatte hiervon auch nicht die mindeste Ahnung, er, dem die Integrität Deutschlands, eben so sehr wie dem Schreiber dieser Blätter, immer am Herzen lag. Ich muss ihm in dieser Beziehung das glänzendste Zeugnis ertheilen. „Auch keinen deutschen Nachttopf würde ich an Frankreich abtreten," rief er einst im Eifer des Gesprächs, als Jemand bemerkte, dass Frankreich, der natürliche Repräsentant der Revolution, durch den Wiederbesitz der Rheinlande gestärkt werden müsse, um dem aristokratisch-absolutistischen Europa desto sicherer widerstehen zu können.

„Keinen Nachttopf tret' ich ab," rief Börne, im Zimmer auf und ab stampfend, ganz zornig.

„Es versteht sich," bemerkte ein Dritter, „wir treten den Franzosen keinen Fußbreit Land vom

deutſchen Boden ab; aber wir ſollten ihnen einige deutſche Landsleute abtreten, deren wir allenfalls entbehren können. Was dächten Sie, wenn wir den Franzoſen z. B. den Raumer und den Rotteck abträten?"

„Nein, nein," rief Börne, aus dem höchſten Zorn in Lachen übergehend, „auch nicht einmal den Raumer oder den Rotteck trete ich ab, die Kollektion wäre nicht mehr komplet, ich will Deutſchland ganz behalten, wie es iſt, mit ſeinen Blumen und ſeinen Diſteln, mit ſeinen Rieſen und Zwergen . . . nein, auch die beiden Nachttöpfe trete ich nicht ab!"

Ja, dieſer Börne war ein großer Patriot, vielleicht der größte, der aus Germania's ſtiefmütterlichen Brüſten das glühendſte Leben und den bitterſten Tod geſogen! In der Seele dieſes Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verſchämt, wie jede Liebe, ſich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelndem Murrſinn verſteckte, aber in unbewachter Stunde deſto gewaltſamer hervorbrach. Wenn Deutſchland allerlei Verkehrtheiten beging, die böſe Folgen haben konnten, wenn es den Muth nicht hatte, eine heilſame Medicin einzunehmen, ſich den Staar ſtechen zu laſſen oder ſonſt eine kleine Operation aus-

zuhalten, dann tobte und schimpfte Ludwig Börne und stampfte und wetterte; — wenn aber das vorausgesehene Unglück wirklich eintrat, wenn man Deutschland mit Füßen trat oder so lange peitschte, bis Blut floss, dann schmollte Börne nicht länger, und er fing an zu flennen, der arme Narr, der er war, und schluchzend behauptete er alsdann, Deutschland sei das beste Land der Welt und das schönste Land, und die Deutschen seien das schönste und edelste Volk, eine wahre Perle von Volk, und nirgends sei man klüger als in Deutschland, und sogar die Narren seien dort gescheit, und die Flegelei sei eigentlich Gemüth, und er sehnte sich ordentlich nach den geliebten Rippenstößen der Heimat, und er hatte manchmal ein Gelüste nach einer recht saftigen deutschen Dummheit, wie eine schwangere Frau nach einer Birne. Auch wurde für ihn die Entfernung vom Vaterlande eine wahre Marter, und manches böse Wort in seinen Schriften hat diese Qual hervorgepresst. Wer das Exil nicht kennt, begreift nicht, wie grell es unsere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unsere Gedanken gießt. Dante schrieb seine Hölle im Exil. Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch, was Vaterlandsliebe ist, Vaterlandsliebe mit all' ihren süßen Schrecken und sehnsüchtigen Kümmernissen! Zum Glück für

unſere Patrioten, die in Frankreich leben müſſen, bietet dieſes Land ſo viele Ähnlichkeit mit Deutſchland; faſt daſſelbe Klima, dieſelbe Vegetation, dieſelbe Lebensweiſe. „Wie furchtbar muſs das Exil ſein, wo dieſe Ähnlichkeit fehlt," bemerkte mir einſt Börne, als wir im Jardin-des-Plantes ſpazieren gingen, „wie ſchrecklich, wenn man um ſich her nur Palmen und tropiſche Gewächſe ſähe und ganz wildfremde Thierarten, wie Kängurus und Zebras ... Zu unſerem Glücke ſind die Blumen in Frankreich ganz ſo wie bei uns zu Hauſe, die Veilchen und Roſen ſehen ganz wie deutſche aus, auch die Ochſen und Kühe, und die Eſel ſind geduldig und nicht geſtreift, ganz wie bei uns, und die Vögel ſind gefiedert und ſingen in Frankreich ganz ſo wie in Deutſchland, und wenn ich gar hier in Paris die Hunde herumlaufen ſehe, kann ich mich ganz wieder über den Rhein zurückdenken, und mein Herz ruft mir zu: Das ſind ja unſre deutſchen Hunde!"

Ein gewiſſer Blödſinn hat lange Zeit in Börne's Schriften jene Vaterlandsliebe ganz verkannt. Über dieſen Blödſinn konnte er ſehr mitleidig die Achſeln zucken, und über die keuchenden alten Weiber, welche Holz zu ſeinem Scheiterhaufen herbeiſchleppten, konnte er mit Seelenruhe ein Sancta simplicitas! ausrufen. Aber wenn jeſuitiſche Bös-

willigkeit seinen Patriotismus zu verdächtigen suchte, gericth er in einen vernichtenden Grimm. Seine Entrüstung kennt alsdann keine Rücksicht mehr, und wie ein beleidigter Titane schleudert er die tödlichsten Quadersteine auf die züngelnden Schlangen, die zu seinen Füßen kriechen. Hier ist er in seinem vollen Rechte, hier lodert am edelsten sein Manneszorn. Wie merkwürdig ist folgende Stelle in den Pariser Briefen, die gegen Jarke gerichtet ist, der sich unter den Gegnern Börne's durch zwei Eigenschaften, nämlich Geist und Anstand, einigermaßen auszeichnet:

„Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Gentz bekömmt. Aber er verdiente nicht deren hundertsten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kömmt nur darauf an, was man dem Gentz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiss auch vielen Andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen

und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Ängſte und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchiſten und Ariſtokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth Alles, er warnt Alle. Die verborgenſten Geheimniſſe der großen Welt ſchreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm und erzähle jetzt Ihnen, was ſie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerſtören, ſondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefſten, ausgebreitetſten, feſteſten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Meſſer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerſtört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeſchlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längſtverſtorbenen, längſtverweſten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Iſt Das nicht toll? Dieſen Sommer eiferte er gegen das Feſt von Hambach. Das unſchuldige Feſt! Der gute Hammel!

Der Wolf von Bundestag, der oben am Fluſſe ſoff, warf dem Schafe von deutſchem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Waſſer, und er müſſe es auffreſſen. Herr Jarke iſt Zunge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Heſſen, Sachſen aus; dann die engliſche Reformbill; dann die polniſche, die belgiſche, die franzöſiſche Juliusrevolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerſtörte er den Lafayette, nicht den Lafayette der Julirevolution, ſondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikaniſche und die erſte franzöſiſche Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als ſähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide ſcharren, mit dem Gedanken, ſie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen ſetzte er ſeine Schaufel an die hundertundfünfzigjährige engliſche Revolution, die von 1688. Bald kömmt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und ſo wird Herr Jarke endlich zum lieben Gotte ſelbſt kommen, der die Unvorſichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erſchaffen, ehe er noch für einen König geſorgt hatte, wodurch ſich die Menſchheit in den Kopf geſetzt, ſie

könne auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke sollte aber nicht vergessen, dass, sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

„Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen Etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl Andere; aber an mich gedachte er gewiss am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenblatte einen Aufsatz: „Deutschland und die Revolution.“ Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sei, ist schwer zu entscheiden.

„Die Stelle aus Jarke's Artikel lautet folgendermaßen:

„„Übrigens ist es vollkommen richtig, dass jene Grundsätze, wie wir sie oben geschildert, niemals schaffend ins wirkliche Leben treten, dass Deutschland niemals in eine Republik nach dem Zuschnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, dass jene Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja, es ist zweifelhaft, ob die frechsten Führer der schlech-

ten Richtung nicht selbst bloß ein grausenhaftes Spiel mit Deutschlands höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst am besten wissen, daß dieser Weg ohne Rettung zum Verderben führt, und bloß deßhalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthistorischen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem sie ihrem Ursprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unsrigen erduldet.“ —

„O, Herr Jarke, Das ist zu arg! Und als Sie Dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rath, sondern Nichts weiter als das preußische Gegentheil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollten das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — Das verzeihen wir dem Kriminalisten und seiner schönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns

Rede ſtehen, Herr Jarke. Wie! wenn wir das deutſche Volk haſſten, würden wir mit aller unſerer Kraft dafür ſtreiten, es von der ſchmachvollſten Erniedrigung, in der es verſunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm laſtet, es von dem Übermuthe ſeiner Ariſtokraten, dem Hochmuthe ſeiner Fürſten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftſteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und ſo ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haſſten wir die Deutſchen, dann ſchrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die ſündevolle Rache hat Etwas, das entheiligt werden kann.“*)

---

*) Hier folgte im Originalmanuſkript ein ſpäter von Heine getilgtes Citat aus dem „Franzoſenfreſſer“ (Börne's ſämmtl. Werke. Bd VI, S. 396—408), eingeleitet durch nachſtehende Worte: „Ich kann nicht umhin, eine Parallelſtelle aus dem „Franzoſenfreſſer“ hier anzuführen, wo Börne in derſelben Weiſe die matte Kleinliſt, die geiſtige Dürftigkeit eines Raumer's beleuchtet. Der ehrliche Menzel hatte dieſe Bettel in ſeinem „Literaturblatte“ weidlich herausgeſtrichen, und Börne macht hierüber folgende Bemerkungen:

„„Und wie ſie ſich unter einander kennen ꝛc. — uns als Patrioten zu melden.““

Der Herausgeber.

Die Verdächtigung seines Patriotismus erregte bei Börne, in der angeführten Stelle, eine Mißlaune, die der bloße Vorwurf jüdischer Abstammung niemals in ihm hervorzurufen vermochte. Es amüsierte ihn sogar, wenn die Feinde, bei der Fleckenlosigkeit seines Wandels, ihm nichts Schlimmeres nachzusagen wussten, als daß er der Sprößling eines Stammes, der einst die Welt mit seinem Ruhme erfüllte und trotz aller Herabwürdigung noch immer die uralt heilige Weihe nicht ganz eingebüßt hat. Er rühmte sich sogar oft dieses Ursprungs, freilich in seiner humoristischen Weise, und den Mirabeau parodierend, sagte er einst zu einem Franzosen: „Jésus Christ — qui en parenthèse était mon cousin — a prêché l'égalité u. s. w." In der That, die Juden sind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet; tritt man sie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Kniee; während die Einen sich im schäbigsten Kothe des Schachers herumwühlen, ersteigen die Anderen den höchsten Gipfel der Menschheit, und Golgatha ist nicht der einzige Berg, wo ein jüdischer Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden sind das Volk des Geistes, und jedesmal, wenn sie zu ihrem Principe zurückkehren, sind sie groß und herrlich, und beschämen und überwinden ihre plumpen Drän-

ger. Der tiefsinnige Rosenkranz vergleicht sie mit dem Riesen Antäus, nur dass Dieser jedesmal erstarkte, wenn er die Erde berührte, Jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, sobald sie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erscheinung der grellsten Extreme! während unter diesen Menschen alle möglichen Fratzenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinsten Menschenthums, und wie sie einst die Welt in neue Bahnen des Fortschrittes geleitet, so hat die Welt vielleicht noch weitere Initiationen von ihnen zu erwarten . . .

„Die Natur," sagte mir einst Hegel, „ist sehr wunderlich; dieselben Werkzeuge, die sie zu den erhabensten Zwecken gebraucht, benutzt sie auch zu den niedrigsten Verrichtungen, z. B. jenes Glied, welchem die höchste Mission, die Fortpflanzung der Menschheit, anvertraut ist, dient auch zum — — —"

Diejenigen, welche über die Dunkelheit Hegel's klagen, werden ihn hier verstehen, und wenn er auch obige Worte nicht eben in Beziehung auf Israel aussprach, so lassen sie sich doch darauf anwenden.

Wie Dem auch sei, es ist leicht möglich, daſs die Sendung dieſes Stammes noch nicht ganz erfüllt, und namentlich mag Dieſes in Beziehung auf Deutſchland der Fall sein. Auch Letzteres erwartet einen Befreier, einen irdiſchen Meſſias — mit einem himmliſchen haben uns die Juden ſchon geſegnet — einen König der Erde, einen Retter mit Scepter und Schwert, und dieſer deutſche Befreier iſt vielleicht Derſelbe, deſſen auch Iſrael harret . . .

O theurer, ſehnſüchtig erwarteter Meſſias!

Wo iſt er jetzt, wo weilt er? Iſt er noch ungeboren, oder liegt er ſchon ſeit einem Jahrtauſend irgendwo verſteckt, erwartend die große rechte Stunde der Erlöſung? Iſt es der alte Barbaroſſa, der im Kyffhäuſer ſchlummernd ſitzt auf dem ſteinernen Stuhle und ſchon ſo lange ſchläft, daſs ſein weißer Bart durch den ſteinernen Tiſch durchgewachſen? . . . nur manchmal ſchlaftrunken ſchüttelt er das Haupt und blinzelt mit den halbgeſchloſſenen Augen, greift auch wohl träumend nach dem Schwert . . . und nickt wieder ein in den ſchweren Jahrtauſendſchlaf!

Nein, es iſt nicht der Kaiſer Rothbart, welcher Deutſchland befreien wird, wie das Volk glaubt, das deutſche Volk, das ſchlummerſüchtige, träumende

Volk, welches ſich auch ſeinen Meſſias nur in der Geſtalt eines alten Schläfers denken kann!

Da machen doch die Juden ſich eine weit beſſere Vorſtellung von ihrem Meſſias, und vor vielen Jahren, als ich in Polen war und mit dem großen Rabbi Manaſſe ben Naphtali zu Krakau verkehrte, horchte ich immer mit freudig offenem Herzen, wenn er von dem Meſſias ſprach . . . Ich weiß nicht mehr, in welchem Buche des Talmuds die Details zu leſen ſind, die mir der große Rabbi ganz treu mittheilte, und überhaupt nur in den Grundzügen ſchwebt mir ſeine Beſchreibung des Meſſias noch im Gedächtniſſe. Der Meſſias, ſagte er mir, ſei an dem Tage geboren, wo Jeruſalem durch den Böſewicht, Titus Veſpaſian, zerſtört worden, und ſeitdem wohne er im ſchönſten Pallaſte des Himmels, umgeben von Glanz und Freude, auch eine Krone auf dem Haupte tragend, ganz wie ein König . . . aber ſeine Hände ſeien gefeſſelt mit goldenen Ketten!

„Was,“ frug ich verwundert, „was bedeuten dieſe goldenen Ketten?“

„Die ſind nothwendig,“ erwiderte der große Rabbi mit einem ſchlauen Blick und einem tiefen Seufzer, „ohne dieſe Feſſel würde der Meſſias, wenn er manchmal die Geduld verliert, plötzlich

herabeilen und zu frühe, zur unrechten Stunde, das Erlösungswerk unternehmen. Er ist eben keine ruhige Schlafmütze. Er ist ein schöner, sehr schlanker, aber doch ungeheuer kräftiger Mann; blühend wie die Jugend. Das Leben, das er führt, ist übrigens sehr einförmig. Den größten Theil des Morgens verbringt er mit den üblichen Gebeten, oder lacht und scherzt mit seinen Dienern, welche verkleidete Engel sind und hübsch singen und die Flöte blasen. Dann lässt er sein langes Haupthaar kämmen, und man salbt ihn mit Narden und bekleidet ihn mit seinem fürstlichen Purpurgewande. Den ganzen Nachmittag studiert er die Kabbala. Gegen Abend lässt er seinen alten Kanzler kommen, der ein verkleideter Engel ist, eben so wie die vier starken Staatsräthe, die ihn begleiten, verkleidete Engel sind. Aus einem großen Buche muss alsdann der Kanzler seinem Herren vorlesen, was jeden Tag passierte . . . Da kommen allerlei Geschichten vor, worüber der Messias vergnügt lächelt, oder auch missmüthig den Kopf schüttelt . . . Wenn er aber hört, wie man unten sein Volk misshandelt, dann geräth er in den furchtbarsten Zorn und heult, dass die Himmel erzittern . . . Die vier starken Staatsräthe müssen dann den Ergrimmten zurückhalten, dass er nicht herabeile auf die

Erde, und sie würden ihn wahrlich nicht bewältigen, wären seine Hände nicht gefesselt mit den goldenen Ketten . . . Man beschwichtigt ihn auch mit sanften Reden, daſs jetzt die Zeit noch nicht gekommen sei, die rechte Rettungsstunde, und er sinkt am Ende aufs Lager und verhüllt sein Antlitz und weint . . ."

So ungefähr berichtete mir Manasse ben Naphtali zu Krakau, seine Glaubwürdigkeit mit Hinweisung auf den Talmud verbürgend. Ich habe oft an seine Erzählungen denken müssen, besonders in den jüngsten Zeiten, nach der Juliusrevolution. Ja, in schlimmen Tagen glaubte ich manchmal mit eignen Ohren ein Gerassel zu hören wie von goldenen Ketten, und dann ein verzweifelndes Schluchzen . . .

O verzage nicht, schöner Messias, der du nicht bloß Israel erlösen willst, wie die abergläubischen Juden sich einbilden, sondern die ganze leidende Menschheit! O, zerreißt nicht, ihr goldenen Ketten! O, haltet ihn noch einige Zeit gefesselt, daſs er nicht zu frühe komme, der rettende König der Welt!

Fünftes Buch.

„— — — Die politischen Verhältnisse jener Zeit (1799) haben eine gar betrübende Ähnlichkeit mit den neuesten Zuständen in Deutschland; nur dass damals der Freiheitssinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und sonstigen Literaten blühte, heutigen Tags aber unter Diesen viel minder, sondern weit mehr in der großen aktiven Masse, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, sich ausspricht. Während zur Zeit der ersten Revolution die bleiern deutscheste Schlafsucht auf dem Volke lastete und gleichsam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrschte, offenbarte sich in unserer Schriftwelt das wildeste Gähren und Wallen. Der einsamste Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutschlands lebte, nahm Theil an dieser Bewegung; fast sympathetisch, ohne von den politischen

Vorgängen genau unterrichtet zu sein, fühlte er ihre sociale Bedeutung und sprach sie aus in seinen Schriften. Dieses Phänomen mahnt mich an die großen Seemuscheln, welche wir zuweilen als Zierat auf unsere Kamine stellen, und die, wenn sie auch noch so weit vom Meere entfernt sind, dennoch plötzlich zu rauschen beginnen, sobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küste heranbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menschen-Ocean, die Revolution losfluthete, als es hier brandete und stürmte, da rauschten und brausten jenseits des Rheins die deutschen Herzen . . . Aber sie waren so isoliert, sie standen unter lauter fühlloſem Porzellan, Theetassen und Kaffekannen und chinesischen Pagoden, die mechanisch mit dem Kopfe nickten, als wüssten sie, wovon die Rede sei. Ach! unsere armen Vorgänger in Deutschland mussten für jene Revolutionssympathie sehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpsten und gemeinsten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris und sind hier in Armuth und Elend verkommen und verschollen. Ich habe jüngst einen blinden Landsmann gesehen, der noch seit jener Zeit in Paris ist; ich sah ihn im Palais Royal, wo er sich ein bischen an der Sonne gewärmt hatte. Es war schmerzlich anzusehen, wie

er blaſs und mager war und ſich ſeinen Weg an den Häuſern weiterfühlte. Man ſagte mir, es ſei der alte däniſche Dichter Heiberg. Auch die Dachſtube habe ich jüngſt geſehen, wo der Bürger Georg Forſter geſtorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutſchland blieben, wäre es aber noch weit ſchlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und ſeine Franzoſen uns beſiegt hätten. Napoleon hat gewiſs nie geahnt, daſs er ſelber der Retter der Ideologie geweſen. Ohne ihn wären unſere Philoſophen mitſammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutſchen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikaniſch geſinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um ſich der Fremdherrſchaft anzuſchließen, hüllten ſich ſeitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit verſchloſſenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten ſie, aber wehmüthig, und ſchwiegen; ſie nahmen faſt gar keinen Theil an dem patriotiſchen Enthuſiasmus, der damals mit allerhöchſter Bewilligung in Deutſchland emporjubelte. Sie wuſſten, was ſie wuſſten, und ſchwiegen. Da dieſe Republikaner eine ſehr keuſche, einfache Lebensart führen, ſo werden ſie gewöhnlich ſehr alt, und als die Juliusrevolution ausbrach, waren noch Viele von ihnen am Leben,

und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir sonst immer so gebeugt und fast blödsinnig schweigend umherwandeln gesehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten und die Hände drückten, und lustige Geschichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich sogar singen; denn im Kaffehause sang er uns die Marseiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die schönen Worte, und es dauerte nicht lange, so sangen wir sie besser als der Alte selbst; denn Der hat manchmal in der besten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es ist immer gut, wenn so alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden sie nicht vergessen, und Einige von uns werden sie einst jenen Enkeln einstudieren, die jetzt noch nicht geboren sind. Viele von uns aber werden unterdessen verfault sein, daheim im Gefängnisse, oder auf einer Dachstube in der Fremde — — —"

Obige Stelle, aus meinem Buche „De l'Allemagne" (sie fehlt in der deutschen Ausgabe)*)

*) In den späteren Auflagen vom zweiten Band des „Salon," sowie in der vorliegenden Gesammtausgabe der Heine'schen Werke, ist obige Stelle gehörigen Orts (Bd. V, S. 241 ff.) eingeschaltet worden. Der Herausgeber.

ſchrieb ich vor etwa ſechs Jahren, und indem ich ſie heute wieder überleſe, lagern ſich über meine Seele, wie feuchte Schatten, alle jene troſtloſen Betrübniſſe, wovon mich damals nur die erſten Ahnungen anwehten. Es rieſelt mir wie Eiswaſſer durch die glühendſten Empfindungen, und mein Leben iſt nur ein ſchmerzliches Erſtarren. O, kalte Winterhölle, worin wir zähneklappernd leben! . . . O Tod, weißer Schneemann im unendlichen Nebel, was nickſt du ſo verhöhnend! . . .

Glücklich ſind Die, welche in den Kerkern der Heimat ruhig hinmodern . . . denn dieſe Kerker ſind eine Heimat mit eiſernen Stangen, und deutſche Luft weht hindurch, und der Schlüſſelmeiſter, wenn er nicht ganz ſtumm iſt, ſpricht er die deutſche Sprache! . . . Es ſind heute über ſechs Monde, daſs kein deutſcher Laut an mein Ohr klang, und Alles, was ich dichte und trachte, kleidet ſich mühſam in ausländiſche Redensarten . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geiſtigen Exil kann nur ein deutſcher Dichter ſich eine Vorſtellung machen, der ſich gezwungen ſähe, den ganzen Tag franzöſiſch zu ſprechen, zu ſchreiben, und ſogar des Nachts am Herzen der Geliebten franzöſiſch zu ſeufzen! Auch meine Gedanken ſind exiliert, exiliert in eine fremde Sprache.

Glücklich sind Die, welche in der Fremde nur mit der Armuth zu kämpfen haben, mit Hunger und Kälte, lauter natürlichen Übeln . . . Durch die Luken ihrer Dachstuben lacht ihnen der Himmel und alle seine Sterne . . . O, goldenes Elend mit weißen Glacéhandschuhen, wie bist du unendlich qualsamer! . . . Das verzweifelnde Haupt muss sich frisieren lassen, wo nicht gar parfümieren, und die zürnenden Lippen, welche Himmel und Erde verfluchen möchten, müssen lächeln, und immer lächeln . . .

Glücklich sind Die, welche über das große Leid am Ende ihr letztes Bisschen Verstand verloren und ein sicheres Unterkommen gefunden in Charenton oder in Bicètre, wie der arme F***, wie der arme B***, wie der arme L*** und so manche Andere, die ich weniger kannte . . . Die Zelle ihres Wahnsinns dünkt ihnen eine geliebte Heimat, und in der Zwangsjacke dünken sie sich Sieger über allen Despotismus, dünken sie sich stolze Bürger eines freien Staates . . . Aber das Alles hätten sie zu Hause eben so gut haben können!

Nur der Übergang von der Vernunft zur Tollheit ist ein verdrießlicher Moment und gräßlich . . . Mich schaudert, wenn ich daran denke, wie der F*** zum letzten Male zu mir kam, um ernsthaft mit

mir zu verhandeln, daſs man auch die Mondmenſchen und die entfernteſten Sternebewohner in den großen Völkerbund aufnehmen müſſe. Aber wie ſoll man ihnen unſere Vorſchläge ankündigen? Das war die große Frage. Ein anderer Patriot hatte in ähnlicher Abſicht eine Art koloſſaler Spiegel erdacht, womit man Proklamationen mit Rieſenbuchſtaben in der Luft abſpiegelt, ſo daſs die ganze Menſchheit ſie auf einmal leſen könnte, ohne daſs Cenſor und Polizei es zu verhindern vermöchten ... Welches ſtaatsgefährliche Projekt! Und doch geſchieht deſſen keine Erwähnung in dem Bundestagsberichte über die revolutionäre Propaganda!

Am glücklichſten ſind wohl die Todten, die im Grabe liegen, auf dem Père-Lachaiſe, wie du, armer Börne!

Ja, glücklich ſind Diejenigen, welche in den Kerkern der Heimat, glücklich Die, welche in den Dachſtuben des körperlichen Elends, glücklich die Verrückten im Tollhaus, am glücklichſten die Todten! Was mich betrifft, den Schreiber dieſer Blätter, ich glaube mich am Ende gar nicht ſo ſehr beklagen zu dürfen, da ich des Glückes aller dieſer Leute gewiſſermaßen theilhaft werde durch jene wunderliche Empfänglichkeit, jene unwillkürliche Mitempfindung, jene Gemüthskrankheit, die wir bei den Poe-

ten finden und mit keinem rechten Namen zu bezeichnen wissen. Wenn ich auch am Tage wohlbeleibt und lachend dahinwandle durch die funkelnden Gassen Babylon's, glaubt mir's! sobald der Abend herabsinkt, erklingen die melancholischen Harfen in meinem Herzen, und gar des Nachts erschmettern darin alle Pauken und Cymbeln des Schmerzes, die ganze Janitscharenmusik der Weltqual, und es steigt empor der entsetzlich gellende Mummenschanz . . .

O welche Träume! Träume des Kerkers, des Elends, des Wahnsinns, des Todes! Ein schrillendes Gemisch von Unsinn und Weisheit, eine bunte vergiftete Suppe, die nach Sauerkraut schmeckt und nach Orangenblüthen riecht! Welch ein grauenhaftes Gefühl, wenn die nächtlichen Träume das Treiben des Tages verhöhnen, und aus den flammenden Mohnblumen die ironischen Larven hervorgucken und Rübchen schaben, und die stolzen Lorberbäume sich in graue Disteln verwandeln, und die Nachtigallen ein Spottgelächter erheben . . .

Gewöhnlich in meinen Träumen sitze ich auf einem Eckstein der Rue Laffitte, an einem feuchten Herbstabend, wenn der Mond auf das schmutzige Boulevardpflaster herabstrahlt mit langen Streiflichtern, so dass der Koth vergoldet scheint, wo nicht gar mit blitzenden Diamanten übersäet . . .

Die vorübergehenden Menſchen ſind ebenfalls nur glänzender Koth: Stockjobbers, Spieler, wohlfeile Skribenten, Falſchmünzer des Gedankens, noch wohlfeilere Dirnen, die freilich nur mit dem Leibe zu lügen brauchen, ſatte Faulbäuche, die im Café de Paris gefüttert worden und jetzt nach der Academie de Muſique hinſtürzen, nach der Kathedrale des Laſters, wo Fanny Elsler tanzt und lächelt . . . Dazwiſchen raſſeln auch die Karoſſen und ſpringen die Lakaien, die bunt wie Tulpen und gemein wie ihre gnädige Herrſchaft . . . Und wenn ich nicht irre, in einer jener frechen goldnen Kutſchen ſitzt der ehemalige Cigarrenhändler Aguado, und ſeine ſtampfenden Roſſe beſpritzen von oben bis unten meine roſarothen Trikotkleider . . . Ja, zu meiner eigenen Verwunderung bin ich ganz in roſarothen Trikot gekleidet, in ein ſogenanntes fleiſchfarbiges Gewand, da die vorgerückte Jahrzeit und auch das Klima keine völlige Nacktheit erlaubt, wie in Griechenland, bei den Thermopylen, wo der König Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern am Vorabend der Schlacht ganz nackt tanzte, ganz nackt, das Haupt mit Blumen bekränzt . . . Eben wie Leonidas auf dem Gemälde von David bin ich koſtümiert, wenn ich in meinen Träumen auf dem Eckſtein ſitze an der Rue Laffitte, wo der verdammte

Kutſcher von Aguado mir meine Trikothoſen beſpritzt . . . Der Lump, er beſpritzt mir ſogar den Blumenkranz, den ſchönen Blumenkranz, den ich auf meinem Haupt trage, der aber, unter uns geſagt, ſchon ziemlich trocken und nicht mehr duftet . . . Ach! es waren friſche, freudige Blumen, als ich mich einſt damit ſchmückte, in der Meinung, den andern Morgen ginge es zur Schlacht, zum heiligen Todesſieg für das Vaterland — — — Das iſt nun lange her, mürriſch und müßig ſitze ich an der Rue Laffitte und harre des Kampfes, und unterdeſſen welken die Blumen auf meinem Haupte, und auch meine Haare färben ſich weiß, und mein Herz erkrankt mir in der Bruſt . . . Heiliger Gott! was wird Einem die Zeit ſo lange bei ſolchem thatloſen Harren, und am Ende ſtirbt mir noch der Muth . . . Ich ſehe, wie die Leute vorbeigehen, mich mitleidig anſchauen und einander zuflüſtern: „Der arme Narr!“

Wie die Nachtträume meine Tagesgedanken verhöhnen, ſo geſchieht es auch zuweilen, daſs die Gedanken des Tages über die unſinnigen Nachtträume ſich luſtig machen, und mit Recht, denn ich handle im Traume oft wie ein wahrer Dummkopf. Jüngſt träumte mir, ich machte eine große Reiſe durch ganz Europa, nur daſs ich mich dabei keines

Wagens mit Pferden, sondern eines gar prächtigen Schiffes bediente. Das ging gut, wenn ein Fluss oder ein See sich auf meinem Wege befand. Solches war aber der seltenere Fall, und gewöhnlich musste ich über festes Land, was für mich sehr unbequem, da ich alsdann mein Schiff über weite Ebenen, Waldstege, Moorgründe, und sogar über sehr hohe Berge fortschleppen musste, bis ich wieder an einen Fluss oder See kam, wo ich gemächlich segeln konnte. Gewöhnlich aber, wie gesagt, musste ich mein Fahrzeug selber fortschleppen, was mir sehr viel Zeitverlust und nicht geringe Anstrengung kostete, so dass ich am Ende vor Überdruss und Müdigkeit erwachte. Nun aber, des Morgens beim ruhigen Kaffe, machte ich die richtige Bemerkung, dass ich weit schneller und bequemer gereist wäre, wenn ich gar kein Schiff besessen hätte und wie ein gewöhnlicher armer Teufel immer zu Fuß gegangen wäre.

Am Ende kommt es auf Eins heraus, wie wir die große Reise gemacht haben, ob zu Fuß oder zu Pferd oder zu Schiff . . . Wir gelangen am Ende Alle in dieselbe Herberge, in dieselbe schlechte Schenke, wo man die Thüre mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube so eng, so kalt,

ſo dunkel, wo man aber gut ſchläft, faſt gar zu gut . . .

Ob wir einſt auferſtehen? Sonderbar! meine Tagesgedanken verneinen dieſe Frage, und aus reinem Widerſpruchsgeiſte wird ſie von meinen Nachträumen bejaht. So z. B. träumte mir unlängſt, ich ſei in der erſten Morgenfrühe nach dem Kirchhof gegangen, und dort, zu meiner höchſten Verwunderung, ſah ich, wie bei jedem Grabe ein Paar blankgewichſter Stiefel ſtand, ungefähr wie in den Wirthshäuſern vor den Stuben der Reiſenden . . . Das war ein wunderlicher Anblick, es herrſchte eine ſanfte Stille auf dem ganzen Kirchhof, die müden Erdenpilger ſchliefen, Grab neben Grab, und die blankgewichſten Stiefel, die dort in langen Reihen ſtanden, glänzten im friſchen Morgenlicht, ſo hoffnungsreich, ſo verheißungsvoll, wie ein ſonnenklarer Beweis der Auferſtehung. — —

Ich vermag den Ort nicht genau zu bezeichnen, wo auf dem Père-Lachaiſe ſich Börne's Grab befindet. Ich bemerke Dieſes ausdrücklich. Denn während er lebte, ward ich nicht ſelten von reiſenden Deutſchen beſucht, die mich frugen, wo Börne wohne, und jetzt werde ich ſehr oft mit der Frage behelligt: wo Börne begraben läge? So viel man mir ſagt, liegt er unten auf der rechten Seite des Kirchhofs,

unter lauter Generälen aus der Kaiserzeit und Schauspielerinnen des Theatre-Français ... unter todten Adlern und todten Papageien.

In der „Zeitung für die elegante Welt“ las ich jüngst, daſs das Kreuz auf dem Grabe Börne's vom Sturme niedergebrochen worden. Ein jüngerer Poet beſang dieſen Umſtand in einem ſchönen Gedichte, wie denn überhaupt Börne, der im Leben ſo oft mit den faulſten Äpfeln der Proſa beſchmiſſen worden, jetzt nach ſeinem Tode mit den wohlduftigſten Verſen beräuchert wird. Das Volk ſteinigt gern ſeine Propheten, um ihre Reliquien deſto inbrünſtiger zu verehren; die Hunde, die uns heute anbellen, morgen küſſen ſie gläubig unſere Knochen! — —

Wie ich bereits geſagt habe, ich liefere hier weder eine Apologie noch eine Kritik des Mannes, womit ſich dieſe Blätter beſchäftigen. Ich zeichne nur ſein Bild, mit genauer Angabe des Ortes und der Zeit, wo er mir ſaß. Zugleich verhehle ich nicht, welche günſtige oder ungünſtige Stimmung mich während der Sitzung beherrſchte. Ich liefere dadurch den beſten Maßſtab für den Glauben, den meine Angaben verdienen.

Iſt aber einerſeits dieſes beſtändige Konſtatieren meiner Perſönlichkeit das geeignetſte Mittel,

ein Selbsturtheil des Lesers zu fördern, so glaube ich andererseits zu einem Hervorstellen meiner eigenen Person in diesem Buche besonders verpflichtet zu sein, da, durch einen Zusammenfluss der heterogensten Umstände, sowohl die Feinde wie die Freunde Börne's nie aufhörten, bei jeder Besprechung Desselben über mein eigenes Dichten und Trachten mehr oder minder wohlwollend oder böswillig zu räsonnieren. Die aristokratische Partei in Deutschland, wohl wissend, dass ihr die Mäßigung meiner Rede weit gefährlicher sei, als die Berserkerwuth Börne's, suchte mich gern als einen gleichgesinnten Kumpan Desselben zu verschreien, um mir eine gewisse Solidarität seiner politischen Tollheiten aufzubürden. Die radikale Partei, weit entfernt, diese Kriegslist zu enthüllen, unterstützte sie vielmehr, um mich in den Augen der Menge als ihren Genossen erscheinen zu lassen und dadurch die Autorität meines Namens auszubeuten. Gegen solche Machinationen öffentlich aufzutreten, war unmöglich; ich hätte nur den Verdacht auf mich geladen, als desavouierte ich Börne, um die Gunst seiner Feinde zu gewinnen. Unter diesen Umständen that mir Börne wirklich einen Gefallen, als er nicht bloß in kurz hingeworfenen Worten, sondern auch in erweiterten Auseinandersetzungen mich öffentlich an-

griff und über die Meinungsdifferenz, die zwischen uns herrschte, das Publikum selber aufklärte. Das that er namentlich im sechsten Bande seiner Pariser Briefe und in zwei Artikeln, die er in der französischen Zeitschrift „Le Réformateur“ abdrucken ließ*). Diese Artikel, worauf ich, wie bereits erwähnt worden, nie antwortete, gaben wieder Gelegenheit, bei jeder Besprechung Börne's auch von mir zu reden, jetzt freilich in einem ganz anderen Tone wie früher. Die Aristokraten überhäuften mich mit den perfidesten Lobsprüchen, sie priesen mich fast zu Grunde; ich wurde plötzlich wieder ein großer Dichter, nachdem ich ja eingesehen hätte, daſs ich meine politische Rolle, den lächerlichen Radikalismus, nicht weiter spielen könne. Die Radikalen hingegen fingen nun an, öffentlich gegen mich loszuziehen — (privatim thaten sie es zu jeder Zeit) — sie ließen kein gutes Haar an mir, sie sprachen mir allen Charakter ab, und ließen nur noch den Dichter gelten. — Ja, ich bekam, so zu sagen, meinen politischen Abschied und wurde gleichsam in Ruhe-

*) Einer dieser Artikel (über Heine's Buch „De l'Allemagne“) ist aus dem „Réformateur“ vom 30. Mai 1835 in der neuen Gesammtausgabe von Börne's Schriften, Bd. VII, S. 248 ff., wieder abgedruckt.

Der Herausgeber.

ſtand nach dem Parnaſſus verſetzt. Wer die erwähnten zwei Parteien kennt, wird die Großmuth, womit ſie mir den Titel eines Poeten ließen, leicht würdigen. Die Einen ſehen in einem Dichter nichts Anderes, als einen träumeriſchen Höfling müßiger Ideale. Die Anderen ſehen in dem Dichter gar Nichts; in ihrer nüchternen Hohlheit findet Poeſie auch nicht den dürftigſten Wiederklang.

Was ein Dichter eigentlich iſt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Doch können wir nicht umhin, über die Begriffe, die man mit dem Worte „Charakter" verbindet, unſere unmaßgebliche Meinung auszuſprechen.

Was verſteht man unter dem Wort „Charakter?"

Charakter hat Derjenige, der in den beſtimmten Kreiſen einer beſtimmten Lebensanſchauung lebt und waltet, ſich gleichſam mit derſelben identificiert, und nie in Widerſpruch geräth mit ſeinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geiſtern kann daher die Menge nie wiſſen, ob ſie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreiſe zu überſchauen, innerhalb derſelben ſich jene hohen Geiſter bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und

Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugnis noch Nothwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöd- und Kurzsichtigen klagen dann über Willkür, Inkonsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere und engere Lebensanschauung leichter ergründet und überschaut wird, und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein- für allemal auf öffentlichem Markte proklamiert haben, Diese kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zusammenhang begreifen, es besitzt einen Maßstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabei über seine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelösten Charade, und jubelt: „Seht, Das ist ein Charakter!"

Es ist immer ein Zeichen von Borniertheit, wenn man von der bornierten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird. Bei Schriftstellern ist Dies noch bedenklicher, da ihre Thaten eigentlich in Worten bestehen, und was das Publikum als Charakter in ihren Schriften verehrt, ist am Ende nichts Anders, als knechtische Hingebung an den Moment, als Mangel an Bildnerruhe, an Kunst.

Der Grundsatz, daſs man den Charakter eines Schriftstellers aus seiner Schreibweise erkenne, ist

nicht unbedingt richtig; er ist bloß anwendbar bei jener Masse von Autoren, denen beim Schreiben nur die augenblickliche Inspiration die Feder führt, und die mehr dem Worte gehorchen als befehlen. Bei Artisten ist jener Grundsatz unzulässig, denn Diese sind Meister des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkür, schreiben objektiv, und ihr Charakter verräth sich nicht in ihrem Stil.

Ob Börne ein Charakter ist, während Andere nur Dichter sind, diese unfruchtbare Frage können wir nur mit dem mitleidigsten Achselzucken beantworten.

„Nur Dichter" — wir werden unsere Gegner nie so bitter tadeln, daſs wir sie in eine und dieselbe Kategorie setzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter waren . . . Unter uns gesagt, diese Dichter, sogar der Letztere, zeigten manchmal Charakter!

„Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben sogar Nasen und riechen Nichts." — Diese Worte lassen sich sehr gut anwenden auf die plumpe Menge, die nie begreifen wird, daſs ohne innere Einheit keine geistige Größe möglich ist, und daſs, was eigent-

lich Charakter genannt werden muſs, zu den unerläſslichſten Attributen des Dichters gehört.

Die Diſtinktion zwiſchen Charakter und Dichter iſt übrigens zunächſt von Börne ſelbſt ausgegangen, und er hatte ſelber ſchon allen jenen ſchnöden Folgerungen vorgearbeitet, die ſeine Anhänger ſpäter gegen den Schreiber dieſer Blätter abhaſpelten. In den Pariſer Briefen und den erwähnten Artikeln des „Reformateur“ wird bereits von meinem charakterloſen Poetenthum und meiner poetiſchen Charakterloſigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen ſich dort die giftigſten Inſinuationen. Nicht mit beſtimmten Worten, aber mit allerlei Winken, werde ich hier der zweideutigſten Geſinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Geſinnungsloſigkeit, verdächtigt! Ich werde in derſelben Weiſe nicht bloß des Indifferentismus, ſondern auch des Widerſpruchs mit mir ſelber bezichtigt. Es laſſen ſich hier ſogar einige Ziſchlaute vernehmen, die — (können die Todten im Grabe erröthen?) — ja, ich kann dem Verſtorbenen dieſe Beſchämung nicht erſparen: er hat ſogar auf Beſtechlichkeit hingedeutet . . .

Schöne, ſüße Ruhe, die ich in dieſem Augenblick in tiefſter Seele empfinde! Du belohnſt mich hinreichend für Alles, was ich gethan, und für

Alles, was ich verſchmäht ... Ich werde mich weder gegen den Vorwurf der Indifferenz, noch gegen den Verdacht der Feilheit vertheidigen. Ich habe es vor Jahren, bei Lebzeiten der Inſinuanten, meiner unwürdig gehalten; jetzt fordert Schweigen ſogar der Anſtand. Das gäbe ein grauenhaftes Schauſpiel ... Polemik zwiſchen dem Tod und dem Exil! — Du reichſt mir aus dem Grabe die bittende Hand? ... Ohne Groll reiche ich dir die meinige ... Sieh, wie ſchön iſt ſie und rein! Sie ward nie beſudelt von dem Händedruck des Pöbels, eben ſo wenig wie vom ſchmutzigen Golde der Volksfeinde ... Im Grunde haſt du mich ja nie beleidigt ... In allen deinen Inſinuationen iſt auch für keinen Louisd'or Wahrheit!

Die Stelle in Börne's Pariſer Briefen, wo er am unumwundenſten mich angriff, iſt zugleich ſo charakteriſtiſch zur Beurtheilung des Mannes ſelbſt, ſeines Stiles, ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Blindheit, daſs ich nicht umhin kann, ſie hier mitzutheilen. Trotz des bitterſten Wollens war er nie im Stande, mich zu verletzen, und Alles, was er hier, ſo wie auch in den erwähnten Artikeln des „Reformateur" zu meinem Nachtheil vorbrachte, konnte ich mit einem Gleichmuthe leſen, als wäre es nicht gegen mich gerichtet, ſondern etwa gegen Nabucho-

donoſor, König von Babylon, oder gegen den Kalifen Harun-al-Raſchid, oder gegen Friedrich den Großen, welcher die Pasquille auf ſeine Perſon, die an den Berliner Straßenecken etwas zu hoch hingen, viel niedriger anzuheften befahl, damit das Publikum ſie beſſer leſen könne. Die erwähnte Stelle iſt datiert von Paris, den 25. Februar 1833, und lautet folgendermaßen:

„Soll ich über Heine's „Franzöſiſche Zuſtände" ein vernünftig Wort verſuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Miſsbehagen, das mir beim Leſen des Buches um den Kopf ſummte, und ſich bald auf dieſe, bald auf jene Empfindung ſetzte, hat mich ſo ärgerlich geſtimmt, daſs ich mich nicht verbürgen kann — ich ſage nicht: für die Richtigkeit meines Urtheils, denn ſolche anmaßliche Bürgſchaft übernehme ich nie — ſondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber beſonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daſs dieſe Verſtimmung nicht Heine's Schuld iſt. Wer ſo große Geheimniſſe wie er beſitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenſchlichkeit der öſterreichiſchen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden und in dem Könige von Baiern einen der edelſten und geiſtreichſten Fürſten, die je einen Thron geziert; den König der Franzoſen, als hätte er das

kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für schlecht, am dritten Tage wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daſs die Herren von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieser Weichmüthigkeit sich selbst noch für einen gefesteten Mann hält — wer so große Geheimnisse besitzt, Der mag noch größere haben, die das Räthselhafte seines Buches erklären; ich aber kenne sie nicht. Ich kann mich nicht bloß in das Denken und Fühlen jedes Andern, sondern auch in sein Blut und seine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnungen und Gefühle stellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muſs ich dabei mein eigenes Wesen nicht aufzuopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kömmt; wenn an einem Tage der höchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite in der Kirche Nichts sieht als die schönen Mädchen,

und mit ihnen liebäugelt und flüstert — so darf uns Das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

„Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigne. Weil er oft noch etwas Anders sein will, als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem, wie ihm, die Form das Höchste ist, Dem muss sie auch das Einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er ins Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, Der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenstaub ab, und bauet mit bildendem Wachse der Kunst ihre Zellen; aber er bildet die Zelle nicht, dass sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint; denn man weiß, dass er mit den Thränen nur seine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht; denn man weiß, dass er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange, bis sie in Blüthe kömmt, und sie muss verblühen,

ehe sie Früchte trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüthe stände; da sie aber wegen des rauhen Winters mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery-Kirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den schönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer andern Örtlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die dumm trägen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeste Jakobiner, der wüthendste Feind der Aristokraten und ließe alle Edelleute und Fürsten mit Wonne an

einem Tage niedermetzeln. Aber sähe er aus der Rocktasche des feuerspeienden Mirabeau auf deutsche Studentenart eine Tabackspfeife mit roth-schwarz-goldner Quaste hervorragen — dann pfui, Freiheit! Und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer dass es eine Redeübung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er athemreinen Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage, als er Das schrieb, einen deutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

„Wie kann man je Dem glauben, der selbst Nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr, Etwas zu glauben, dass er Gott den „Herrn" mit lauter Initialbuchstaben drucken lässt, um anzuzeigen, dass es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine, bei seiner sybaritischen Natur, kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, Der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die

Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde? Die Natur dichtet selten, und reimet niemals; wem ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, Der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie lässt jedem Dinge seinen Willen bis zur Reife der Missethat, und straft dann erst. Wer schwache Nerven hat und Gefahren scheut, Der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken ausstreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis sie zu schmächtig wird zur Missethat.

„Heine hat in meinen Augen so großen Werth, dass es ihm nicht immer gelingen wird, sich zu überschätzen. Also nicht diese Selbstüberschätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, sondern dass er überhaupt die Wirksamkeit einzelner Menschen überschätzt, ob er es zwar in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, dass heute die Individuen Nichts mehr gelten, dass selbst Voltaire und Rousseau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir Viel sind? Nichts, als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter, vernehmlicher Stimme, was uns, Jedem von seiner

Partei, aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich sprechen, oder gar verrätherisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergisst eben Heine, und weil er glaubt, er, wie mancher Andere auch, könnte eine Partei zu Grunde richten oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder, wo seine Freunde, noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miserablen Menschen hat die Natur zum Glück nur einen Rücken gegeben, so dass wir die Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine hat aber zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die Schläge der Demokraten, und um Beiden auszuweichen, muss er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

„Um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: die jesuitisch-aristokratische Partei in Deutschland verleumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um den Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter

Royaliſt und werde ewig monarchiſch geſinnt bleiben; in einem Pariſer Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, ſei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern, — alle ſechzehn von höchſt gefährlicher republikaniſcher Geſinnung, — der einzige Royaliſt geweſen, und darum ſtünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich ſagt er: „„Ich bin, bei Gott! kein Republikaner; ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab.““ Ferner: „„Wenn die Inſurrektion vom 5. Juni nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gern dieſe Narrheit.““ Ich nicht. Republikaner, die ſolche Narren wären, daſs ſie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müſſen, um ihr Ziel zu erreichen, Die gehörten in das Tollhaus.

„Auf dieſe Weiſe glaubt Heine bald dem Abſolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man ſich von ihm abwendet, Das begreife ich nicht. Jetzt wird, zur Wiedervergeltung, der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann ſind ſie quitt, und ſo hart ſie auch auf einander ſtoßen mögen, können ſie ſich nie ſehr wehe thun.

Dieſe weiche Art, Krieg zu führen, iſt ſehr löblich, und an einem blaſenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in dieſem Falle fehlen*).

„Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hat, ein ehrlicher Mann zu ſein, ſo iſt es Heine, und auf dieſem Wege könnte er ſein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken; und wenn er, ſein eignes Weſen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernſthaft ſcheint, wo er lachen, demüthig, wo er ſpotten möchte, ſo merkt es Jeder gleich, und er hat von ſolcher Verſtellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt ſich, den Jeſuiten des Liberalismus zu ſpielen. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daſs dieſes Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle iſt, darf ſie kein ehrlicher Mann ſelbſt übernehmen, ſondern muſs ſie Andern überlaſſen. So,

*) Die wunderliche Konſtruktion des letzten Satzes (vielleicht liegt ein Druckfehler zu Grunde) findet ſich in allen Ausgaben der Börne'ſchen Briefe.

Der Herausgeber.

ſeiner beſſern Natur zum Spott, findet Heine ſeine Freude daran, zu diplomatiſieren und ſeine Zähne zum Gefängnisgitter ſeiner Gedanken zu machen, hinter welchem ſie Jeder ganz deutlich ſieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daſs er Etwas zu verbergen habe, ſo weit bringt er es in der Verſtellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln ſucht, bittet er ihn, es zu unterlaſſen; „„denn es ſchien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weiſe ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen müſſte.““ Die Tagesleidenſchaft gegen den Adel, die ſchon fünfzigmal dreihundert fünfundſechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke, noch Heine, noch ſonſt Einer noch furchtbarer machen, als ſie ſchon iſt. Um von Etwas warm zu ſprechen, ſoll man alſo warten, bis die Leidenſchaft, der es Nahrung geben kann, gedämpft iſt, um ſie dann von Neuem zu entzünden? Das iſt freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt Etwas zu wiſſen, das Lafayette gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Juni-Inſurrektion vertheidigen kann; aber „„eine leicht begreifliche Diskretion““ hält ihn ab, ſich deutlich auszuſprechen. Wenn Heine auf dieſem Wege Miniſter wird, dann will ich verdammt ſein,

sein geheimer Sekretär zu werden und ihn von Morgen bis Abend anzusehen, ohne zu lachen."

Ich möchte herzlich gern auch die erwähnten zwei Artikel des „Reformateur" hier mittheilen, aber drei Schwierigkeiten halten mich davon ab; erstens würden diese Artikel zu viel Raum einnehmen, zweitens, da sie auf Französisch geschrieben, müsste ich sie selber übersetzen, und drittens, obgleich ich schon in zehn Cabinets de lecture nachgefragt, habe ich nirgends mehr ein Exemplar des bereits eingegangenen „Reformateur" auftreiben können. Doch der Inhalt dieser Artikel ist mir noch hinlänglich bekannt. Sie enthielten die malitiösesten Insinuationen über Abtrünnigkeit und Inkonsequenz, allerlei Anschuldigung von Sinnlichkeit, auch wird darin der Katholicismus gegen mich in Schutz genommen u. s. w. — Von Vertheidigung dagegen kann hier nicht die Rede sein; diese Schrift, welche weder eine Apologie, noch eine Kritik des Verstorbenen sein soll, bezweckt auch keine Justifikation des Überlebenden. Genug, ich bin mir der Redlichkeit meines Willens und meiner Absichten bewusst, und werfe ich einen Blick auf meine Vergangenheit, so regt sich in mir ein fast freudiger Stolz über die gute Strecke Weges, die ich bereits zurückgelegt.

Wird meine Zukunft von ähnlichen Fortſchritten zeugen?

Aufrichtig geſagt, ich zweifle daran. Ich fühle eine ſonderbare Müdigkeit des Geiſtes; wenn er auch in der letzten Zeit nicht Viel geſchaffen, ſo war er doch immer auf den Beinen. Ob Das, was ich überhaupt ſchuf in dieſem Leben, gut oder ſchlecht war, darüber wollen wir nicht ſtreiten. Genug, es war groß; ich merkte es an der ſchmerzlichen Erweiterung der Seele, woraus dieſe Schöpfungen hervorgingen . . . und ich merke es auch an der Kleinheit der Zwerge, die davor ſtehen und ſchwindlicht hinaufblinzeln . . . Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und ſie ſtoßen ſich nur die Naſen an dem Piedeſtal jener Monumente, die ich in der Literatur Europa's aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutſchen Geiſtes. Sind dieſe Monumente ganz makellos, ſind ſie ganz ohne Fehl und Sünde? Wahrlich, ich will auch hierüber nichts Beſtimmtes behaupten. Aber was die kleinen Leute daran auszuſetzen wiſſen, zeugt nur von ihrer eigenen putzigen Beſchränktheit. Sie erinnern mich an die kleinen Pariſer Badauds, die bei der Aufrichtung des Obelisk auf der Place Louis XVI. über den Werth oder die Nützlichkeit dieſes großen Sonnenzeigers ihre reſpektiven Anſichten austauſchten.

Bei dieser Gelegenheit kamen die ergötzlichsten Philistermeinungen zum Vorschein. Da war ein schwindsüchtig dünner Schneider, welcher behauptete, der rothe Stein sei nicht hart genug, um dem nordischen Klima lange zu widerstehen, und das Schneewasser werde ihn bald zerbröckeln und der Wind ihn niederstürzen. Der Kerl hieß Petit Jean und machte sehr schlechte Röcke, wovon kein Fetzen auf die Nachwelt kommen wird, und er selbst liegt schon verscharrt auf dem Père la Chaise. Der rothe Stein aber steht noch immer fest auf der Place Louis XVI., und wird noch Jahrhunderte dort stehen bleiben, trotzend allem Schneewasser, Wind und Schneidergeschwätz!

Das Spaßhafteste bei der Aufrichtung des Obelisken war folgendes Ereignis:

Auf der Stelle, wo der große Stein gelegen, ehe man ihn aufrichtete, fand man einige kleine Skorpionen, wahrscheinlich entsprungen aus etwelchen Skorpioneneiern, die in der Emballage des Obelisken aus Ägypten mitgebracht und hier zu Paris von der Sonnenhitze ausgebrütet wurden. Über diese Skorpionen erhuben nun die Badauds ein wahres Zetergeschrei, und sie verfluchten den großen Stein, dem Frankreich jetzt die giftigen Skorpionen verdanke, eine neue Landplage, woran

noch Kinder und Kindeskinder leiden würden . . . Und sie legten die kleinen Ungethüme in eine Schachtel und brachten sie zum Commisaire de Police des Madelaine-Viertels, wo gleich Procès-verbal darüber aufgenommen wurde . . . und Eile that Noth, da die armen Thierchen einige Stunden nachher starben . . .

Auch bei der Aufrichtung großer Geistesobelisken können allerlei Skorpionen zum Vorschein kommen, kleinliche Giftthierchen, die vielleicht ebenfalls aus Ägypten stammen und bald sterben und vergessen werden, während das große Monument erhaben und unzerstörbar stehen bleibt, bewundert von den spätesten Enkeln. — —

Es ist doch eine sonderbare Sache mit dem Obelisken des Luxor, welchen die Franzosen aus dem alten Mizraim herübergeholt und als Zierat aufgestellt haben inmitten jenes grauenhaften Platzes, wo sie mit der Vergangenheit den entsetzlichen Bruch gefeiert am 21. des Januar 1793. Leichtsinnig wie sie sind, die Franzosen, haben sie hier vielleicht einen Denkstein aufgepflanzt, der den Fluch ausspricht über Jeden, welcher Hand legt an das heilige Haupt Pharao's!

Wer enträthselt diese Stimme der Vorzeit, diese uralten Hieroglyphen? Sie enthalten vielleicht

keinen Fluch, ſondern ein Recept für die Wunde unſerer Zeit! O, wer leſen könnte! Wer ſie ausſpräche, die heilenden Worte, die hier eingegraben . . . Es ſteht hier vielleicht geſchrieben, wo die verborgene Quelle rieſelt, woraus die Menſchheit trinken muſs, um geheilt zu werden, wo das geheime Waſſer des Lebens, wovon uns die Amme in den alten Kindermärchen ſo Viel erzählt hat, und wonach wir jetzt ſchmachten als kranke Greiſe. — Wo fließt das Waſſer des Lebens? Wir ſuchen und ſuchen*) . . .

Ach, es wird noch eine gute Weile dauern, ehe wir das große Heilmittel ausfindig machen; bis dahin muſs noch eine lange ſchmerzliche Zeit dahingeſiecht werden, und allerlei Quackſalber werden auftreten mit Hausmittelchen, welche das Übel nur verſchlimmern. Da kommen zunächſt die Radikalen und verſchreiben eine Radikalkur, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchſtens den geſellſchaftlichen Grind vertreibt, aber nicht die innere Fäul-

*) Hier fanden ſich im Originalmanuſkript urſprünglich noch die ſpäter geſtrichenen Worte: „und ach, vielleicht der Mann, der es ſchon gefunden, vergaß einen Becher mitzubringen, und kann Nichts davon ſchöpfen, um ſich und Andere damit zu tränken.“

Der Herausgeber.

nis. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menschheit auf eine kurze Zeit von ihren wildesten Qualen zu befreien, so geschähe es doch nur auf Kosten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben sind; häßlich wie ein geheilter Philister wird er aufstehen von seinem Krankenlager, und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aschgrauen Gleichheitskostüm, wird er sich all sein Lebtag herumschleppen müssen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poesie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon Nichts übrig bleiben, als die Rumford'sche Suppe der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird sich kein Platz finden in dem Gemeinwesen unserer neuen Puritaner, und beide werden fletriert und unterdrückt werden, noch weit betrübsamer als unter dem älteren Regimente. Denn Schönheit und Genie sind ja auch eine Art Königthum, und sie passen nicht in eine Gesellschaft, wo Jeder, im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit, alle höhere Begabnis herabzuwürdigen sucht bis aufs banale Niveau.

Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter. „Der Dichter soll mit dem König gehen," diese Worte dürften jetzt einer ganz anderen Deutung anheimfallen. Ohne Autoritäts-

glauben kann auch kein großer Dichter emporkommen. Sobald ſein Privatleben von dem unbarmherzigſten Lichte der Preſſe beleuchtet wird, und die Tageskritik an ſeinen Worten würmelt und nagt, kann auch das Lied des Dichters nicht mehr den nöthigen Reſpekt finden. Wenn Dante durch die Straßen von Verona ging, zeigte das Volk auf ihn mit Fingern und flüſterte: „Der war in der Hölle!“ Hätte er ſie ſonſt mit allen ihren Qualen ſo treu ſchildern können? Wie weit tiefer, bei ſolchem ehrfurchtsvollen Glauben, wirkte die Erzählung der Franceska von Rimini, des Ugolino und aller jener Qualgeſtalten, die dem Geiſte des großen Dichters entquollen . . .

Nein, ſie ſind nicht bloß ſeinem Geiſte entquollen, er hat ſie nicht gedichtet, er hat ſie gelebt, er hat ſie gefühlt, er hat ſie geſehen, betaſtet, er war wirklich in der Hölle, er war in der Stadt der Verdammten . . . er war im Exil!*) — — —

*) Im Originalmanuſkript fand ſich hier noch folgende, ſpäter von Heine geſtrichene Stelle: „Ja, leider, das Regiment der Republikaner haben wir noch zu überdulden, aber, wie ich ſchon geſagt habe, nur auf eine kurze Zeit. Jene plebejiſchen Republiken, wie unſere heutigen Republikaner ſie träumen, können ſich nicht lange halten. Gleichviel von welcher Verfaſſung ein Staat ſei, er erhält ſich nicht bloß

Die öde Werkeltagsgesinnung der modernen Puritaner verbreitet sich schon über ganz Europa, wie eine graue Dämmerung, die einer starren Winterzeit vorausgeht ... Was bedeuten die armen Nachtigallen, die plötzlich schmerzlicher, aber auch süßer als je ihr melodisches Schluchzen erheben im deutschen Dichterwald? Sie singen ein wehmüthiges Ade! Die letzten Nymphen, die das Christenthum verschont hat, sie flüchten ins wildeste Dickicht! In welchem traurigen Zustande habe ich sie dort erblickt, jüngste Nacht! ...

---

durch Gemeinsinn und Patriotismus der Volksmasse, wie man gewöhnlich glaubt, sondern er erhält sich durch die Geistesmacht großer Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wissen wir, daß der eifersüchtige Gleichheitssinn in den oberwähnten Republiken alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückstoßen, ja unmöglich machen wird, und daß in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Knackwursthändler sich an die Spitze des Gemeinwesens stellen werden ... Wir haben's erlebt, durch dieses Grundübel ihres innersten Wesens gehen die plebejischen Republiken gleich zu Grunde, sobald sie mit energischen Oligarchien und Autokratien in einen entscheidenden Kampf treten.

„Dieses Bewußtsein, daß das Reich der Republikaner von kurzer Dauer sein wird, beruhigt mich, wenn ich es allmählich herandrohen sehe. Und in der That, die öde Werkeltagsgesinnung ꝛc."

Der Herausgeber.

Als ob die Bitterniſſe der Wirklichkeit nicht hinreichend kummervoll wären, quälen mich noch die böſen Nachtgeſichte ... In greller Bilderſchrift zeigt mir der Traum das große Leid, das ich mir gern verhehlen möchte, und das ich kaum auszuſprechen wage in den nüchternen Begriffslauten des hellen Tages. — — —

Jüngſte Nacht träumte mir von einem großen wüſten Walde und einer verdrießlichen Herbſtnacht. In dem großen wüſten Walde, zwiſchen den himmelhohen Bäumen, kamen zuweilen lichte Plätze zum Vorſchein, die aber von einem geſpenſtiſch weißen Nebel gefüllt waren. Hie und da aus dem dicken Nebel grüßte ein ſtilles Waldfeuer. Auf eines derſelben hinzuſchreitend, bemerkte ich allerlei dunkle Schatten, die ſich rings um die Flammen bewegten; doch erſt in der unmittelbarſten Nähe konnte ich die ſchlanken Geſtalten und ihre melancholiſch holden Geſichter genau erkennen. Es waren ſchöne, nackte Frauenbilder, gleich den Nymphen, die wir auf den lüſternen Gemälden des Julio Romano ſehen, und die in üppiger Jugendblüthe unter ſommergrünem Laubdach ſich anmuthig lagern und erluſtigen ... Ach! kein ſo heiteres Schauſpiel bot ſich hier meinem Anblick! Die Weiber meines Traumes, obgleich noch immer geſchmückt mit dem Lieb-

reiz ewiger Jugend, trugen dennoch eine geheime Zerstörnis an Leib und Wesen; die Glieder waren noch immer bezaubernd durch süßes Ebenmaß, aber etwas abgemagert und wie überfröstelt von kaltem Elend, und gar in den Gesichtern, trotz des lächelnden Leichtsinns, zuckten die Spuren eines abgrundtiefen Grams. Auch statt auf schwellenden Rasenbänken, wie die Nymphen des Julio, kauerten sie auf dem harten Boden unter halb entlaubten Eichbäumen, wo, statt der verliebten Sonnenlichter, die quirlenden Dünste der feuchten Herbstnacht auf sie herabsinterten . . . Manchmal erhob sich eine dieser Schönen, ergriff aus dem Reisig einen lodernden Brand, schwang ihn über ihr Haupt, gleich einem Thyrsus, und versuchte eine jener unmöglichen Tanzposituren, die wir auf etruskischen Vasen gesehen . . . aber traurig lächelnd, wie bezwungen von Müdigkeit und Nachtkälte, sank sie wieder zurück ans knisternde Feuer. Besonders eine unter diesen Frauen bewegte mein ganzes Herz mit einem fast wollüstigen Mitleid. Es war eine hohe Gestalt, aber noch weit mehr, als die Anderen, abgemagert an Armen, Beinen, Busen und Wangen, was jedoch, statt abstoßend, vielmehr zauberhaft anziehend wirkte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ehe ich mich Dessen versah, saß ich neben ihr am

Feuer, beschäftigt, ihre frostzitternden Hände und Füße an meinen brennenden Lippen zu wärmen; auch spielte ich mit ihren schwarzen feuchten Haarflechten, die über das griechisch gradnäsige Gesicht und den rührend kalten, griechisch kargen Busen herabhingen . . . Ja, ihr Haupthaar war von einer fast strahlenden Schwärze, so wie auch ihre Augenbrauen, die üppig schwarz zusammenflossen, was ihrem Blick einen sonderbaren Ausdruck von schmachtender Wildheit ertheilte. Wie alt bist du, unglückliches Kind? sprach ich zu ihr. „Frag mich nicht nach meinem Alter," — antwortete sie mit einem halb wehmüthig, halb frevelhaften Lachen — „wenn ich mich auch um ein Jahrtausend jünger machte, so bliebe ich doch noch ziemlich bejahrt! Aber es wird jetzt immer kälter und mich schläfert, und wenn du mir dein Knie zum Kopfkissen borgen willst, so wirst du deine gehorsame Dienerin sehr verpflichten . . ."

Während sie nun auf meinen Knien lag und schlummerte, und manchmal wie eine Sterbende im Schlafe röchelte, flüsterten ihre Gefährtinnen allerlei Gespräche, wovon ich nur sehr Wenig verstand, da sie das Griechische ganz anders aussprachen, als ich es in der Schule, und später auch beim alten Wolf, gelernt hatte . . . Nur so Viel begriff ich,

daſs ſie über die ſchlechte Zeit klagten und noch eine Verſchlimmerung derſelben befürchteten, und ſich vornahmen, noch tiefer waldeinwärts zu flüchten ... Da plötzlich, in der Ferne, erhob ſich ein Geſchrei von rohen Pöbelſtimmen ... Sie ſchrien, ich weiß nicht mehr, was*) ... Dazwiſchen kicherte ein katholiſches Mettenglöckchen ... Und meine ſchönen Waldfrauen wurden ſichtbar noch blaſſer und magerer, bis ſie endlich ganz in Nebel zerfloſſen, und ich ſelber gähnend erwachte.

*) „ein Geſchrei von rohen Stimmen: Es lebe die Republik!“ (ſpäter verbeſſert in: „Es lebe Lamennais!“) ſtand urſprünglich im Originalmanuſkript.

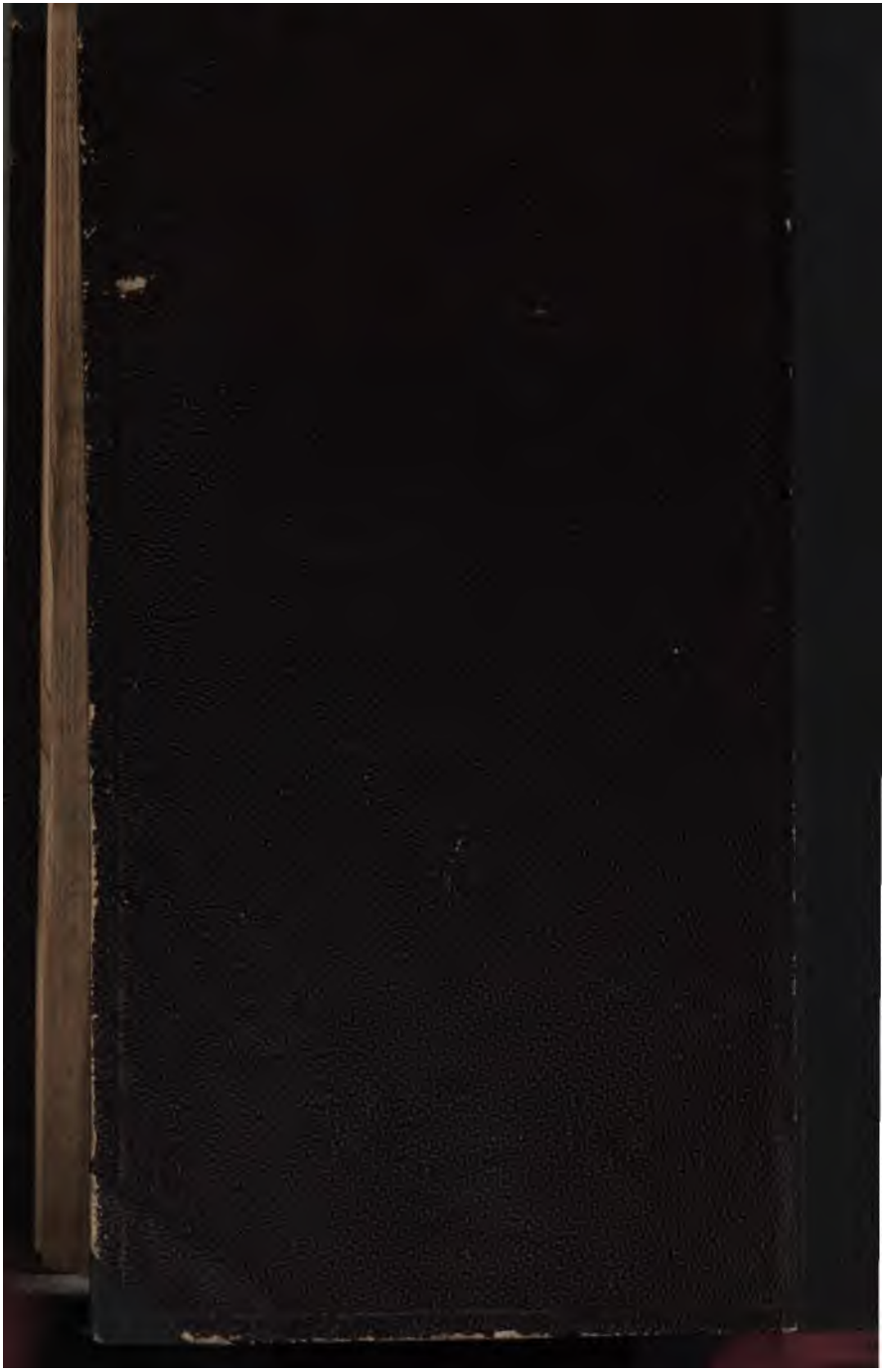
Der Herausgeber.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

Stanford University Libraries
3 6105 015 304 970

230
A1
186
v.14
12

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

FIXED TERM
AUG 31 1993